Digitized by Google

.(8°).407/2 Auerbach

Bibliothek
...ensburg

German. 407

Auf der Höhe.

Roman in acht Büchern

von

Berthold Auerbach.

Germ. (8°).
407.

Siebente Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1868.

Uebersetzungsrecht vorbehalten. Autorisirt sind in fr
A. Lacroix Verboekhoven & Comp. in Brüssel u
für Amerika: Bayard Taylor. Für England: Dr. '
London. In holländischer Sprache: 'Zenobia van L
in Utrecht).

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Es war im Spätsommer, als der Hof aus dem Seebad zurückkehrte.

Als erste Regierungshandlung mußte der König jetzt den Erlaß unterzeichnen, mit welchem das Ministerium Schnabelsdorf das widerspenstige Abgeordnetenhaus auflöste und Neuwahlen anordnete.

Der König war mißmuthig, denn er mußte eine Folgehandlung vollziehen, die ihn jetzt überraschte. Er war so froh belebt aus dem Bade zurückgekehrt und nun kam der Staat mit seinen Ansprüchen, wie ein unbefriedigter Gläubiger.

Der König freute sich der Zufriedenheit und allgemeinen Zustimmung seines Volkes, aber diese Zustimmung sollte eine selbstverständliche sein; jetzt wurde eine große Frage an das Land gerichtet und es war zweifelhaft, wie die Antwort lauten würde.

Die ausgiebige Unterhaltungskunst Schnabelsdorfs, ja die geschickte Betonung des Heroischen im Grundcharakter des Königs begegnete nur hoher Mißlaune.

Im ganzen Lande war große Bewegung. Man merkte indeß am Hofe wenig davon; die Herbstmanöver hatten begonnen und auf die nächsten Tage, nachdem der Hof noch einmal auf die Sommerburg übergesiedelt, war die Jagd im Hochgebirge angesetzt.

Der König bethätigte eine ungewöhnlich lebhafte Theilnahme an den Manövern. Die Fügsamkeit der geschlossenen Massen und ihre exakte Lenkung bildete einen haltvollen Gegensatz zu einer gewissen Zerfahrenheit und Auflösung im Lande. Man war aber natürlich

weit entfernt, nur an die Möglichkeit zu denken, diese Gegensätze thatsächlich einander gegenüber zu stellen.

In den Hofgesellschaften zeigte der König stets eine ausnehmend gute Laune; er hielt es für Pflicht, gerade bei innerm Mißmuth äußerlich um so zuversichtlicher und heiterer sich darzugeben und den gefälligen Schein zu wahren; die von Jugend an geübte Gewöhnung, sich immer in würdiger Haltung darzustellen, im Bewußtsein, stets beobachtet zu werden; die Rücksicht auf die Ansprüche einer vielgegliederten Umgebung und demgemäß nach allen Seiten hin angemessene Reden zu spenden; vor allem aber die Kunst des Ignorirens, die von Andern inne gehalten und daher auch selbst geübt werden muß, dazu das selbständige Kraftgefühl des Königs — Alles das ließ an ihm keine Spur des Mißmuthes erkennen. Er war immer voll heiteren Antheils, zumal wenn Irma zugegen. Sie vor Allem durfte kein Schwanken seines Naturells bemerken, denn sie hätte das anders deuten müssen. Es war Pflicht, bei jeder Begegnung jene gehobene Stimmung zu bewähren, die keinen Zwiespalt kennt und daraus Berechtigung und Sicherheit nimmt, sich über das Gesetz zu stellen. Und doch empfand der König jetzt zum Erstenmal die Unzuträglichkeit, im persönlichen Leben von einer Leidenschaft bewegt zu sein, während eine große, noch dazu mit Gegenkampf erfüllte Aufgabe die volle Manneskraft erheischt.

Auch Irma war von der Frische der Meereswellen neu belebt in die Residenz zurückgekehrt. Sie war schöner als je, wurde aber selten am Hofe gesehen, denn sie hielt sich viel bei Arabella auf.

Am Tage, nachdem Arabella eines Knaben genesen, kam Irma mit dem Leibarzt aus dem Hause Brunos.

„Diese ewige Kinderstube wird mir nachgerade zuwider," wollte Irma sagen, aber sie hielt es zurück.

Der Leibarzt ging schweigend neben ihr die teppichbelegte Treppe hinab. Seine Mienen waren ernst. Er war schon so lang in der großen Welt, aber immer noch verletzte es ihn wie eine grelle Dissonanz, daß Menschen wie Bruno, die, wie der beschönigende Ausdruck sagt, stark gelebt haben, auch noch des Vaterglückes theilhaftig werden sollen. Der Leibarzt hielt den Elfenbeingriff seines Stockes

an den Mund gedrückt, als wollte er damit seinem inneren Denken verbieten, zu Worte zu kommen. Schweigend setzte er sich mit Irma in den Wagen. Sie fuhren nach dem Schlosse.

„Meine Schwägerin Arabella hat mich mit einer schweren Aufgabe belastet," sagte Irma.

Gunther fragte nicht, worin diese Aufgabe bestehe; Irma mußte von selbst fortfahren:

„Ich habe ihr versprechen müssen, unserm Vater sogleich die Geburt des Enkelsohnes anzuzeigen. Sie wissen, er ist mit Bruno gänzlich zerfallen. Stünden Sie noch in der alten innigen Freundschaft mit meinem Vater, Sie wären der beste Vermittler."

„Ich kann nichts thun," entgegnete endlich Gunther kurzab. Er war auffällig zurückhaltend gegen Irma. Sie fühlte das und durfte doch nicht mehr die volle rückhaltlose Ehrlichkeit von Befreundeten verlangen; wollte sie nicht mit allen Menschen brechen, die sie hochachtete, so mußte sie ein äußeres höfliches Vernehmen mit ihnen erhalten.

„Ich glaube, daß Bruno nun seine edlere Natur fassen wird," sagte Irma. Sie zwang sich zum Sprechen und zitterte in dem Gedanken, daß der Mann neben ihr sie plötzlich fragen könnte: Wie hast denn du deine edlere Natur gefaßt?

Der Wagen hielt am Schlosse, Irma stieg aus, Gunther fuhr nach seinem Hause.

In ihrem Zimmer preßte Irma beide Hände auf die Brust, in ihr wogte stürmisches Denken. Muß ich bei Jedem betteln, daß er mir stillschweigend freundlich sei und mich gerecht erkenne? Wer einmal die Weltordnung verachtet und sich darüber hinausgeschwungen, der sollte nicht weiterleben ...

Sie raffte sich gewaltsam auf und begann den Brief an den Vater. Sie klagte, daß er sie ganz ohne Nachricht lasse, erzählte von Arabella, von Brunos hausväterlicher Gesetztheit, und gab endlich die Kunde von der Geburt des Enkels. Arabella bitte um einige Worte des Großvaters, er würde sie damit glücklich machen.

Der Brief wurde Irma schwer. Sonst folgte ihre Feder so willig jedem Ausdruck ihrer Seele, heute war Alles so stockig. Sie lehnte

ſich im Seſſel zurück und nahm einen Brief auf, den ſie hier vorgefunden, es war der von Walpurga; ſie lächelte, als ſie ihn wieder las, ſie empfand das Glück, einem Menſchenkinde Gutes gethan zu haben, und in der Ferne treu von ihm gehegt zu werden.

Das Kammermädchen meldete den Jockey Brunos. Irma ließ ihn hereinkommen. Er wiederholte den Wunſch ſeiner Herrin, daß die gnädige Gräfin den verſprochenen Brief ſofort abſchicke; er ſei beauftragt, ihn ſelber zur Poſt zu bringen. Irma ſiegelte und übergab den Brief.

An der Ecke des Schloßplatzes wartete Bruno, auf ſeinem Gig ſitzend. Der Jockey kam, übergab ihm den Brief, und Bruno ſteckte ihn in die Taſche. Er fuhr nach der Poſt und that dort eigenhändig einen Brief in den Schalter, der aber an eine Dame gerichtet war; den Brief an den Vater behielt er für ſich. Er wollte durchaus keine Demüthigung, auch durch die Schweſter und die Gattin nicht.

In dem Briefſchalter aber, in den jetzt Bruno das feinduftige Billet ſchob, lagen Briefe an den alten Eberhard, die Bruno nicht zurückhalten konnte.

Zweites Capitel.

Am ſelben Morgen, da ihm der erſte Enkel geboren worden, kam Graf Eberhard mit frohem Herzen von einem Feldgang zurück. Man begann heute die erſte Ernte auf einer weiten muldenförmigen Landſtrecke, die ehedem ein Sumpf geweſen war. Mit großer Umſicht hatte Eberhard das wüſte Land trocken gelegt und nun war hier eine Frucht ohne gleichen gediehen; ſchon der Anblick der reifen Saat, die in lichten Wellen wogte, erquickte ihn jetzt mit dem edelſten Genuſſe, und er dachte hinaus in ferne Zeiten, wo für kommende Geſchlechter aus einem von ihm urbar gemachten Stück Land Nahrung ſprießt.

Er hatte nicht das Verlangen, einem andern Menſchen ſein Glück mitzutheilen; er hatte ſich ſeit Jahren gewöhnt, in ſich allein zu leben. Er hatte gegen ſein Kind die Schwere ſeines Lebens, den einzigen Vorwurf, den er ſich zu machen hatte, bekannt; vor ſich ſelbſt aber empfand er eine Ruhe, wie ſie nur die Einſamkeit bietet. Im klaren

Denken glaubte er alle Leidenſchaftlichkeit beſiegt zu haben; er folgte ſtets dem in ihm ruhenden Naturgeſetz, und hatte Niemand, dem gegenüber er es unterdrücken mußte. Er hatte treulich an ſeiner Selbſtvollendung gearbeitet und war aus der Sphäre der Verſuchungen, aber auch aus der der geſellſchaftlichen Bethätigung ausgetreten.

Aus der Arbeit in Feld und Wald verſetzte er ſich ſtets wieder in den Kreis abgeſchiedener, in ſich ſelbſt ruhender Geiſter und fühlte ſich eins mit ihnen.

Jetzt kehrte er vom Feld zurück und war bereit in ſeiner Bibliothek ſich mit einem Geiſte zu einen, der ſchon lange dem Athem und der Nahrung entrückt war. Sein Gang war ruhig; es drängte ihn zu nichts haſtig, er konnte die Empfindung ſtill in ſich fortſetzen oder ſie ablenken laſſen von einer Seele, die in ganz anderer Sphäre lebte; das Daſein hatte für ihn einen doppelten Boden, und doch war kein gewaltſamer Schritt oder Sprung von dem einen zum andern.

Ein kleines Buch, das die Aufſchrift „Selbſterlöſung“ trug, ſollte von dieſer Stunde ein Denkzeichen erhalten; die Worte ſprachen ſich ihm ſchon in der Seele.

Er kam ins Herrenhaus und ſah ſtaunend, daß in dem großen langen Hausflur, wo die Reihe der Erntekränze hing, mehrere Männer ſeiner harrten und ihn begrüßten. Der Bürgermeiſter des Dorfes, der bisher Landtagsabgeordneter des Bezirkes geweſen, und viele angeſehene Männer aus der Umgegend waren verſammelt. Der Bürgermeiſter erklärte im Namen Aller, daß ſie bei den angeordneten Neuwahlen den Finſterlingen das Feld räumen müßten, wenn ſie nicht einen Candidaten aufſtellen könnten, der, mit dem größten Anſehen ausgeſtattet, des Sieges gewiß ſei; Oberſt Bronnen, den Graf Eberhard zum Abgeordneten vorgeſchlagen, habe die Candidatur abgelehnt, und nun ſei Graf Eberhard ſelbſt nur noch im Stande, die Feinde zu beſiegen. Die Wähler wiederholten, daß ſie wohl wüßten, welch ein Opfer es ſei, wenn er ſich noch einmal in den Kampf begebe, darum hätten ſie auch gezögert bis heute, wo die Wahl in der Gerichtsſtadt anberaumt ſei; ſie bäten darum dringend, daß Graf Eberhard ſich in letzter Stunde dem Volke nicht entziehe.

„Ja,“ ſetzte der Bürgermeiſter hinzu, „Sie haben einen Sumpf

ausgetrocknet und die faulen Waſſer abgeleitet, jetzt müſſen ſie auch da helfen."

Zur freudigen Ueberraſchung Aller erklärte Eberhard ſich ohne weitere Einrede bereit. Ihm war es eine That der Frömmigkeit, nach gelungenem Werk auf der einen Seite ſich auch dem höheren nicht zu entziehen; der Feind iſt der alte; er ſoll auch die alten Kämpfer finden.

Die Freunde fuhren davon; Eberhard gab noch Anordnungen im Hauſe, und bald ritt er den Vorausgegangenen nach; er ritt ein großes ſtarkes Pferd, wie deſſen der große ſtarke Mann bedurfte; er holte die Freunde noch vor dem Ziel ein, und mit anſehnlichem Gefolge zog er in die Gerichtsſtadt.

Er trat in die Wahlverſammlung. Der Saal war bereits faſt ganz voll. Man ſtaunte, den Grafen zu ſehen; aber die Blicke, die ſich ihm zuwendeten, glitten bald wieder ab und es gab viel flüſternde Zwiegeſpräche. Eberhard ſchritt durch die Menge nach der Rednerbühne; nur Wenige ſtanden auf, nur Wenige grüßten ihn. Was iſt das? Sonſt, wenn er erſchien, bildeten ſich im Gedränge ſofort zwei Reihen, die ihm Platz machten, heute mußte er ſich hindurch kämpfen. Es wollte ihn faſt verdrießen. Schnell faßte er ſich wieder und — „das iſt das echte Ergebniß des freien Geiſtes: Niemand ſoll eine gewohnte Huldigung empfangen, ſondern ſie immer neu erwerben; du biſt doch innerlich noch Ariſtokrat, du haſt den Ahnenſtolz auf deine eigene Vergangenheit." — So ſagte er ſich und ſchaute lächelnd um, des Sieges über ſich ſelbſt froh.

Der Candidat der Schwarzen, wie das Volk kurzweg die feindliche Partei nannte, betrat zuerſt die Rednerbühne; er ſprach mit großer Gewandtheit, aber ohne beſondere Erregung; man merkte ſeinem Vortrag an, daß er ſorgfältig einſtudirt war; dennoch wurde er an einigen kunſtreich zugeſpitzten Punkten mit rauſchendem Beifall belohnt.

Der bisherige Abgeordnete des Bezirks trat auf und erklärte, daß er auf Wiederwahl verzichte und dafür den bewährteſten Kämpfer für Freiheit und Volksrechte vorſchlage, den Grafen Eberhard von Wildenort.

Die Versammlung schien überrascht; nur wenige Hände regten sich zum Beifall, nur einzelne Bravos erschollen. Ueber diesen geringen Anklang verblüfft, schaute Graf Eberhard verwundert um sich. Der Bürgermeister flüsterte ihm zu, daß dieß ein sicheres Zeichen des Sieges sei, der Feind sei verwirrt. Eberhard nickte; eine seltsame Befangenheit regte sich in ihm; er kämpfte sie nieder und bestieg die Rednerbühne. Bei jeder Stufe die er hinanschritt, erhob sich sein Muth und die Ueberzeugungsmacht, daß man sich dem Aufgebot des neuen Gedankens ohne Rücksicht auf Selbstehre stellen müsse. Er begann seinen Vortrag mit einer kurzen Schilderung seines vergangenen Lebens und Kämpfens, indem er lächelnd hinzufügte, denen, die gleich ihm bereits graue Haare hätten, brauche er nicht zu sagen, was er wolle; er freue sich aber, daß viele jüngere Kräfte da seien.

Man hörte ihm mit mäßiger Ruhe zu; in den Gruppen der Gegner bildeten sich Gespräche, die aber zum Schweigen gebracht wurden. Eberhard sprach weiter. Plötzlich erscholl ein Lachen aus der Versammlung, man hörte das Wort „wilder Schwiegervater." Eberhard wußte nicht, was das bedeuten sollte; er fuhr in seiner Darlegung fort. Immer lautere Zwiegespräche bildeten sich, und dazwischen Scherzen und Lachen, man hörte Eberhard kaum mehr; kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Der Bürgermeister sprang neben ihn auf die Rednerbühne und rief: „Wer einen Mann, wie Graf Wildenort, nicht ruhig anhört, ist nicht werth eine Stimme abzugeben."

Lautlose Stille trat ein. Eberhard schloß mit den Worten:

„Ich bin stolz genug, euch zu sagen: Ich bitte nicht, daß ihr mir eure Stimme gebt, ich erkläre nur, daß ich die Wahl annehme."

Er verließ die Versammlung, indem er die Freunde bat, zurück zu bleiben. Er ritt heimwärts, in den Gedanken versunken, daß er den Gegensatz der Welt mehr von sich entfernt als besiegt hatte.

Als er im Thale auf seinem heimathlichen Grunde angekommen war, stieg er ab und gab einigen Feldarbeitern Anordnungen. Als er wieder auf die Straße zurückkehrte, begegnete ihm der Briefträger, der ihm mehrere Briefe übergab. Eberhard öffnete den ersten und las:

„Deine Tochter ist in Unehre verfallen und steht in hohen Ehren

als Geliebte des Königs, ihr verdankt das Land die Wiedereinsetzung des kirchlichen Ministeriums. Zweifelst Du, so frage den ersten Besten auf der Straße in der Residenz. Unglücklicher Vater einer glücklichen Tochter!"

Unterzeichnet war: „Die öffentliche Stimme."

Eberhard zerriß das Blatt und gab die Fetzen dem Winde preis, der sie weithin trug über die Felder.

„Namenlose Zuschriften sind das Niedrigste, sie stehen noch unter dem feigen Meuchelmord — und doch" — — es war, als ob der Wind, der die Fetzen davon trug, ein Wort zum Ohr Eberhards zurückbringe, das Wort, das er heute in der Versammlung gehört. Hieß es nicht „wilder Schwiegervater?"

Eberhard griff sich an den Kopf — wie ein glühender Pfeil fuhr ihm das durchs Hirn. Er öffnete den zweiten Brief und las:

„Du willst nicht glauben, wie es um Deine Tochter steht. Frage den Einen, der einst Dein Freund war, frage den Leibarzt auf Ehre und Gewissen; er wird Dir die Wahrheit bekennen. Rette, was noch zu retten ist. Dann wird der Schreiber dieser Worte sich nennen.

Deinen in Hochachtung ergebenen **."

Diesen Brief zerriß Eberhard nicht. Das Blatt zitterte in seiner Hand. Es legte sich plötzlich wie ein Nebel vor seine Augen, immer wieder ein neuer Schleier auf den andern; er wischte mit der Hand über die Augen, es wich nicht; er wollte den Brief nochmals lesen, er erkannte keine Buchstaben. Er ballte das Papier zusammen und steckte es in die Brusttasche; es brannte ihm auf dem Herzen; er setzte sich am Wegrain nieder, in ihm wirbelte es. Was sollte er unternehmen? — Sie werden lächeln am Hofe, wenn ich komme, sie zu holen. Man wird sehr gnädig sein. Nur keine Scene! Nur kein Aufsehen! so wird's heißen; nur Alles hübsch still abgemacht, nur nichts Aufregendes, nur immer höflich sich verbeugen, wenn auch Alles in Empörung sich aufbäumt! Immer lächeln, wenn auch das Herz zerspringt! Wir leben in einer civilisirten Welt und das nennt man Bildung, feine Sitte. O, ihr habt's gut, euch ist Alles Spiel, ihr könnt immer höflich sein, immer kühl und reservirt! Pfui! daß

ich dahin kam, an dieſer erbärmlichen Winkelwelt meine letzte Kraft zu verbrauchen! Pfui! Aber ich hab's verſchuldet. Ich habe im Wirrwar meines Lebens mich retten wollen, und habe meine Kinder verloren. Welch ein Teufel von Sophiſt ſteckt in Jedem! Ich redete mir ein, daß die Freiheit, in der meine Kinder aufwachſen, das Beſte, das Natürlichſte ſei, und es war eitel Beſchönigung meiner Lahmheit. Weil ich nicht die unabläſſige Thätigkeit haben wollte, ſie zu bewachen, ließ ich ſie verkommen, redete mir ein, daß ihre geſunde Natur ſich ſelbſt entwickeln könne. Da ſtehe ich nun und ſoll mein Kind holen . . .

Tief erſchreckt, ſo daß er faſt rücklings ſtürzte, ward Eberhard, als das neben dem Baum angebundene Pferd plötzlich laut wieherte. Ein Knecht, der mit zwei Ackerpferden vom Felde heimkehrte, hielt an und fragte:

„Gnädiger Herr, was iſt Ihnen?"

Der Knecht band das Pferd los, Eberhard ſtand raſch auf und ging, ohne ein Wort zu reden, den Berg hinan zum Herrenhauſe. Es umgab ihn etwas, wie unfaßbare, elektriſche Wolken, die ihn rückwärts zogen; er ſchritt gewaltſam hindurch, immer vorwärts. Er kam nach dem Herrenhauſe. Am Thore faßte er die Pfoſten. Es ſchwindelte ihm, doch er gewann Haltung. Er ging durch die Ställe und Scheunen, ſah die Knechte Futter aufſchütten und ſchaute ihnen lange zu. Dann ging er durch das ganze Haus, und betrachtete Alles wie fragend; in der großen Erkerſtube ſtand er lange vor dem Bilde Irmas. Sie war ſieben Jahre alt, als das Bild gemalt ward, ein ſchönes, großaugiges Kind in der ganzen natürlich unbeholfenen und dabei doch ſo anmuthigen Haltung; der Maler hatte dem Kind einen Blumenſtrauß in die Hand geben wollen, das Kind aber hatte geſagt: „Ich will keine todten Blumen, ich will einen Topf, darin eine Blume lebt." Ach, ſie hatte ſo ſüße Worte und Gedanken. Und ſo ſteht ſie da im Dufte kindlicher Anmuth und hat einen Topf mit blühendem Roſenſtock in der Hand — roſig ihre Wangen, roſig die Blumen in ihrer Hand. „Eine Roſe geknickt, ehe der Sturm ſie entblättert" — jenes letzte Wort der Emilia Galotti fuhr ihm durch den Sinn. Er ſtöhnte laut auf: „Nein, ſo ſtark bin ich nicht!"

Er klingelte. Als der Diener eintrat, wußte er nicht mehr, was er gewollt; er besann sich; wie aus dem Chaos heraus mußte er das wühlen, was doch so einfach war; er befahl, daß man anspanne.

„Den Reisewagen!“ rief er noch dem Diener nach.

Als er an der Bibliothek vorüberkam, hielt er eine Weile an und betrachtete die Thür. Da drin sind so viele starke und große Geister — warum kommen sie jetzt nicht, zu helfen? Es giebt keine andere Hülfe, als aus uns selbst.

Er ging die Treppe hinab und hielt sich oft am Geländer. Wie im Zorn gegen die ihn übermannende Schwäche richtete er sich straff auf. Im Hofe befahl er, seine Worte waren auffallend undeutlich, daß der Wagen nach dem Thale vorausfahre, er wollte dort einsteigen. Auf der halben Höhe des Berges setzte er sich plötzlich auf einen Steinhaufen und schaute hinaus in die Welt.

Was mochte vor seinem Auge, in seiner Seele vorgehen? Er schaute nach dem Baume um, den er hier gepflanzt, an der Stelle, wo ihm der Bote die Nachricht von der Geburt Irmas verkündigte. Da ist die Erde, die das Kind zuerst betreten, die Bäume, die es zuerst gesehen, der Himmel, die Wälder, die Berge, der See, da blühen die Blumen, fliegen und hüpfen die Vögel, weiden die Kühe — Alles, Alles ist gespenstisch, nichts grüßt dich mehr rein, du darfst keinem Geschöpf, keinem Baum, keiner Blume mehr nahen, denn du bist verworfen vor ihnen, sie sind rein und du — du bist ... Die Welt ist ein Paradies und du bist daraus verjagt und irrst umher unstät und flüchtig; du kannst dich betäuben, kannst lächeln, scherzen und heucheln — aber die Sonne heuchelt nicht, die Erde heuchelt nicht und tief innen dein Gewissen heuchelt nicht. Du hast die Welt getödtet, dich getödtet und lebst — todt in einer todten Welt. Wie ist es nur möglich? Es ist nicht! Ich bin wahnsinnig! Ich will dich nicht strafen, nicht züchtigen, du sollst nur wissen, wer du bist. Deine Erkenntniß sei deine Strafe und deine Heilung. Ich zerreiße all' die beschönigenden Worte; wissen, sehen, erkennen sollst du —

Der Straßenknecht kam zum Grafen heran und fragte, ob ihm nicht wohl sei, da er sich auf den Steinhaufen setze.

„Nicht wohl?“ ſtöhnte Eberhard. „Nicht wohl? Mir wäre wohl, wenn ich Du . . .“

Er ſtand auf und ging weiter.

Eine klagende Mutter kann weinen. Ein Vater nicht.

Der Kopf ſank ihm tief auf die Bruſt. Er ſah blühende Roſen, ſie ſollten ihr Haupt ſchmücken, er ſah die Dornen, ſie ſollten ihre Stirn blutig reißen; Zorn und Schmerz wirrten ſich in ſeiner Seele durcheinander; der Zorn raſ'te, der Schmerz weinte, der Zorn wollte ihn hoch hinauftragen und ihn mit Rieſenkraft ausſtatten, daß er die ganze Welt zerſchmettere, der Schmerz wollte ihn ſelbſt im Innerſten zermalmen.

Da richtete er ſich plötzlich auf und wie vom Sturme gejagt ſprang er den Weg hinab, über den Graben, über die Wieſe, hin zu dem Apfelbaum.

„Das iſt der Baum... Du ſtehſt mit rothen Früchten geſchmückt, du . . . und ſie? . . . Wehe! Das Leben iſt eine Unbarmherzigkeit!“

Ein tiefer, kläglicher Schrei entwand ſich ſeiner Bruſt. Der Straßenknecht oben hörte ihn, der Kutſcher unten am Wagen hörte ihn. Sie liefen herbei. Sie fanden Eberhard mit dem Geſicht am Boden liegend. Schaum ſtand vor ſeinem Munde. Er konnte nicht mehr ſprechen. Man trug ihn hinauf ins Schloß.

Drittes Capitel.

In der Reſidenz waren alle Schulen, Kanzleien und Werkſtätten geſchloſſen, auf den Straßen ſah man faſt nur Frauen und Kinder, dazwiſchen manchmal eine laute Gruppe von Männern, die bald in einem großen Gebäude verſchwand. Es war der Wahltag. Das ganze Leben der Stadt mit den tauſenden von vereinzelten Thätigkeiten und Sinnesweiſen hatte ſich ins Innerſte, in Einen Punkt zuſammengezogen; es war, wie wenn eine große Seele mit ſich ſelbſt verkehre. Eine märchenhafte Stille lag am hellen Tage auf den öden Straßen. Der Wagen des Leibarztes kam vom Hauſe Brunos und hielt beim Rathhaus an, Gunther ſtieg aus, ging hinauf und

gab ſeine Stimme ab. Als vielbeſchäftigter Arzt durfte er außer der Reihe wählen. Er kehrte zum Wagen zurück und fuhr nach Hauſe. Als er in die Wohnſtube trat, überreichte ihm ſeine Frau ein ſo eben angekommenes Telegramm. Gunther öffnete es.

„Was iſt Dir?“ rief Frau Gunther, noch nie hatte ſie das Antlitz ihres Mannes ſich ſo verändern geſehen.

Er reichte ihr das Telegramm und ſie las:

„Graf Eberhard Wildenort plötzlich vom Schlage gerührt, der Sprache beraubt. Nachricht Sohn und Tochter mittheilen. Sofort hieherkommen, womöglich auch Sie.

Kreisphyſicus Dr. Mann.“

„Du reiſeſt,“ ſagte Frau Gunther in bewegtem, kaum fragendem Tone. Gunther nickte.

„Ich habe eine Bitte,“ fuhr Frau Gunther fort. Gunther winkte nur mit der Hand, auch ihm war es, als ſei ihm die Zunge gelähmt.

„Ich möchte mitreiſen,“ ſagte ſie.

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Setz' Dich,“ bat die Frau, und als Gunther ſaß, legte ſie ihre milde Hand auf ſeine hohe Stirne: ſein Antlitz erheiterte ſich und ſie ſagte:

„Wilhelm, ich ſehe hier ein entſetzliches Geſchick; laß mich Theil haben, zu mildern und zu beſchwichtigen, was möglich. Ich kann mich in die Seele des verlorenen Kindes verſetzen, dem dieſe Botſchaft wird. Wer weiß, ob nicht ihr Thun das verſchuldet. — Ich will der Gräfin Irma beiſtehen, als läge ſie elend auf der Straße, obgleich ſie im Wagen fährt. Und wenn mich die Arme zurückſtoßen will, ich weiche nicht. Ich weiß nicht, was geſchehen mag, aber es kann etwas kommen, daß ſie ihr von Furien gepeitſchtes Haupt an das Herz einer Frau legen möchte. Ich bitte, laß mich mit.“

„Ich habe nichts dagegen; rüſte vorläufig Alles zur Reiſe.“

Er fuhr zu Bruno.

„Ihre Partei iſt in der Wahlſchlacht geſchlagen,“ rief dieſer, als er Gunthers traurige Mienen ſah.

„Noch nicht,“ entgegnete Gunther, und theilte in mildem Uebergange Bruno die Nachricht mit.

Bruno wendete ſich ab, raffte ſchnell einige Briefe zuſammen, die auf dem Tiſche lagen und verſchloß ſie im Pult. Er war bald bereit, mit Gunther zu Irma zu gehen. Sie theilten ihr ſehr behutſam die Trauerkunde mit.

„Ich wußte es, ich wußte es!“ ſchrie Irma. Man hörte kein Wort weiter von ihr. Sie ging in das Schlafzimmer und ſtürzte ſich auf das Bett; aber ſie hatte kaum die Kiſſen berührt, als ſie ſich wie zurückgeworfen erhob und auf dem Boden niederkniete und umſank. Bald kam ſie wieder in das Empfangszimmer. Ihr Angeſicht war ſtarr. Sie gab dem Diener und der Kammerjungfer raſche Anordnungen für die Reiſe. Der Leibarzt entfernte ſich, um Urlaub zu nehmen; er verſprach auch für Irma das Nöthige zu beſorgen.

„Du ſollteſt der Königin noch Lebewohl ſagen,“ brachte Bruno heraus.

„Nein, nein!“ rief Irma heftig. „Ich kann nicht und ich will nicht!“

Es war kein Diener im Vorgemach. Es klopfte an. Irma ſchrak zuſammen. „Kommt der König ſelbſt?“

„Herein!“ rief Bruno.

Frau Gunther trat ein.

„Sie hier? Und jetzt?“ Fragten die Blicke Irmas, ſie konnte kein Wort hervorbringen.

Frau Gunther erklärte mit einfachen Worten, wie ſie von der Unglücksbotſchaft gehört und es ſich von Irma als Zeichen der Freundſchaft erbitte, ſie begleiten zu dürfen.

„Ich danke, ich danke herzlich!“ ſtieß Irma hervor.

„So gewähren Sie meine Bitte?“

„Ich danke. Ich will Ihnen auf den Knien danken, aber ich bitte, laſſen Sie mich jetzt nicht viel reden.“

„Es iſt nicht nöthig, liebe Gräfin,“ begann Frau Gunther, „Sie haben mich ſcheinbar vernachläſſigt oder vergeſſen, der äußeren Thatſache nach, aber in Ihrer eigentlichen Seele haben Sie mich weder vernachläſſigt noch vergeſſen, und wär's auch, ich war eine Stunde in Ihrem Herzen daheim und Sie in meinem.“ Irma wehrte mit beiden Händen von ſich, als ob die guten Worte ſie wie Pfeile träfen.

Frau Gunther fuhr in beſänftigendem Tone fort: „Sie thun mir ein Gutes, wenn Sie mir erlauben, Ihnen ein Gutes zu thun. Sie haben keine Mutter, vielleicht auch — bald keinen Vater mehr —“

Irma ſtöhnte auf und drückte die Hände auf die Augen.

„Liebes Kind,“ bat Frau Gunther und legte ihre Hand auf den Arm Irmas. Irma zuckte. — „Liebes Kind, darum ſind viele Menſchen auf die Erde geſetzt, damit der Eine, der mitfühlt und doch nicht ſelbſt betroffen iſt, dem Andern eine Stütze ſei, wenn er brechen, ein Licht, wenn ſich ihm Alles verdunkeln will. Ich bitte, ſeien Sie nicht ſtolz, laſſen Sie mich bei Ihnen ſein in Allem, was die nächſten Tage Ihnen bringen.“

„Stolz? Stolz?“ fragte Irma und faßte die Hand der Frau Gunther, ließ ſie aber raſch wieder los. „Nein, verehrte, liebe Frau, ich erkenne Ihre herzliche Abſicht, ich verſtehe... ich weiß... Alles... Ich könnte Ihre gute That ruhig annehmen, ich weiß oder glaube, daß ich auch ſo handeln könnte, wenn...“

„Das iſt der beſte und einzige Dank,“ fiel Frau Gunther ein, aber Irma wehrte ab und fuhr fort:

„Ich bitte, quälen Sie mich nicht. Ihr Herr Gemahl und mein Bruder begleiten mich. Ich bitte, reden Sie kein Wort mehr, ich danke; ich werde an Sie denken, ich danke.“

Gunther trat wieder ein und Irma ſagte:

„Iſt Alles bereit? Laſſen Sie uns keine Minute mehr verlieren.“

Sie verneigte ſich gegen Frau Gunther. Sie hätte ſie gern umarmt, aber ſie konnte nicht.

Frau Gunther, die nie das Schloß betreten hatte, war jetzt gekommen, einer Verlorenen Beiſtand zu leiſten. Noch nie hatte Irma ſich ſo von allen Schauern und Schrecken ergriffen gefühlt, als jetzt, da ſich ihr die reine Güte zuwendete und ihr die Hand reichte.

Als wäre ſie von Dämonen zerriſſen, fühlte ſie den Schmerz, daß ſie dem Reinen nicht mehr nahe ſein dürfe. Sie wollte vor Frau Gunther niederſinken, aber ſie ſtand aufrecht, ſah ſie ſtarren Auges an und ging an ihr vorüber.

Im Vorzimmer ſchrie der Papagei und ſpreizte die Flügel, als wolle er auch mit, und rief ſein: „Pfüt' di Gott, Irma!“

Wie in eine Wolke gehüllt ging Irma den Corridor entlang. Unter dem Hofthore begegnete ihr der König, der mit Schnabelsdorf aus dem Parke kam, Schnabelsdorf hatte mehrere Depeſchen in der Hand; ſein Antlitz war heiter, er hatte Siegesnachrichten.

Der König und Schnabelsdorf erſchienen Irma wie Nebelgeſtalten. Sie hatte einen doppelten ſchwarzen Schleier vor dem Geſicht, ſie wollte ihr von Schmerz durchwühltes Antlitz nicht der Neugier des Hofes zur Schau ſtellen.

Der König kam näher, ſie konnte den Schleier nicht zurückſchlagen, und der vor ihr Stehende erſchien ihr weit, weit weg; ſie hörte ſeine freundlichen und gewiß guten Worte, aber ſie wußte nicht was er ſagte.

Der König reichte dem Leibarzt die Hand, er reichte ſie auch Bruno und zuletzt auch Irma. Er drückte ihre Hand, ſie erwiderte den Druck nicht.

Man ſtieg ein. Frau Gunther hatte noch ihre Hand auf den Wagenſchlag gelegt; Irma beugte ſich nieder und küßte ſie. Der Wagen fuhr davon.

Geraume Zeit wurde kein Wort geſprochen. Jenſeits des erſten Dorfes nahm Bruno eine Cigarre heraus, indem er zu ſeiner Schweſter ihm gegenüber ſagte: „Ich bin ein Mann, ein Mann muß das Unvermeidliche mit Ruhe und Beſonnenheit aufnehmen. Zeige auch Du jetzt, daß Du die ſtarke Seele biſt.“

Irma antwortete nicht. Sie ſchlug den Schleier zurück und ſchaute zum Wagenfenſter hinaus. Die Abreiſe war ſo raſch vor ſich gegangen, jetzt erſt kam ſie zu ſich und athmete frei auf.

„Du hätteſt der Königin doch noch perſönlich Lebewohl ſagen ſollen,“ nahm Bruno in gefaßtem Tone wieder auf. Dieſes lange Stillſein war ihm peinlich; man muß ſich die böſen Stunden möglichſt gut vertreiben. Als Irma noch immer ſchwieg, ſetzte er hinzu: „Du weißt ja, das zarte Weſen der Königin iſt ſo leicht verletzt und beleidigt.“

Irma gab noch immer keine Antwort. Gunther aber ſagte:

„Ja, die Königin beleidigen, wäre Tempelſchändung. Ihren Glauben an die Güte und Wahrhaftigkeit der Menſchen ſchwankend machen, vermöchte nur eine barbariſche Seele.“

Gunther ſprach das mit einer Energie und Haſt, die man ſonſt nicht an ihm gewohnt war. Irma fühlte ſich ins Herz getroffen. Iſt ſie die Tempelſchänderin: Ganz leiſe ſtieg der Gedanke in ihrer Seele auf: die Königin iſt ſein Ideal und das meine der König. Wer weiß, ob ſie nicht unter der Maske der Geiſtesverwandtſchaft ... Irma ließ ſchnell den Schleier wieder über das Geſicht fallen; ihr Athem ging haſtig, ihre Wangen glühten. Wer ſelber weiß, daß er ... muß auch Andere ... nichts iſt ganz .... Niemand ... Sie hatte das Gefühl, daß ſie etwas ſagen müſſe und brachte endlich die Worte hervor:

„Die Königin verdient es, einen Freund wie Sie zu haben.“

„Ich ſtelle mich zu Ihnen,“ erwiderte Gunther ruhig; „ich glaube, wir ſind Beide der Freundſchaft dieſer echten Seele würdig.“

„Sie glauben alſo an Freundſchaft unter verheiratheten Perſonen verſchiedenen Geſchlechts?“ fragte Bruno.

„Ich kenne ſie,“ erwiderte Gunther.

„Sie klein oder groß geſchrieben?“ fragte Bruno und lachte; ſchnell aber ſich der traurigen Veranlaſſung zur Reiſe erinnernd, wurde ſein Geſicht wieder ernſt.

Der Arzt erwiderte nichts.

An der erſten Poſtſtation traf man lärmende Gruppen. Der Poſtmeiſter berichtete den Reiſenden, daß eben der Wahlkampf vor ſich gehe, er ſei heiß, aber die Schwarzen würden hier unterliegen.

Bruno war ausgeſtiegen und ſagte zum Poſtillon:

„Edler Mitbürger, haſt Du auch ſchon Dein ſouveränes Wahlrecht heute geübt?“

„Ja wol, und gegen die Schwarzen.“

Man fuhr weiter.

An den folgenden Stationen ſtieg Bruno nicht wieder aus. Man näherte ſich dem Bezirke Eberhards. Als in der Gerichtsſtadt die Pferde gewechſelt wurden, hörte man laut rufen: „Graf Wildenort lebe hoch! Triumph!“

„Was iſt das?“ fragte Gunther zum Wagenſchlag hinaus.

Es wurde ihm erklärt, daß trotz aller Mühen der Schwarzen doch Graf Eberhard den Sieg erringen werde, die Gegner hätten ein niederträchtiges Gerücht ausgeſprengt, das den alten Grafen verunehren

sollte, aber was sie als Hinderniß hingeworfen hätten, darüber seien sie selbst gestolpert; allgemein habe es geheißen: ein Vater kann nichts für ein Kind, ja um so eher muß man ihm jetzt die höchste Ehre zuwenden. — Irma drückte sich zurück in die dunkle Wagenecke, sie hielt den Athem an.

Man fuhr davon, lautlos.

Bruno sagte, daß es ihm zu heiß sei im Wagen und auch, daß er es nicht wohl ertrage, rücklings zu fahren; er wollte aber durchaus nicht dulden, daß der Leibarzt den Platz mit ihm wechsle; er ließ anhalten und setzte sich auf den Hintersitz zur Kammerjungfer, der Lakai mußte sich auf den Bock zum Kutscher setzen. Irma that den Hut ab und legte den Kopf zurück; der Kopf war ihr so schwer. Mehrmals, als man einen steilen Weg hinanfuhr und drunten der Abgrund sich zeigte, richtete sie sich rasch auf; sie wollte sich aus dem Wagen in die Tiefe hinabstürzen, aber immer wieder legte sie sich matt zurück. Auch Gunther blieb stille, und so fuhr man lautlos durch die Nacht dahin.

Die Kammerjungfer wollte einmal laut lachen, aber Bruno hielt ihr den Mund zu.

Viertes Capitel.

Mitternacht war nahe, als die Reisenden auf Schloß Wildenort ankamen.

Der Diener sagte, der Graf schliefe, der Arzt aus dem Thale sei bei ihm.

Als die Ankömmlinge in das Vorzimmer traten, kam der Landarzt aus dem Krankenzimmer ihnen entgegen; er wollte Gunther den Fall mittheilen. Gunther bat, erst dann, wenn er selbst den Kranken gesehen, ihm Bericht zu erstatten. Leise ging er mit Irma und Bruno in das Krankenzimmer.

Eberhard lag, den Kopf von hochaufgeschichteten Kissen gehalten, im Bett, seine Augen standen offen; er starrte die Ankommenden an, regungslos, als wären es Traumgestalten.

„Eberhard! Von Herzen grüße ich Dich," sagte Gunther. In den Mienen des Kranken zuckte es; er bewegte rasch die Augenlider auf

und ab und ſtreckte taſtend dem alten Freund die Hand entgegen, aber die Hand ſank auf die Bettdecke; Gunther ergriff ſie und hielt ſie feſt.

Irma ſtand regungslos, ſie konnte kein Wort hervorbringen, kein Glied bewegen.

„Wie geht's Ihnen, Papa?“ fragte Bruno.

Als wäre ein Schuß an ſeinem Ohr vorbeigeſauſt, ſo raſch wendete ſich Eberhard und winkte, daß Bruno das Zimmer verlaſſe.

Irma kniete am Bett nieder, Eberhard taſtete ihr mit zitternder Hand über das Geſicht, ſeine Hand wurde naß von ihren Thränen, aber plötzlich zog Eberhard die Hand zurück, als hätte er ein giftiges Thier berührt, er wendete das Geſicht ab und preßte die Stirn an die Wand. So lag er lange.

Weder Gunther noch Irma ſprachen ein Wort; die Stimme verſagte ihnen vor dem, dem das Wort verſagt war. Jetzt wendete ſich Eberhard wieder um und winkte der Tochter mit ſanfter Bewegung, daß auch ſie das Zimmer verlaſſe. Sie ging.

Gunther blieb allein bei Eberhard. Seit dreißig Jahren hielten die Freunde zum Erſtenmal wieder einander. Eberhard führte die Hand Gunthers über ſeine Augen und ſchüttelte dann den Kopf.

Gunther ſagte: „Ich verſtehe, Du möchteſt weinen und kannſt nicht. Verſtehſt Du Alles, was ich ſpreche?“

Der Kranke nickte bejahend.

„So laß Dich dünken,“ fuhr Gunther fort, und ſeine Stimme hatte einen tief erquickenden Ton, „ſo laß uns dünken, die Jahre, die wir getrennt gelebt, ſeien eine Stunde. Unſer Zeitmaß iſt ein anderes. Erinnerſt Du Dich noch, wie Du oft in gehobenen Momenten ausriefſt: Nun haben wir wieder Jahrtauſende gelebt?“ — Ein Zucken ging durch das Antlitz des Kranken, ein unterbrochenes, wie wenn ein Weinender plötzlich, von einem freundlichen Gedanken angemuthet, lächeln ſollte und doch nicht kann.

Eberhard verſuchte, auf der Bettdecke Schriftzeichen zu machen, Gunther verſtand ſie nur ſchwer zu entziffern.

Der Kranke winkte nach einem Tiſche, auf welchem Bücher und Schriften lagen. Gunther brachte mehrere herbei. Der Kranke winkte von neuem, keines war das rechte; endlich brachte Gunther ein kleines

geſchriebenes Heft. Auf dem Deckel ſtand das Wort „Selbſterlöſung.“ Der Kranke nickte froh, als grüßte er ein glückliches Begegniß.

„Das haſt Du ſelbſt geſchrieben. Soll ich Dir daraus vorleſen?“

Der Kranke nickte raſch. Gunther ſetzte ſich an das Bett und las:

„Für den Tag und die Stunde, da ſich mein Denken verdunkeln will, ſei mir dieß zur Erleuchtung.

Ich habe immer in mich hineingedacht. Ich wollte mein eigen Selbſt erfaſſen, wie es nicht iſt in der Zeit, nicht beſtimmt von einem Standorte, nicht von einer That. Ich ſehe es, aber ich kann es doch nicht feſthalten. Ein Tropfen Thau, eingeſchloſſen ins Herz eines Felſens.

Es giebt Stunden, wo ich das Ideal, noch mehr Stunden aber, wo ich die Caricatur meiner ſelbſt bin. Wie faſſe ich die wirkliche Weſenheit? Was bin ich?

Ich erkenne mich als etwas, das dem All und der Ewigkeit angehört.

Wenn ich das faſſe, — es ſind ſelige Minuten, die auch zu Stunden werden, — dann giebt es nur Leben, keinen Tod, weder für mich noch überhaupt in der Welt.

In meiner Sterbeſtunde möchte ich ſo klar und hell wie jetzt mir bewußt ſein, daß ich in Gott bin und Gott in mir.

Mag die Religion die Wärme des Gefühls, den Glanz der Phantaſie für ſich in Anſpruch nehmen — dafür ſtehen wir in der Klarheit, die Gefühl und Phantaſie in ſich ſchließt.

Oft in ruheloſen Tagen, da ich das Unendliche zwingen wollte, mir Stand zu halten, war mir's, als löſe ich mich auf und verſchwimme und verſchwinde. Ich wollte wiſſen: Wie iſt Gott?

Jetzt habe ich die Antwort unſres Meiſters: Wir haben keine bildliche Sinnesvorſtellung von Gott, aber wir haben einen klaren Gedanken oder Begriff von ihm.

Das alte Wort: Du ſollſt Dir kein Bild machen von Gott — heißt für uns: Du kannſt Dir kein Bild von Gott machen. Jedes Bild iſt ein begrenztes, der Gottesgedanke der Begriff der Unbegrenztheit.

Wir müſſen uns als einen Theil Gottes denken — lehrt Spinoza.

Indem mein Geiſt das Ganze zu erfaſſen ſtrebte, habe ich erkannt, was es heißt: Der Menſchengeiſt iſt ein Theil des Gottesgeiſtes.

Aus dem ewig bewegten Meer taucht ein Tropfen auf, iſt eine Sekunde — man nennt ſie ſiebzig Jahre — ſonnenhaft leuchtend und durchleuchtet, dann taucht der Tropfen wieder unter.

Der einzelne Menſch als ſolcher, wie er geboren und gebildet wird, iſt gleichſam ein Gedanke, der auf die Schwelle des Bewußtſeins. Gottes tritt; ſtirbt er, ſo taucht er wieder unter die Schwelle des Bewußtſeins. Er geht aber nicht zu Grunde, er bleibt in Ewigkeit, wie jeder Gedanke in ſeiner Nachwirkung bleibt.

Faſſe ich nun eine Verkettung, eine Vielfältigkeit ſolcher Gottesgedanken und nenne ich ſie Volk, ſo tritt der ganze Volksgenius auf die Schwelle des Bewußtſeins, ſobald das Volk auf die Höhe der Geſchichte tritt.

Faßt man aber wieder die Völker in Eins zuſammen, ſo iſt dies eben die Menſchheit, oder die Geſammtheit der Gedanken, das Bewußtſein Gottes und der Welt.

Oft wollte mich Schwindel faſſen, wenn ich mich da hinan dachte, jetzt ſtehe ich feſt auf der ſchroffen Spitze.

Wenn du kommſt, du Stunde, die man die letzte nennt, dann iſt mein letzter Wunſch, daß dieſe Gedanken mich noch einmal ganz durchglühen, auflöſen und erlöſen. Da giebt es getrennt kein endliches und kein unendliches Leben, ſie fließen in einander und ſind eins.

Das klare Erkennen und das Bewußtſein, daß wir eins ſind mit Gott und dem Ganzen, iſt höchſte Seligkeit. Wer dies Bewußtſein hat, der ſtirbt nicht, er lebt das ewige Leben.

Komm' noch einmal zu mir, du Geiſt der Klarheit, in der Stunde, da ich untertauche...

Es hängt Staub an meinen Flügeln, wie an den Flügeln der Lerche, die ich dort ſich aufſchwingen ſehe aus der Ackerfurche in den Aether. Die Ackerfurche iſt ſo rein wie der Aether, der Wurm wie die Lerche — im Verlorenen und ſcheinbar Verſunkenen iſt doch noch Gott. Und bricht mein Auge — ich habe das Ewige geſehen — mein Blick iſt ewig. Frei über alle Verzerrung und Selbſtverwüſtung hinüber rauſcht der ewige Geiſt." — —

Gunther hatte geleſen, Eberhard legte ihm jetzt die Hand auf den Mund, dann ſchaute er ihm tief in die Augen.

„Du haſt ehrlich mit Dir und den höchſten Ideen gerungen,“ ſagte Gunther, aber in ſeiner Stimme zitterte noch ein anderer Schmerz als der über den Tod.

Eberhard ſchloß die Augen. Als Gunther ſah, daß der Kranke feſt ſchlief, erhob er ſich.

Jetzt ſah er, daß Irma hinter dem Bettſchirm geſeſſen. Er winkte ihr, ſie verließ mit ihm das Gemach.

„Sie haben Alles gehört?“ fragte Gunther.

„Ich kam erſt vor wenigen Minuten.“

Irma verlangte volle Wahrheit über den Zuſtand ihres Vaters. Gunther geſtand, daß keine Hoffnung auf Wiedergeneſung vorhanden, nur die Stunde des Todes laſſe ſich nicht beſtimmen. Irma bedeckte mit beiden Händen das Geſicht, dann kehrte ſie wieder ins Krankenzimmer zurück. Dort ſaß ſie hinter dem Bettſchirm.

Im großen Saale ſaß Bruno, dem Landarzt gegenüber. Bei Gunthers Eintritt ſtand Bruno raſch auf, kam ihm entgegen und ſagte haſtig: „Unſer Freund hier hat mir bereits Beruhigung gegeben; die Sache hat, gottlob“ — die Zunge ſtolperte ihm bei dem Worte gottlob — „keine nahe Gefahr; beruhigen Sie nur auch meine Schweſter.“

Gunther antwortete nichts. Er erkannte, wie Bruno ſich den Anſchein geben wollte, daß er von keiner nahen Gefahr wiſſe, und Gunther war Hofmann genug, um dem die Wahrheit nicht aufzudrängen, der ſie nicht hören wollte. Er kehrte zu Irma zurück, Bruno folgte ihm und redete der Schweſter Muth zu. Sie ſchüttelte den Kopf, er achtete nicht darauf und ſagte, er wolle für die ſchwere Zeit, die bevorſtehe, ſich Kraft und Ausdauer holen; in der That aber wollte er ausreiten, um das Entſetzliche zu verſäumen. Wozu ſich Erſchütterungen ausſetzen, bei denen man nichts helfen kann?

Der Morgen begann zu dämmern. Der Kranke lag noch immer ſtill.

„Er athmet leichter,“ ſagte Irma, die Worte kaum hinhauchend.

Der Arzt nickte beruhigend.

Fünftes Capitel.

Mit festem Schritt ging Bruno die Treppe hinab. Er hatte das Pferd eine Strecke vom Schlosse wegführen lassen.

Wenn nur das dumme Sterben nicht wäre, sprach es in ihm, während er mit einem Fuß in den Steigbügel stieg. Da zerrte etwas hinter ihm an seinem Rock. Ist's die Hand des Vaters? Eine Geisterhand, die ihn zu Boden reißt? Er strauchelte zurück. Sein Rock hatte sich in eine Schnalle verfangen. Er machte sich los und war eben daran, die Reitpeitsche gegen den unachtsamen Jockei zu schwingen, da fiel ihm ein, wie das jetzt nicht am Orte sei. Der Vater ist krank, schwer krank, ja vielleicht, es kann doch sein, obgleich der Hausarzt solche Beruhigung gegeben — nein, jetzt darf man keinen Untergebenen strafen; es soll nicht heißen, daß Bruno in dieser Stunde einen Reitknecht gezüchtigt. Fitz, der die Schnalle in Ordnung brachte, duckte nieder, als ob er bereits den Peitschenstiel im Nacken spüre; erstaunt sah er auf, als sein Herr im mildesten Tone sagte:

„Ja, lieber Fitz, Du hast auch nicht geschlafen und bist voll Unruhe, ich seh' Dir's an. Leg' Dich jetzt noch eine Stunde zur Ruhe, Du brauchst nicht mit mir zu reiten. Laß Dein Pferd gesattelt. Wenn etwas hier im Hause passirt, so reitest Du oder Anton mir nach und holst mich, immer den geraden Weg durch die Waldlichtung dort; oben beim Gamsbühel, beim Reitweg, bevor es in die Höhe geht, kehre ich um und reite durch das Thal zurück. Hörst Du? Merk Dir's! So, jetzt leg' Dich schlafen, sattle aber Dein Pferd nicht ab, merk' Dir's, hörst Du?"

Fitz sah staunend zu seinem Herrn auf, der nun davon ritt.

In kurzem Trab ritt Bruno dem Walde zu nach einer Lichtung, die zur Weide hergerichtet war; es ritt sich sanft hier auf dem Grasweg, und es war so erfrischend in der Morgenkühle.

Der goldene Morgenschimmer zitterte durch den Wald und glänzte auf den Thautropfen an Gras und Baum. Der Waldbestand rechts und links war prächtig, Bruno nickte: Er hat das Forstwesen trefflich verstanden. Nein, das thu' ich ihm nicht an, ich lasse den Wald gut forsten, ich holze ihn nicht ab.

Jetzt ging's über eine ebene Strecke. Bruno gab dem Pferde

die Sporen und setzte im frischen Galopp dahin. Plötzlich hielt er an; er war in einer Gegend, die er nicht kannte. Hier war doch vordem ein Sumpf, und nun weites Ackerland, darauf die gemähten Schwaden dicht beisammen liegen.

Bruno lenkte abseits zu den Knechten, die hier die Garben banden. Der Oberknecht berichtete dem jungen Herrn, daß der Vater den Sumpf trocken gelegt und dies nun zum besten Land des ganzen Gutes gehöre. Er reichte Bruno eine Handvoll Aehren und sagte: „Bringen Sie das Ihrem Herrn Vater. Er denkt auf seinem Krankenbett gewiß zu uns heraus."

Bruno lehnte das ab und schenkte dem Oberknecht ein gutes Trinkgeld, dann ritt er weiter, rief aber dem Oberknecht nochmals zu, wenn der Reitknecht ihm nachkomme, solle er ihm sagen, sein Herr reite nach dem Gamsbühel.

Es war still und einsam im Walde, nur hinter sich hörte Bruno Peitschenknallen; die Knechte führten die erste Ernte vom neu eroberten Felde ein. Er ließ das Pferd im Schritte gehen, hier sah ihn Niemand, er steckte sich eine Cigarre an. Als er die Hochebene erreicht, ging's wieder im scharfen Trabe vorwärts. Hier weideten die Schafe. Auch auf den Schäfer ritt Bruno zu und gab auch ihm Auftrag wegen des nachfolgenden Reitknechts; es war ihm eine Beruhigung, daß er so viel Sorgfalt anwandte, damit man ihn sicher finde. Hinter ihm drein blökten die Schafe. Er schaute unwillkürlich um, das klang so jämmerlich; aber als ob er sich damit selbst beruhige, klatschte er den Hals des Pferdes, und indem er es dann scharf in die Zügel nahm, richtete er sich selbst wieder stramm auf. Der Weg führte wieder über einen Durchschlag. Drunten lag das Thal im hellen Sonnenglanz. Der Gedanke durchzuckte ihn: Da sind so viel armselige Menschen, die nichts haben und ihre Tage mit der Sorge verbringen, wie sie nur leben sollen — warum kann man ihnen nicht ihre Lebenskraft abkaufen, ihre Jahre zu den seinen nehmen und immer weiter leben? Das dumme Volk hat Recht, wenn es uns für nichts mehr hält, wie sie, da wir ja auch sterben müssen, an denselben Krankheiten wie sie ... Hier lebt Alles fort, Baum und Thier und Mensch, und dort oben im Schlosse liegt ein Mann, wie

ſie meinen, im Sterben, vielleicht ſtirbt er jetzt in dieſem Augenblick. Dieſe Luft trägt ſeinen letzten Hauch, wo iſt er? Warum fährt nicht ein Todesſchauer durch all ſein Beſitzthum, durch Baum und Menſch und Thier? Alles müßte mit ihm leben, mit ihm ſterben! Es iſt ſein. Dieſe Armſeligkeit ...

„Ich bin ein armes Weib, ſchenken Sie mir was!“ ſprach den Reiter plötzlich eine Geſtalt an, die aus dem Dickicht hervorhuſchte. Es war die alte Zenza.

Bruno ſchrak zuſammen, als wäre ihm ein Geſpenſt erſchienen. Er gab ſeinem Pferde die Sporen und jagte davon, die Haare ſträubten ſich ihm empor, er kam lange nicht zur Ruhe.

Wie von ſelbſt ſetzte ſich die abgebrochene Gedankenreihe fort, und der Anruf der Alten verknüpfte ſich darein: Schenk' mir was ... Wenn Alles ſtürbe mit dem Beſitzer, wer würde erben? Was iſt dem Menſchen mehr zu eigen, als ſeine Gedanken? Und ſie ſterben doch mit ihm ...

„Ich will nicht denken,“ ſagte Bruno plötzlich laut. „Ich will nicht! Morgen, übermorgen, ſpäter, nur jetzt nicht; jetzt will ich euch Gedanken nicht!“

Er lüftete den Hut, als müßten dadurch alle Gedanken davonfliegen, dann ſchlug und ſporute er das Pferd, daß es ſich hoch aufbäumte und wild davon rannte. Die Sorgfalt, feſt im Sattel zu ſitzen, erlöſte ihn von aller übernächtigen Grübelei, denn als ſolche erſchien ihm das Sinnen und Denken. Er ſaß feſt, preßte dem Pferd die Schenkel in die Rippen und die körperliche Anſtrengung that ihm wohl. Dennoch mußte er plötzlich wieder an den Vater denken. Er ſpürte ein Zucken in der Bruſt ... in dieſem Augenblick mußte es ſein ... jetzt entfuhr der Bruſt des Vaters der letzte Athem ... Die Hand Bruno's zuckte unwillkürlich. Das Pferd hielt an. Wieder gab er ihm die Sporen und jagte davon, er jagte ſeine Gedanken davon. Da rief eine Stimme:

„Bruno, halt ein!“

Es durchſchauerte ihn. Was iſt das für eine Stimme? Wer ruft ihn hier bei ſeinem Namen? Kalter Todesſchweiß trat ihm auf die Stirne.

„Wer ruft mich?“ fragte er mit blaſſer, bebender Lippe.

„Du kannſt nicht zu mir!“

„Wer biſt Du? Wo biſt Du?“ rief Bruno. Es überſchauerte ihn kalt, und das Pferd ſchnaubte. Iſt es denn wahr, daß Hexen im Felſen wohnen? Dort aus dem Felſen kommt die Stimme.

„Wer biſt Du?“ wiederholte Bruno. „Deine Stimme klingt mir —“

„Kennſt Du ſie noch? Die ſchwarze Eſther? Kehr' um, Du biſt des Todes!“

Es raſchelte etwas den Berghang hinab, Bruno ſaß erſtarrt auf dem Pferde. Endlich ließ er die Hand vom Zügel, betrachtete ſeine Hand, zog den Handſchuh aus, wie um ſich zu vergewiſſern, daß er noch lebe, daß noch Tag iſt, nicht Alles ein Traum, wilde Ausgeburt ruheloſer Phantaſie ...

Das Pferd ging ruhig weiter. Plötzlich ſprang es mit einem mächtigen Satz ſeitwärts — ein Schuß knallte.

Wer jagt jetzt hier?

Bruno war bereits aus dem Bereich ſeines Beſitzthums. Wer jagt im königlichen Forſt, wo erſt im nächſten Monat die Jagd aufgeht?

Mit einem gewiſſen Behagen faßte Bruno ſeinen Schnurrbart. Er hatte wieder ein klares Selbſtgefühl, er kannte die Dinge der Welt. Er griff nach dem Revolver in der Satteltaſche und ſah ruhig nach, ob Alles ſchußbereit. Das Pferd ging weiter. Da ſah er an einem Baume einen Flintenlauf auf ſich gerichtet und hinter dem Baume hervor rief eine Stimme:

„Kehr' um, oder ich ſchieß' Dich nieder! Eins! Zwei! Drei —“

Bruno wandte ſein Pferd, aber vom Wirbel bis zur Zehe erzitterte er, hinter ihm war ein geladener Flintenlauf, jede Minute konnte ihn die Kugel durchbohren — der kalte Schweiß rannte ihm vom Geſicht, die Augen braunten ihm, er wagte nicht die Hand zu bewegen; der Wilderer hinter ihm kann dieſe Bewegung mißverſtehen und ihn rücklings niederſchießen.

Erſt als er an der Felſenecke ankam, wo die ſchwarze Eſther ihn vorhin angerufen und ſo geheimnißvoll verſchwunden war — ſie hat

ihn gewarnt, ſie hat ſeiner Liebe nicht vergeſſen und er will fortan für ſie ſorgen — erſt dort wagte er, wieder aufzuathmen. Er gab dem Pferde die Sporen und jagte dahin, er wußte nicht mehr wohin, und erſt als er bebautes Feld vor ſich ſah, darauf Landleute arbeiteten, ſtieg er ab und ſetzte ſich auf den Boden.

Im erſten Gefühl der Rettung ſtieg ein guter Vorſatz in ihm auf. Er wollte zurückkehren, ſich reuevoll vor dem Vater niederwerfen und ſeine letzte Vergebung erbitten; er wollte ihm ſagen, daß er nun für die ſchwarze Eſther, die die erſte Urſache des Zerfalls zwiſchen ihnen beiden geweſen, ſorgen wolle. Aber er fühlte ſich ſo matt, daß er ſich nicht erheben konnte, und in ihm ſprach's: Du kannſt nicht! Zwei ſolche Erſchütterungen an Einem Tag kannſt Du nicht ertragen, und gewiß nicht heute, erſt morgen, vielleicht ſpäter, wird das Unvermeidliche eintreten.

Wie zerſchlagen in allen Gliedern richtete er ſich endlich auf und fragte die Leute auf dem Feld, wo er denn ſei; er erfuhr, daß er weit ab vom Weg.

Wenn jetzt der Jockey ihm nachreitet und ihn nicht findet?

Bruno fühlte ſich in ſeinem Gewiſſen beruhigt, er hat das ja nicht gewollt — ein böſes Schickſal, eine unbegreifliche Verkettung aller Schrecken hatte ihn vom Wege abgeleitet.

Niemand hier kannte ihn. Da hörte er plötzlich Muſik. Viele Wagen, mit grünen Zweigen bekränzt, fuhren die Straße dahin.

„Was iſt das? Iſt das eine Hochzeit?“ fragte er den Bauer, der ihm Beſcheid um den Weg gegeben hatte.

„Ich weiß nicht, ich glaube, es ſind die Leute aus der Stadt, die können in der Ernte ſpazieren fahren; es ſind vielleicht die von der Abgeordnetenwahl.“

Bruno ſtieg wieder auf. Der Bauer ſah ihn ſeltſam an, da er um den nächſten Weg nach Wildenort fragte; er bezeichnete ihm einen Reitweg, der ſich nicht fehlen ließ. Aber Bruno wollte heute lieber auf der Landſtraße bleiben, er hatte keine Freude mehr am Wald, er ritt die Straße entlang; er kam an einer großen Wagenreihe vorbei, der eine Muſikbande mit ſchwarz-roth-goldener Fahne voraufzog. Er ritt raſch vorbei, abſeits. Er wollte keine Muſik hören.

Sechstes Capitel.

Schon bevor der Leibarzt angekommen, hatte man dem Kranken zur Ader gelaſſen; Gunther, der eine kleine Apotheke mitgebracht, hatte raſch einige Mittel bereitet, die Eberhard Beruhigung gaben. Er ſchlief jetzt. Große Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirne. Gunther ging ab und zu. Irma ſaß verborgen, ſie ſah den Vater und konnte von ihm nicht geſehen werden. Jetzt athmete er lang auf, er war erwacht und ſchaute um ſich.

Irma eilte zu ihm. Er ſah ſie ſtarr an, dann winkte er, daß ſie ein Fenſter öffne.

Der Tag war ſonnenhell, ein Luftſtrom voll Waldesduft und Waſſerkühle drang ins Zimmer; Eberhard nickte. Man vernahm Peitſchenknallen. In die Mienen des Kranken trat eine frohe Spannung, er wußte daß man jetzt die erſten Garben heimbringe von dem Sumpfgrunde, den er trocken gelegt.

Man hörte Schritte im Vorzimmer. Gunther kam in Begleitung des Oberknechts.

„Tritt nur ein," ſagte er unter der Thüre, „es wird Deinen Herrn freuen." Mit ſchwerem Schritt trat der Oberknecht an das Bett des Kranken und ſagte, in der Rechten eine Handvoll Aehren haltend, mit der Linken auf der Bruſt klopfend als müßte er die Worte heraus hämmern:

„Hier, Herr, bringe ich Ihnen die erſten Aehren von unſerm neuen Ackergrund und wünſche, daß Sie noch viele Jahre in Geſundheit Brod davon eſſen."

Eberhard ergriff die Aehren und drückte mit der andern Hand die des Knechtes, der nun davon ging und drunten in der Scheune ſich auf eine Garbe ſetzte und weinte.

„Soll ich bei Dir bleiben oder Dein Kind allein?" fragte Gunther.

Eberhard ließ die Aehren los, ſie lagen auf ſeiner Bettdecke. Er faßte nach Irmas Hand. Gunther ging hinaus.

Jetzt ließ Eberhard auch die Hand der Tochter los, deutete auf ihr Herz und dann auf die Aehren.

Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Vater, ich verſtehe Dich nicht.“

Schmerz zog durch das ganze Angeſicht Eberhards, und er legte die Finger an den Mund, wie klagend, daß er nicht ſprechen könne; wer weiß, ob er nicht ſagen wollte: auch aus dem Sumpfe ſprießt die gute Saat, wenn wir ihn richtig bebauen — ſo auch aus Deinem Herzen, mein Kind, aus dem verlorenen, verwüſteten ...

„Ich will Gunther rufen,“ ſagte Irma, „vielleicht verſteht er, was Du meinſt.“

Eberhard winkte abwehrend; in ſeinen Mienen war etwas wie Zorn, daß Irma ihn nicht verſteht.

Er biß auf die des Wortes beraubten Lippen und wollte ſich aufrichten. Irma half ihm, und nun ſaß er an die Kiſſen gelehnt.

Sein Antlitz war verändert. Es war plötzlich eine fremde Farbe, ein fremder Ausdruck darin.

Irma ſah ſchaudernd, was vorging. Sie kniete am Bett nieder und legte ihre Wange auf des Vaters Hand. Er zog die Hand zurück.

Sie ſchaute ihn an. Mit aller Anſtrengung erhebt er die Hand — ſie iſt von Todesſchweiß übergoſſen — mit ausgeſtrecktem Finger ſchreibt er ihr ein Wort auf die Stirn, ein kurzes — ſie ſieht, ſie hört, ſie lieſt es, es ſteht in der Luft, auf ihrer Stirn, in ihrem Hirn, in ihrer Seele, überall — ſie ſchreit laut auf und ſtürzt zu Boden.

Gunther kommt raſch herein. Er ſchreitet über Irma weg, hebt die herabgeſunkene Hand Eberhards auf, fühlt nach ſeinem Herzſchlag, zuckt zuſammen und drückt dem Freunde die Augen zu.

Es war todtenſtill in dem Gemach.

Da plötzlich tönt Muſik vor dem Hauſe, die Melodie des fragenden Vaterlandsliedes — und Hunderte von Stimmen rufen: Hoch lebe unſer Abgeordneter, der edle Graf Eberhard!

Irma am Boden regt ſich, Gunther ſchreitet an ihr vorüber, geht auf den Hof, jäh verſtummt die Muſik und ſchweigen die Stimmen.

Roſſestritte nahen; Bruno reitet in den Hof. Er ſteigt ab, er lieſt in den Mienen Gunthers und der Verſammelten, was geſchehen.

Er bedeckt ſich das Geſicht und lehnt ſich auf Gunther, der ihn ins Haus zurückführt . . .

Als Gunther und Bruno in das Zimmer des Todten kamen, lag er allein; Irma war verſchwunden, ſie hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen.

Siebentes Capitel.

Wer ſein Leben zerſtört, zerſtört nicht ſein eigenes Leben allein.

Dem Kinde, das den Vater gekränkt, wächſt die Hand zum Grabe heraus.

Auf deiner Stirn ſteht ein unauslöſchliches Mal, ein Kainszeichen von der Hand des Vaters.

Du kannſt dein Antlitz nicht ſelbſt mehr ſchauen und von keinem fremden Auge mehr ſchauen laſſen.

Kannſt du vor dir fliehen? Ueberall hin folgſt du dir ſelbſt.

Du biſt verworfen, verloren, verſunken in dir . . .

So ſprach es eintönig und immer wieder aufs neue in der Seele Irmas.

Sie lag im dunklen Gemach, kein Sonnenſtrahl durfte eindringen, kein Licht durfte gebracht werden; ſie war allein mit ſich und der Nacht. Ihre Gedanken riefen ſie wie Stimmen, zur Rechten, zur Linken, von oben, von unten, überall — und oft war's ihr, als ſchwebte die Hand des Vaters mit ausgeſtrecktem Finger glühend durch die Dunkelheit.

Sie hörte draußen die Stimme Brunos, die Stimme des Leibarztes; Bruno wollte ſie mancherlei fragen, Gunther wollte nach der Stadt zurückkehren. Irma antwortete, daß ſie Niemand ſehen könne; ſie trug Gunther tauſend Grüße auf für Alle, die ſie liebten.

Gunther gab dem Hausarzt und der Kammerjungfer den Auftrag, ſorgfältig über Irma zu wachen; er ſchickte einen Boten an Emmy in das Kloſter.

Irma blieb in Dunkelheit und Einſamkeit.

Der Verſucher trat zu ihr und ſprach:

Was härmſt du dein junges Leben ab? Die ganze Welt liegt

vor dir mit ihrem Glanz und ihrer Schönheit. Wo ist eine Spur auf deiner Stirn? Die Hand ist starr und vermodert. Raff' dich auf! Die Welt ist dein! Warum verschmachten? Warum kasteien? Jedes lebt für sich, Jedes lebt sich aus. Dein Vater hat sein Leben vollbracht, vollbringe du das deine! Was ist Sünde? — — — Der Tod hat kein Recht an das Leben, das Leben allein hat Recht . . .

Hin und her zerrte es an ihr und plötzlich sah sie in der Dunkelheit jenes Gesicht aus dem Evangelium, da Satan und der Engel sich streiten um die Leiche Mosis.

Ich bin keine Leiche! rief sie plötzlich. Und Engel giebt's nicht und Teufel giebt's nicht! Alles ist Lüge! Von Geschlecht zu Geschlecht singen und sagen sie uns wie Kindern in der Dunkelheit allerlei Märchen vor.

Der Tag ist da. Ich reiße den Vorhang auf und die ganze lichte Welt ist mein. Haben nicht Tausende gefehlt gleich mir und leben glücklich?

Sie stürzte nach dem Fenster. Es war ihr, als läge sie lebendig begraben in der Erde, ihre Phantasie wühlte sie hinein dort in jenes Grab . . .

Licht, Licht muß ich haben!

Sie hob den Vorhang. Ein breiter Strahl drang herein. Sie prallte zurück. Der Vorhang fiel nieder. Sie lag wieder im Dunkeln.

Da hörte sie eine Stimme, die ihr tief zu Herzen ging. Oberst Bronnen war aus der Residenz gekommen, um Eberhard die letzte Ehre zu erweisen; er bat Irma — seine kräftige Stimme war halb verschleiert — ihm die Gunst zu gewähren, mit ihr um den Todten zu klagen.

Alles Blut preßte sich im Herzen Irmas zusammen; sie öffnete die Thür, sie reichte dem Freund im Dunkel die Hand; er preßte sie und sie hörte ihn, den starken Mann, laut weinen. Wie im Sturm zogen ihr die Gedanken durch die Seele: Da steht ein Mann, der dich erlösen könnte, und du könntest ihm dienen und unterthan sein wie eine Magd — aber wie dürftest du? . . .

„Ich danke Ihnen" — sprach sie endlich. „Mögen Sie ewig das

Glück empfinden, daß Sie dem Erlöſten und mir Gutes geweſen ſind ..."

Die Stimme ſtockte, ſie konnte nicht weiterſprechen.

Bronnen ging. Im Dunkel verließ er ſie.

Irma war wieder allein.

Die letzte Handhabe, die ſie noch im Leben hätte faſſen können, war gebrochen. Hätte ſie geahnt, welche Zeilen von einem zerriſſenen und auf der Straße gefundenen Briefe Bronnen in der Taſche trug, ſie hätte laut aufgeſchrien.

Ein einziger Gedanke war wach in ihr. Was ſoll mir's, noch ſo viel tauſendmal die Sonne aufgehen ſehen und jeder Sonnenſtrahl, jedes Auge macht die Schrift leuchten, und Worte ſind mir ewige Schrecken. Vater — Tochter — wer nimmt mir dieſe Worte heraus aus der Sprache, daß ich ſie nie wieder höre, nie wieder leſe?

Wie eine unergründliche Leere war's in ihrem Denken. Da iſt der eine und einzige Gedanke immer wieder, nie auszudenken und doch ſchon von allen Seiten ausgedacht, und Sinnen und Brüten dreht ſich mit zermalmender Gewalt, unermüdlich und abgemattet zugleich, im tauſendmal abgemeſſenen Kreiſe um und um.

Es trat jene Dumpfheit der Seele ein, die völlige Gedankenloſigkeit iſt. Nichts denken, nichts wollen, nichts thun. Das Chaos iſt über den Einzelmenſchen gekommen, und drüber ſchwebt Unfaßbares. Laß es herankommen, halte ſtill wie ein Opferthier, gegen deſſen Stirn das Beil des Opferprieſters geſchwungen iſt. Das Schickſal muß vollenden; du kannſt nichts thun, nur ſtillhalten, nicht zucken.

Stunden um Stunden lag Irma.

Draußen ging der Pendelſchlag der großen Standuhr, und der Ton ſprach immer: Vater — Tochter, Tochter — Vater! Stundenlang hörte ſie nichts als den Pendelſchlag, und immer die Worte: Vater — Tochter, Tochter — Vater! Sie wollte rufen, daß man die Uhr zur Ruhe ſtelle, aber ſie unterließ es. Sie wollte ſich zwingen, im Pendelſchlag nicht dieſe Worte zu vernehmen. Es gelang ihr nicht. Vater — Tochter, Tochter — Vater! klang der Pendelſchlag fort und fort.

Was einſt freies Spiel ihrer Laune geweſen, das ſpielte nun mit ihr. Was haſt du von der Welt geſehen? Einen kleinen Ausſchnitt. Du mußt eine Reiſe um die ganze Erde machen, das ſoll deine Wallfahrt ſein, da wirſt du dich verlieren. Du mußt den ganzen Planeten kennen lernen, auf dem dieſe Geſchöpfe herumkriechen, die ſich Menſchen nennen und ſich mit Graben und Pflanzen, mit Predigen und Singen, mit Meißeln und Malen den Jammer betäuben, daß ſie ſterben müſſen. Betäubung iſt Alles ...

Vor ihrem Geiſte bauten ſich Bilder auf, wie ſie in ungemeſſene Fernen zieht, der treue Diener ſchlägt das Zelt in der Wüſte auf, und wenn ein wilder Stamm kommt ...

Im Halbſchlaf hörte ſie den Tamtam und ſah ſich hinwegtragen, mit Pfauenfedern geſchmückt, und um ſie her tanzten dunkle wilde Geſtalten.

Was ihre Phantaſie einſt keck ſich vorgeſpiegelt und was jetzt von ſelbſt aus ihr auftauchte, das umtollte ſie und ſchlang den ſinnverwirrenden Reigen ....

Achtes Capitel.

Es war tief in der Nacht. Alles ſchlief.

Irma öffnete leiſe und ſchlich hinaus.

Sie ging nach der Todtenkammer. Ein einſames Licht brannte zu Häupten des Todten; er lag im offenen Sarg, ein Büſchel Aehren zwiſchen den Händen. Der Diener, der bei der Leiche wachte, ſah Irma groß an; er nickte nur und ſprach kein Wort.

Irma faßte die Hand des Vaters. Wenn dieſe Hand ſegnend auf ihrem Haupte geruht hätte, ſtatt daß ſie ...

Sie kniete nieder und küßte mit heißer Lippe die eiſig kalte Hand. Ein Gedanke, ein Blitz, ein ſinnverwirrender, zuckte durch ihre Seele: Das iſt der Kuß der Ewigkeit! Flammende Lohe und Eiſesſtarren drängten ſich zuſammen. Das iſt der Kuß der Ewigkeit ...

Als ſie in ihrem Zimmer erwachte, wußte ſie nicht mehr, hatte ſie geträumt oder war es in Wirklichkeit geſchehen — ſie hatte die

todte Hand des Vaters geküßt; aber das spürte sie: tief in ihrem Innersten ruht etwas wie ein eisiger Tropfen, unbeweglich, unvertilgbar.

Der Kuß der Ewigkeit — Du wirst keine warmen Lippen mehr küssen — Du bist dem Tode vermählt.

Sie hörte die Glocken läuten, man trug ihren Vater zu Grabe; sie verließ das Gemach nicht, kein Ton kam von ihren Lippen, keine Thräne aus ihrem Auge; Alles in ihr war stumm, dumpf und zerbrochen.

Sie lag im Dunkel. Wenn die Tauben auf dem Fenstersims draußen girrten und davonflogen, dann wußte sie, daß es Tag war.

Bruno war im höchsten Grade ärgerlich über das excentrische Wesen seiner Schwester. Er wollte abreisen, sie sollte ihn begleiten oder doch sagen, was sie vorhabe. Sie gab keine Antwort. Endlich trat er zur Reise gerüstet in das Vorzimmer Irmas; hier saß das Kammermädchen und las in einem Buche.

Bruno hatte die Hand ausgestreckt, um ihr unter das Kinn zu fassen, aber schnell erinnerte er sich, daß er ja in Trauer war; er zog auf halbem Wege die Hand wieder zurück.

Er übergab dem Kammermädchen seinen Hut, daß sie einen Trauerflor darum nähe, und streichelte dabei zufällig ihre Hand. Dann ging er nochmals an die Thür seiner Schwester.

„Irma," bat er, „Irma, sei doch vernünftig, gieb doch endlich eine Antwort!"

„Was soll ich?" fragte es drinnen.

„So öffne doch!"

„Ich höre," antwortete sie und öffnete nicht.

„So laß Dir sagen: Es hat sich kein Testament des seligen Papa vorgefunden. Ich werde Alles mit Dir brüderlich ordnen. Willst Du nicht mit zu meiner Familie reisen?"

„Nein."

„So reise ich allein. Adieu!"

Er erhielt keine Antwort; er hörte, wie sich Schritte von der Thür entfernten, und wendete sich um. Das Kammermädchen hatte den Flor um den Hut genäht, Bruno küßte ihr die Hand und gab ihr ein reichliches Geschenk.

Dann reiſte er ab.

Es war ihm ganz recht, daß er ohne Irma reiſen konnte; er kann ſich eher gehen laſſen und iſt von Niemand genirt, und ſeine Philoſophie befiehlt: nur keine unnöthige Trauer! Das hilft zu nichts und man verdirbt ſich nur damit die Tage.

Er war unterwegs ſehr zufrieden mit ſich. Das Gut Wildenort behält er des Namens wegen für ſich; es iſt nur klein und man könnte ohne eine Stellung im Staat nicht ſtandesgemäß davon leben. Er will Irma, wenn ſie ſich, was hoffentlich bald geſchieht, verheirathet, den ganzen Schätzungswerth des Stammgutes als Mitgift geben.

Bruno reiſte nach der Reſidenz, und ſein erſter Ausgang, nachdem er ſeine Familie beſucht, war in den Jokeyclub, der jetzt in Permanenz verſammelt war. Mit einem mäßigen Reuegelde wollte er ſeine Pferde vom Wettrennen zurückziehen, das in den nächſten Tagen ſtattfinden ſollte; er iſt in Trauer, man wird Rückſicht darauf nehmen. — Auf dem Wege begegnete ihm der Leibarzt, Bruno kehrte um. Der Leibarzt ging nach dem Schloſſe.

Noch nie hatte man den Mann, der als der Unerſchütterliche bei Hofe galt, ſo bewegt geſehen, als da er die Nachricht vom Tode des alten Grafen Wildenort brachte.

Er erzählte der Königin von den Erweckungen aus beſten Tagen, die ſich Eberhard in der letzten Stunde wieder wach gerufen, aber er konnte doch nicht unterlaſſen, hinzuzufügen, daß der dahingegangene Freund den Hochpunkt nicht erreicht, nach dem er ſo redlich geſtrebt; denn er hatte noch in der letzten Stunde nach äußeren Handhaben getaſtet und mußte ſich das Errungene neu einprägen. Die Königin ſah verwundert auf den Mann, der in ſeiner tiefſten Ergriffenheit noch ſo ſtreng urtheilen konnte.

„Wie trägt es unſere Irma?“ fragte ſie.

„Schwer und ſtill, Majeſtät,“ erwiderte der Leibarzt.

„Ich meine,“ ſagte der König zur Königin, „wir ſollten unſerer Freundin ſchreiben und ihr einen Boten ſchicken.“

Die Königin ſtimmte bei, und der König ſagte laut zum Schloßhauptmann:

„Die Königin will ſofort einen Courier an die Gräfin Irma

ſchicken, wollen Sie das Nöthige veranlaſſen. Schicken Sie den Lakaien Baum."

Die Königin ſtutzte. Warum ſagt der König, daß ſie einen Boten ſchicken wolle, während er doch dazu angeregt hatte und ſie nur beiſtimmte? Ein Schreck durchzuckte ſie, aber ſie bezwang ihn ſchnell und machte ſich Vorwürfe, daß der böſe Blutstropfen, der ſich einſt in ihr geregt, noch nicht ganz verſchwunden ſei. Sie ging in ihr Cabinet und ſchrieb an Irma. Auch der König ſchrieb.

Baum machte ein ſehr beſcheidenes, ſehr untergebenes Geſicht, als ihm der Schloßhauptmann den Befehl gab, ſich ſofort bereit zu machen, um als Courier zur Gräfin von Wildenort zu reiſen; er ſolle bei der Gräfin bleiben, ſie nie verlaſſen, und wenn ſie auf Reiſen gehen wolle, ſo werde er ſie begleiten bis zu ihrer Rückkehr an den Hof.

Als Baum mit den Briefen abreiſte, hatte er ein ganz anderes Geſicht, es war triumphirend; jetzt iſt er auf dem Punkt, das große Loos zu gewinnen, man hat ihm den delicaten Auftrag gegeben, er weiß, woran er iſt, man verſteht ihn und er verſteht die Anderen. Er wendete ſich zum Schloſſe zurück und ſeine Mienen waren jetzt gar nicht mehr unterthänig; unter der vorgehaltenen linken Hand ſagte er faſt laut zu ſich, indem er mit der Rechten die Bruſt ſtreichelte: „Als gemachter Mann kehre ich zurück, und mindeſtens Oberkämmerer muß ich ſein."

Baum kam auf dem Herrenhauſe an. Die Kammerjungfer ſagte, daß Irma Niemand ſpreche und Niemand ſehe.

„Wenn ſie nur aufſchreien möchte, der ſtille Schmerz tödtet ſie," klagte die Kammerjungfer.

Es wurde an die verſchloſſene Thüre Irmas geklopft; man mußte lange auf Antwort warten. Endlich fragte Irma, was es gebe? Sie mußte ſich an der Thürklinke feſthalten, da ſie die Stimme Baums erkannte. Iſt vielleicht der König ſelbſt gekommen?

Baum ſagte, daß er als Courier Ihrer Majeſtäten geſchickt ſei, um einen Brief abzugeben. Irma öffnete nur ſo weit, daß ſie ihre Hand herausreichte, nahm den großen Brief herein, legte ihn auf den Tiſch; — ſie hatte nichts von der Welt draußen zu erfahren, die Welt draußen kann ihr keinen Troſt geben, Niemand.

Endlich gegen Abend ſchlug ſie die Vorhänge zurück und entſiegelte das große Couvert. Es lagen zwei Briefe darin; der eine trug die Ueberſchrift von der Hand der Königin, der andere von der des Königs. Sie entfaltete den Brief der Königin zuerſt und las:

„Du liebe, gute Irma!

(Die Königin nannte ſie zum Erſtenmal „Du.“ Irma wiſchte ſich mit einem Tuche über das Geſicht und las weiter.)

„Du haſt den ſchwerſten Schmerz des Lebens erfahren. Ich möchte bei Dir ſein, Dein ſchwerpochendes Herz an das meine drücken und die Thränen Dir von den Augen küſſen. Ich will Dich nicht tröſten, nur Dir ſagen, daß ich mit Dir fühle, ſoweit man fühlen kann, was man nicht ſelbſt erfahren. Du biſt ſtark, edel und harmoniſch, ich muß Dir's zurufen,

(Die Hand Irmas zitterte, als ſie dies las.)

„damit Du Dich Deiner ſelbſt erinnerſt und Deinen Schmerz ſchön und rein trägſt. Du biſt verwaiſt, aber die Welt darf Dir nicht öde und leer ſein. Dir leben befreundete Herzen. Ich freue mich, oder vielmehr ich danke dem Schickſal, daß ich im Leid Dir etwas ſein kann. Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß ich Deine Freundin bin, aber es thut in ſolchen Stunden gut, wenn man ſich das ſagt. Ich möchte keine Stunde vergnügt leben, während Du in Trauer biſt. Alles iſt uns gemeinſam.

(Irma bedeckte ſich das Geſicht mit der Hand. Sie faßte ſich und las weiter.)

„— Laß mich bald wiſſen, was ich Dir ſein kann. Komme zu mir oder bleibe in Einſamkeit, wie es Deine Natur erheiſcht. Könnte ich nur Dir den Genuß Deiner ſelbſt geben, wie wir ihn empfinden! Du weißt gar nicht, wie Großes Du geleiſtet. Du haſt das Reich unſerer Empfindungen vermehrt. Das iſt die ſchönſte Eroberung. Sei ſtark in Dir und wiſſe, daß Du einen Halt haſt

an Deine: Dich innig liebenden

Mathilde.“

Irma legte den Brief auf den Tiſch, aber ſie ſchob ihn unwillkürlich weit weg von dem des Königs, der noch unentfaltet hier lag.

Jahre mußten vergehen, Meere dazwiſchen liegen, bevor man nach dieſen Worten die des Königs vernehme. Und doch — wie oft hat ſie mit Einem Athem und Einem Blick ihn und ſie gehört und geſehen.

Mit einer heftigen Bewegung wie im Zorn erbrach ſie den Brief des Königs und las:

„Es iſt mir tief ſchmerzlich, daß auch Sie, meine holde Freundin, erfahren müſſen, daß Sie das Kind eines Sterblichen ſind. Ich bejammere, daß Ihre ſchönen Augen weinen. Wenn auch das Erhabenſte noch der Läuterung fähig — und welches ſterbliche Weſen wäre deſſen nicht? — ſo wird dieſer Schmerz Ihren Hochſinn noch erhöhen. Aber bitte, ſteigen Sie nicht zu hoch, um uns ſo nieder und tief zu finden. Nehmen Sie uns mit auf Ihre Höhe.“

Die Mienen Irmas nahmen einen bitteren, verſteinerten Ausdruck an. Sie las weiter:

„Wenn Sie länger als ſieben Tage Ihr ſchönes Auge mit Thränen und Ihr hohes Herz mit Seufzern quälen und allein leben wollen, ſo laſſen Sie mich das durch ein Wort wiſſen. Wollen Sie Ihre Trauer verlängern, auf einer Reiſe ſich ſelbſt und ein anderes Selbſt wiederfinden, ſo beſtimmen Sie, wohin Sie zu reiſen gedenken; nur nicht zu weit weg, nicht zu weit in das Land der Schmerzen, in ein Ihnen fremdes Land. Sie ſollen froh ſein, heiter und ſchnell überwinden.

Ihr wohlgeneigter K.“

In dem Brief lag noch ein Zettel mit der Ueberſchrift: „Sofort zu verbrennen.“

„Ich kann nicht leben ohne Dich, ich verliere mich ſelbſt, wenn ich Dich verliere. Gegenwart allein iſt Leben. Ich kann nur im Lichte Deiner Augen athmen, ich will keine Wolken, ich verlange Sonne. Erinnere Dich, welch eine Welt von Gedanken Du unter Deinem geflügelten Hut beherbergſt. Laß dieſe Welt herrſchen! Du darfſt nicht traurig ſein, Du darfſt nicht! Um meinetwillen. Du mußt des Schmerzes Herrin werden, wie Du Herrin biſt über mich! Sei ſtark, ſchwing Dich hinweg über Alles! Komm zu

Deinem Kurt.

Der Kuß der Ewigkeit! Ich allein kann die Wolken, alles Trübe von Deiner Stirn wegküſſen, ich kann und ich will."

Irma ſchrie laut auf, ein krampfhaftes Lachen bewältigte ſie.

Kann ein Mund dieſe Stirne küſſen? Wie ſchmeckt der Todesſchweiß, der ſich hier eingeätzt? Wie ſchmeckt das entſetzliche Wort auf den Lippen? Küſſe es weg! Küſſe es weg! Es brennt, es friert. —

Dieſe letzten Worte allein hörte die Kammerjungfer; ſie wollte zu Irma eilen; die Thür war verſchloſſen.

Nach geraumer Zeit erhob Irma das Haupt und war verwundert, ſich am Boden zu finden; ſie ſtand auf und ließ ſich Schreibzeug und Licht bringen. Sie verbrannte beide Briefe des Königs, hielt eine Weile das ſchwere Haupt in beiden Händen, dann faßte ſie die Feder und ſchrieb:

„Königin!

Ich büße meine Schuld mit dem Tode. Vergieb und vergiß.

Irma."

Sie ſchrieb auf den Umſchlag: „Durch die Hand Gunthers. An die Königin ſelbſt."

Dann nahm ſie ein neues Blatt und ſchrieb:

„Dem Freunde!

Zum letztenmal ſpreche ich zu Dir. Wir ſind auf dem Irrwege, auf dem entſetzlichen. Ich büße. Du gehörſt nicht Dir. Du gehörſt ihr und der Geſammtheit. Du mußt im Leben büßen, ich mit dem Tode. Faſſe Dich, ſei Eins mit dem Geſetz, das Dich an ſie und an die Geſammtheit bindet. Du haſt beide verleugnet, und ich, ich habe dazu verholfen. Unſer Leben, unſere Liebe hat das Entſetzlichſte über Dich gebracht. Du konnteſt nicht mehr wahr ſein vor Dir ſelbſt. Du ſollſt es wieder und ganz werden. Das rufe ich Dir ſterbend zu und ich ſterbe gern, wenn Du mich und Dich erhörſt. Die ewige Natur weiß, daß wir nicht ſündigen wollten, aber es iſt geſchehen. Mir iſt mein Urtheil auf die Stirn geſchrieben, faſſe Du das Deine im Herzen und lebe neu. Dein iſt noch Alles. Ich empfange den Kuß der Ewigkeit vom Tode. Höre dieſe Stimme und vergiß ſie nicht! Vergiß aber die, die ſie Dir zuruft. Ich will kein Gedenken."

Sie verſiegelte die Briefe und verſteckte ſie ſchnell in der Mappe,

denn ſie wurde unterbrochen. Man meldete Emmy, oder vielmehr Schweſter Euphroſyne.

Neuntes Capitel.

Der Leibarzt hatte an Emmy einen Boten geſchickt mit der Nachricht vom Tode Graf Eberhards und der Verzweiflung Irmas. Die Priorin hatte Emmy ermahnt, zu der jungen Freundin zu eilen, der man ſo viel Dank ſchuldig war; da keine Nonne allein reiſen durfte, gab ſie ihr als Begleiterin eine Schweſter mit, die eine bewährte Krankenpflegerin war.

Als die Kammerjungfer die Ankömmlinge meldete, ſprang Irma unwillkürlich auf. „Das iſt die Erlöſung! Im Kloſter, abgeſchieden von der Welt, lebendtodt — dort warteſt du, bis man dich ins Grab legt.“

Ein Leben, in dem nichts vorgeht . . . ſprach es plötzlich, als ſtände der alte Schiffer hinter ihr, der die Worte geſprochen.

Ein trotziger Gedanke ſchwellte ihre Lippen: Ich warte nicht, bis mein Leben zu Ende, ich zwinge das Ende — —

Es dauerte lange, bis ſie der Kammerjungfer die Antwort gab:

„Ich danke von ganzem Herzen, aber ich will Niemand ſehen, Niemand hören.“

Irma fühlte ſich ſtark, als ſie dieſe Worte geſprochen. Nun iſt auch das vorbei, muß vorbei ſein.

Und wieder war es ſtill und dunkel, und wieder ſprach draußen der Pendelſchlag: Vater — Tochter, Tochter — Vater.

Es läutete vom Thal herauf, das iſt die Abendglocke.

Es muß ſein! ſprach Irma zu ſich. Sie ſchlug die Vorhänge zurück und ſchaute hinab ins Thal, dort gingen die Nonnen in den langen ſchwarzen Gewändern durch die Wieſen. Sie eilte in Gedanken ihnen nach und ſprach in die leere Luft hinaus: Leb' wohl, Emmy! Dann rief ſie der Kammerjungfer, ſie ſolle Befehl geben, daß man ein Pferd ſattle, ſie wolle ausreiten. Sie zeigte der Kammerjungfer ihr Antlitz nicht. Niemand ſoll dieſe Stirn je ſehen. Die

Kammerjungfer zog ihr das Reitkleid an, ſetzte ihr den Reithut auf, der noch mit dem Stück des Adlerflügels geſchmückt war; Irma ſchauderte, als ſie, auf den Hut greifend, den Flügel berührte; den Vogel hatte der König geſchoſſen und ihr den Flügel gegeben damals ... es iſt wie eine letzte geiſterhafte Berührung.

Sie befahl, über dem Schleier am Hut noch einen zweiten Schleier zu heften, und erſt als ſie ganz verhüllt war, ging ſie hinaus. Sie ſah nicht auf, ſie nahm von nichts Abſchied, ſie heftete den Blick auf den Boden.

Im Hofe ſtand das Reitpferd Irmas; es ſcharrte lebhaft und blies die Nüſtern auf, als es Irma ſah. Sie fragte nicht, wer ihr Reitpferd aus der Reſidenz hergebracht; ſie ſtreichelte ihm den Hals und nannte es mit ſeinem Namen: Pluto. Sie war in Gedanken ſchon ſo aus der Welt, daß ſie das Thier wie ein Wunder, wie etwas noch nie Geſehenes betrachtete. Sie ſtieg auf.

Auch der große Lieblingshund ihres Vaters war da und bellte ihr zu. Sie befahl, daß man den Hund ins Haus zurücktreibe.

Im ruhigen Schritt ritt ſie davon. Sie ſchaute nicht auf, nicht rechts, nicht links. Die Sonne ſtand gerade hinter den Wipfeln der Bäume und das Licht brach in zerſplitterten Strahlen durch das Gezweige wie dünne Sonnenfäden, zwiſchen den Stämmen hindurch glänzte der Himmel im Goldgrund.

Irma hielt an und winkte dem hinter ihr reitenden Baum; er ritt an ihre Seite.

„Wie viel Geld haben Sie bei ſich?“

„Nur wenige Gulden.“

„Ich muß hundert Gulden haben. Reiten Sie zurück und holen Sie.“

Baum zögerte; er wollte ſagen, daß ihm nicht geſtattet ſei, die Gräfin zu verlaſſen, aber er wußte das nicht vorzubringen.

„Warum zögern Sie? Haben Sie nicht verſtanden?“ ſprach Irma, es lag ein herber Ton in ihrer Stimme. „Reiten Sie augenblicklich zurück.“

Baum wendete ſein Pferd.

Kaum war er aus ihrem Geſichtskreis, als Irma ihrem Pferd die Peitſche gab, über den Gräben zur Seite ſprengte, eine Bergwieſe hinan und hinein in den Wald. Im geſtreckten Galopp folgte

ſie demſelben Wege, den Bruno vor wenig Tagen geritten. Das Pferd war muthig und lebhaft, es freute ſich ſeiner ſchönen Reiterin, ſie kannten einander; luſtig, als ginge es zur hellen Jagd, rannte es dahin. Und es geht zur Jagd, dort knallt ein Schuß; aber Pluto iſt ſchußfeſt, er ſchrickt nicht zuſammen. Immer luſtiger geht's im Galopp dahin. Das Abendroth blinkt durch die Waldbäume und ſpielt in funkelnden Lichtern auf Stämmen und Moos. Und weiter geht der flüchtige Ritt, weiter, immer weiter!

Jetzt iſt ſie oben auf dem Bergkamm, der breite See drunten glänzt wie Purpur.

„Dort!" ruft Irma, „dort biſt du, kühler Tod!"

Pluto hält an, er glaubt, ſeine Herrin habe es befohlen.

„Du haſt Recht," ſagte ſie, ihm den Hals ſtreichelnd, „es iſt weit genug."

Sie ſteigt ab und wendet das Pferd; es ſieht ſie noch einmal an mit ſeinen großen treuen Augen, ſie hat den Schleier zurückgeſchlagen.

„Zieh' heim, du ſollſt leben. Zieh' heim!"

Das Pferd ſteht ſtill. Da hebt ſie die Peitſche und giebt dem Pferde einen Schlag, daß es davonrennt; Mähnen und Schweif im Abendwind flatternd, rennt es dahin über den Bergkamm.

Irma ſteht und ſieht ihm nach. Dann ſetzt ſie ſich an den Rand eines vorſpringenden Felſens und ſchaut hinein in die weite Landſchaft und in die untergehende Sonne.

„Zum letztenmal, du ſchönes Licht, ihr Farben am Himmel, zum letztenmal, bevor ich in die Nacht des Todes ſinke . . ."

Einen Augenblick ſaß ſie ganz hingenommen von dem Anblick, der ſich ihr aufthat; ſie wußte nicht mehr, von wannen ſie kam, wohin ſie wollte. Da ſtanden in weiter Reihe die hochaufragenden Berge, vielgezackt, Gipfel an Gipfel, und immer tiefer hinein ragte ein Berghaupt empor. Die bewaldeten Berge umſchwebte ein violetter Duft, an den ſcharfkantigen nackten Schroſen zitterte der Abendſtrahl, und hoch auf die ſchneebedeckten Firnen breitete ſich ſtill der Hauch des Abendroths, immer höher ſich färbend, während es drunten immer mehr nachtete. Wie durchglüht ſtand die eine große Schneekuppe, und jetzt zog mälig eine Wolke drüber hin und nahm den rothen

Schimmer vom Berge mit ſich fort, als wär's ein Schleier, den ſie hob; die Wolke verſchwebte erglühend, und todtenfahl ſtarrten die Schneehöhen. Es war der Anblick eines Geſtorbenen.

Der große Tod zog über die Höhen.

Wer ſo mit ihm verſchwinden könnte im Aether!

Irma ſchauerte, ein fröſtelnder Luftſtrom ſtrich über die Höhe. Sie fuhr ſich mit der Hand über das Antlitz. Sie fühlte, wie auch ſie erblaßt war. Sie ſtand auf, ſtieg höher, um noch einmal den Feuerball zu ſchauen. Sie kam zu ſpät, und laut ſprach ſie:

„Was nützt es, die Sonne zu ſchauen, ob tauſend-, ob abertauſendmal, wenn ſie uns doch einmal untergeht? Und ſie iſt auf ewig untergegangen dem dort unter dem Boden, an deſſen Hand nun die Verweſung . . .“

Ihr ſchwindelte — ſie ſank nieder ins Moos.

Als ſie ſich wieder aufrichtete, war es Nacht.

Sie erhob ſich und ſchritt mit hoch aufgeſchürztem Gewand hinab in den nächtigen Waldesgrund.

Zehntes Capitel.

Irma war auf einem Fußweg, der ſich durch hohe Waldbäume hinzog. Feſt und ſicher förderte ſie die Schritte. Bald ging der Fußweg in eine breite Waldſtraße über.

In der Ferne zuckte Wetterleuchten am Himmel, es zerreißt die Nacht und da thut ſich ein Himmel auf, der noch hinter der Nacht liegt.

Irma ſchaute kaum auf, ſie dachte nichts mehr, nichts als den Weg zu finden. Es war ſtill im Wald; nur manchmal krächzte etwas, wie das Aechzen eines Menſchen, ſo klagend. Es kommt von einem Baume, der herzſpältig iſt. Aber das Krächzen geht immer mit ihr, immer ihr voraus. Sie ſucht den Baum, der ſo im Herzen krank; ſie findet ihn nicht; es geht immer weiter hinauf, immer tiefer hinein in den Wald. Da rennt ſie den Berg hinab. Nun iſt es ſtill. Der Weg verlor ſich, aber von ferne her leuchtete das Ziel, ein Blinken

des mondbeglänzten Sees. Sie ging weiter und weiter pfadlos durch den Wald auf weichem Moos. Oftmals war Wimmern von Vogelſtimmen in den Baumkronen, ein Marder oder ein Wieſel würgte die Sorgloſen in ihren Neſtern. — In der Welt iſt ewiges Morden, Verzehren des Einen durch den Andern. Die Menſchen verderben und morden einander, nur verzehren ſie einander nicht — das allein unterſcheidet ſie von den Thieren. Und noch Eins — ja, noch Eins! Das iſt's! Der Menſch allein kann ſich ſelbſt morden. Irma ſchwindelte bei dem Gedanken. Sie hielt ſich an einem Baum, dann ſchritt ſie weiter. Nur keine Weichlichkeit! Feſt und entſchloſſen muß das Unabänderliche vollbracht werden. Weiter ging's durch den dichten Wald. Heiß glühten ihre Wangen, der Schweiß troff von ihrer Stirn, aber innerlich war's ihr, als ob ſie friere.

Da rauſchte es durch das Dickicht vor ihr, es war ein Hirſch, den ſie aus ſeinem Lager aufgeſcheucht. Das Thier fürchtete ſich vor ihr und ſie fürchtete ſich vor dem Thier, ſie glaubte ſchon ſein Geweih zu ſpüren, wie es ſie aufſpießt; ſie flog mit behendem Sprunge den Bergrand hinab; fern noch knackte es im Gebüſch, dann war Alles ſtill. Hoch in den Wipfeln ſauſt es; es rauſchen Waſſer, bald nah', bald fern, und jetzt hört ſie das Brauſen eines Waldbachs, der von Felſen niederſtürzt; ſie ſieht den mondbeglänzten Schaum, ſie weiß nicht mehr, wo ſie iſt, ſie weiß nicht, geht ſie nach dem See oder rückwärts. Wenn ſie ſich im Walde verirrt, wenn ſie hier niederſinken muß und gefunden und zurückgebracht wird in das Leben, in das Elend? . . Sie rafft alle Kraft zuſammen und ſchreitet weiter. Die Nacht wehte ſie kühl an, aber von ihren Wangen fielen heiße Tropfen; ſie griff ſich an die Stirn — da iſt ein heißer Quell als ob es aus der getroffenen Stelle rinne. Sie ſieht auf zu den Sternen, ſie ſieht bekannte Sternbilder, ſie weiß ihren Standort, aber die großen Wegweiſer in der Unendlichkeit führen nicht auf den Irrwegen im Waldesdickicht ein einſam verirrtes Menſchenkind. Irma gedenkt der Nächte, wo der Leibarzt ihren Blick in die Weite gelenkt — wie iſt ihr nun Alles vernichtet, alles Große gefallen, ſelbſt der Blick zu den Sternen iſt ihr verſchränkt. Sie ſinnt darüber nach, ob ſie die Briefe verbrannt, oder zurückgelaſſen; den an den König hat ſie verbrannt,

Digitized by Google

deſſen glaubt ſie ſich zu erinnern; aber nicht auch den an die Königin? Sie ſinnt hin und her, es wirrt ſich ihr zuſammen. Vielleicht werden beide Briefe gefunden. — Sei es!

Und dann zieht ihr das Lied Walpurgas durch die Seele.

Wenn die gute Bauernfrau am See wüßte, wie ihre Freundin jetzt einſam in dunkler Nacht durch den Wald raſ't, und mit welchen Gedanken — ſie käme herbei und riſſe dich an ſich und ließe dich nicht; wer weiß, ob ſie nicht jetzt in der Ferne dein gedenkt, von dir träumt und dir durch die Nacht unfaßbar ihr Lied durch die Lüfte daher ſchickt? Wie wird die Arme trauern, wenn ſie deinen Tod erfährt; vielleicht iſt ſie die einzige, die dich wahrhaft betrauert.

Alle Erinnerungsmelodien ſpielten durch ihre Seele. Nach Jahren erzählt ein Schiffer, wie der dort am Inſelkloſter, vom ertrunkenen Hoffräulein. Wie wird die Todesnachricht auf die Menſchen wirken? Niemand von euch kann mir helfen, ich kann euch auch nicht helfen, und übermorgen ſpielt ihr wieder Karten und tanzt und ſingt. Keiner kann den Andern in Gedanken behalten; wer nicht da iſt, hat kein Recht, in Gedanken da zu ſein. Unbarmherzig iſt das Leben wie der Tod. . .

Weiter ging's durch das Dickicht, an wilden Schluchten vorbei; die Steine die ſich unter ihren Tritten löſten, polterten in den Abgrund hinab, aus dem ſie dumpf auftönten und ahnen ließen, wie tief ſie gefallen waren. Die Felſen rücken näher zuſammen, der Waldbach ſtürzt ſich über ſie herab, und jetzt auf einmal da ſind die Felſenſchroſen, da geht's nicht weiter — ſtürze dich hinab und zerſchmettere! Wenn du aber tagelang halbtodt und gelähmt liegen und verſchmachten mußt? Nein!

Sie ſucht ſich einen Weg. Da ſchlägt ihr ein Baumzweig ins Geſicht, gerade dahin, wo des Vaters todeskalter Finger ſie berührt.

„Nein, dieſe Stirn ſoll das Tageslicht nicht mehr ſchauen," ruft ſie und ſucht einen Weg am Felſenhang und hält ſich feſt mit eingeklammerten Händen. Jetzt erſchallt helles Jodeln einer Frauenſtimme durch den Wald. — Irma athmet auf, es iſt eine Menſchenſtimme, eine Frauenſtimme, vielleicht ein Mädchen, ein holdes friſches Kind, das dem Geliebten ein Zeichen giebt durch die Nacht. Die Jodeltöne wiederholen

ſich fort und fort und werden immer dringender, und Irma ſitzt in Angſt und Zittern am Felſenhang; ſie antwortet, ſie ſchreit grell auf. Sie erſchrickt vor ihrer eigenen Stimme, aber ſie ſchreit wieder und wieder. Nun kommt es antwortend heran, die Stimme nähert ſich, Hunde ſpringen voraus, ſie ſind ſchon bei Irma, ſie bellen, zum Zeichen, daß ſie die Beute gefunden; die Frauenſtimme kommt näher und näher.

„Wo biſt Du?“ fragt es.

„Da,“ antwortet Irma.

„Wo?“

„Hier.“

„Da oben?“

„Ja.“

„Wie biſt Du da hinauf gekommen?“

„Ich weiß nicht.“

„Halt' Dich ruhig, rück' nicht von der Stelle! Ich komme.“

„Ja.“

Es dauerte lange, da tauchte endlich etwas unter Irma auf.

„So, da biſt Du?“ ſagte die Geſtalt. Sie warf Irma einen Strick zu und befahl ihr, ſich ſolchen um den Leib zu binden, das andere Ende an einen Felſen oder einen Baum zu heften und dann ruhig herabzugleiten.

Irma that, wie ihr befohlen. Sie ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde, in dieſem kurzen Augenblicke durchſchauerte ſie Unfaßbares. Sie kam glücklich bei der Frauengeſtalt an. Dieſe packte ſie ſofort mächtig an der Hand und führte ſie. Irma folgte willenlos. Sie riß ſich blutig, bis ſie auf einen ſchmalen Felsweg kamen. Drunten brauſte der Bach, aber die mächtige Frauengeſtalt hielt Irma feſt an der Hand, dieſe Hand packte wie eine eiſerne Zange.

„Wo Du geweſen biſt, da kommt ja nicht einmal ein Gemsjäger hin. So, jetzt ſind wir oben, dort iſt unſere Hütte,“ ſagte endlich die dunkle Geſtalt. „Es iſt ein Wunder, daß Du nicht geſtürzt biſt und haſt ſo ein langes Kleid dazu.“

„Wer biſt Du?“ fragte Irma.

„Sag' mir zuerſt, wer Du biſt und wie Du daher kommſt.“

„Das kann ich Dir nicht ſagen.“

„Meinetwegen. Mich heißen ſie die ſchwarze Eſther.“

„Wen bringſt Du?“ rief eine grauſig erſcheinende Frau in der Hüttenthür; hinter ihr brannte das Herdfeuer.

„Ich weiß nicht. Ein Weibsbild.“

Irma ging mit der ſchwarzen Eſther nach der Hütte. Die Alte bekreuzte ſich und rief:

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn — das iſt die Seejungfrau!“

„Ich bin kein Geiſt,“ ſagte Irma, „ich bin ein müdes Menſchenkind. Laſſet mich eine Weile ruhen und dann gebt mir Eure Tochter mit, daß ſie mir den Weg nach dem See zeige. Jetzt nur einen Tropfen Waſſer!“

„Nein, das wäre Dein Tod, Du darfſt jetzt kein Waſſer trinken; ich koch' da eine warme Suppe, ich bringe Dir gleich.“

Sie führte Irma hinein in die Kammer, und als ſie ihre Hand ſah und daran einen Diamantring, grinſte ſie vergnüglich:

„Ei das ſchöne Ringlein, das iſt wol vom Herzallerliebſten?“

„Nehmt, nehmt den Ring! Behaltet ihn!“ ſagte Irma und hielt ihr die Hand hin.

Die Alte ſtreifte den Ring mit großer Geſchicklichkeit von dem Finger.

„Herr Gott!“ rief die Alte plötzlich. „Dich hab ich ſchon einmal geſehen — ja, ja, Sie ſind's ... haben Sie nicht einmal ein goldenes Herzchen getragen und es einem Kinde geſchickt? Haben Sie nicht einmal einer alten Frau im Schloß zu eſſen geben laſſen und ihren Sohn frei gemacht und ihr noch Geld dazu geſchenkt? Herr Gott, ja Sie ſind die —“

„Nenne meinen Namen nicht! Laß mich nur eine Minute ruhen, frage nichts und ſage nichts mehr!“

„Nein, wie Sie befehlen, gewiß nicht; ich will jetzt nur ſchnell die Suppe fertig machen.“

Sie ging hinaus und ließ Irma allein.

Irma lag auf dem Bett, das nichts als ein Blätterſack war; das kniſterte ſo wunderlich, wenn ſie den Kopf wendete und die Blätter

ſprachen: ja, damals, als wir noch grünten, da war's anders .... Durch das Fenſter blinzelte der Mond herein. Die ganze Welt ging mit Irma herum, ſie war wie auf hoher See, aber bald war ſie entſchlummert.

Sie wachte auf, ſie hörte eine laute Männerſtimme.

Elftes Capitel.

Draußen im Hausflur, der zugleich Küche war, ſtand Thomas bei ſeiner Mutter; er reinigte ſich das geſchwärzte Geſicht, that den falſchen Bart ab und ſagte nun:

„Mutter, wiſſet Ihr, was mir leid thut?"

„Was denn?"

„Daß ich nicht vor drei Tagen den jungen Grafen erſchoſſen hab'. So geſchickt kommt der mir nicht wieder. Ich hab' ihn ſchußgerecht auf's Genick gehabt und er wär' zuſammengebrochen und hätt' nicht mehr gemuckſt; ich hätt' ihm die Kugel durch den Leib geſchoſſen, daß die Sonne durchſcheint."

„Du biſt mir ein ſchöner Kerl mit Deiner Reue!"

„Ja und ich hätt' was Gutes gethan, wenn ich den Kerl erſchoſſen hätte. Denket nur, Mutter, ſo ſind die vornehmen Leute, ſo ſind die, denen der Wald gehört und das Wild drin. Denket nur, Mutter, ich bin doch ein braver Kerl."

„Wie ſo?"

„Denket nur, Mutter, wiſſet Ihr, warum der Graf im Wald geweſen iſt? Er hat nicht dabei ſein wollen, wie ſein Vater ſtirbt, drum reitet er fort und läßt den Alten allein verenden. Ich verſprech' Euch, wenn Ihr ſterben wollet und ich bin da, ſo bleib' ich bei Euch. Ich hätt' mir den Himmel verdient, wenn ich den Burſchen weggeputzt hätte. Wenn ich's damals ſchon gewußt hätte, ich hätt's gethan; ich hab's thun wollen, aus Spaß. Meine Freud' iſt nur, wie der Burſch gezittert haben muß; ſo vor mir herreiten müſſen, und ich hab' die Kugel hinter ihm im Lauf und kann ihn jede Minute — o, Du Wildenort!"

Bei der Nennung ihres Familiennamens ſank Irma wie von einem Schuß getroffen zuſammen. Sie richtete ſich raſch wieder auf und hörte mit angehaltenem Athem, wie Thomas draußen fortfuhr: „Seitdem bin ich wie verhext, es kommt mir nichts mehr in Schuß, und ich bin ſo einfältig! Da iſt mir heute in der Dämmerung etwas paſſirt — der Teufel ſoll's holen, daß man an Geiſter glaubt. Mutter! mir iſt ein Pferd begegnet, ein wunderſchönes, und Niemand d'rauf. Wenn's ein wirkliches Pferd geweſen, für das man Geld kriegt? Bin doch ein Narr, daß ich mich ſo hab' erſchrecken laſſen, wie es dahinrennt mit fliegender Mähne, und die Hufeiſen haben aufgeſchlagen. Bis ich mich aber beſonnen hab', daß es ein wirkliches Pferd iſt und alle Geiſtergeſchichten nur dummes Zeug — heidi! fort iſt's!"

„Nein, Thomas! Nimm Dich in Acht! Es iſt was dran mit den Geiſtern. Komm', ſtell Dich her, halt' die Hand über's Feuer und ſchwör' mir, daß Du Dich ruhig halten willſt, dann ſage ich Dir was."

„Was werdet Ihr wiſſen?"

„Mehr als in Deinen Stierkopf hineingeht. Ich ſag' Dir, es giebt Geiſter, drin auf dem Bett liegt die Seejungfrau."

„Mutter, Ihr ſeid närriſch geworden."

„Gieb Acht! Sie hat mir befohlen, daß ich ihr eine Suppe kochen ſoll."

„So? Die Seejungfrauen freſſen auch Supp'? Ich fürcht' kein Geſchöpf, das Gekochtes frißt. Ich möcht' einmal die Seejungfrau ſchauen!"

Die Alte wollte ihn halten. Er drang in die Stube und ſtand wie gebannt, als er Irma erblickte; aber plötzlich rief er:

„Das iſt ein Weib wie Ihr, nur viel ſchöner. Wenn's die Seejungfrau wär', müßt' ſie einen Schwanenfuß haben, ſo viel ich weiß. Wer iſt's, Mutter?"

„Ich weiß es nicht."

„So will ich ſie fragen."

Die Alte ſuchte ihn abzuhalten. Aber ſchon hatte ſich Irma aufgerichtet, ſie ſchaute ſtarr drein, ſie hatte den Mund geöffnet und konnte nicht ſprechen.

„Du biſt's," rief Thomas plötzlich. „Das iſt ja prächtig!"

Er wollte ſie erfaſſen, aber Zenza wehrte ihn ab.

„Du biſt's?" rief er wieder. „Haſt Dich verirrt und biſt da? Das iſt prächtig!"

„Kennſt Du mich?"

„Wer wird Dich nicht kennen? Du biſt die Geliebte des Königs! Und jetzt biſt Du . . . "

Ein lauter Verzweiflungsſchrei Irmas übertönte ein Wort des wilden Geſellen.

„Juchhe!" jauchzte Thomas, „'naus Mutter, 'naus Eſther! Ich brauch' Euch nicht!"

„Laß ſie! Du darfſt ihr nichts thun!" rief die Mutter.

„Ich darf nicht? Wer will mir's wehren?"

Die Mutter rang mit ihm, er ſchleuderte ſie zurück. Da, ſie wußte ſich nicht mehr zu helfen, faßte ſie die kochende Suppe und ſchwor, daß ſie ſie ihm über's Geſicht ſchütte; er wehrte ab, taumelte zurück und brüllte wie ein Stier.

Eſther eilte auf Irma zu und flüſterte eilig:

„Komm', komm'! Um Deines Vaters willen rette ich Dich. Komm'! Fort!"

Sie riß ſie mit ſich fort, ſie eilte den Berg hinab, ohne Aufenthalt, athemlos. Irma konnte nicht weiter, ſie wollte ruhen; Eſther aber ſchleppte ſie noch eine Strecke mit ſich davon, bis ſie an eine Quelle kamen, dort ſetzten ſie ſich nieder. Eſther machte ſich die Hände naß und wuſch ſich und Irma die Stirne.

Lange redeten die Beiden kein Wort. Endlich fragte Irma:

„Weißt Du den Weg nach dem See?"

„O wohl! Das iſt auch mein Weg, mein Ausweg, ich hab' keinen andern mehr."

„Wie? Was meinſt Du?"

„Was Du willſt, will ich auch, werd' ich auch noch müſſen."

„Was will ich denn?"

„Dich ertränken."

Irma zuckte zuſammen, da ihr das Vorhaben ſo ins Ohr geſagt wurde.

„Ich weiß nicht," fuhr Eſther fort, „kann mir's aber ſchon denken, was Dich dazu treibt. Mein Bruder hat ein böſes Wort geſprochen. Aber ich bitte Dich, thu's nicht! Schau', Du biſt noch ſo ſchön, ſo jung und reich; Du kannſt ſchon noch leben und es kann Dir wieder anders gehen auf der Welt. Thu's nicht — Still!" unterbrach ſie ſich plötzlich — „haſt Du nichts gehört? Wir wollen jetzt nicht reden, damit wir Alles hören. Er kommt uns nach. Er läßt uns nicht. Steh' jetzt nur auf, wir müſſen fort."

Sie ſtanden auf und ſchritten weiter durch den nächtigen Wald.

Ein Bild aus der Hölle trat Irma vor die Seele: Dort in der Ewigkeit werden Vornehme und Geringe, denn die Sünde macht gleich wie die Tugend gleich macht, an einander gefeſſelt und geſchmiedet und müſſen das Gleiche dulden . . .

Sie ſchritten wieder an einem wildrauſchenden Bache dahin, da fragte Eſther:

„Du biſt alſo die Schweſter von ihm?"

„Von wem?"

„Von meinem Bruno. Wie geht's ihm? Ich hab' ihn vor einigen Tagen geſehen, wie ich Ameiſeneier geſucht habe; er hat mich aber nicht geſehen. Iſt es wahr, daß er glücklich verheirathet iſt?"

„Ja; aber warum nennſt Du ihn Deinen Bruno?"

„Gut, Dir will ich's ſagen, Du biſt die Erſte, die ſeinen Namen aus meinem Mund hört ſeit jenem Tag. Hat er ſelber Dir nie davon geſprochen?"

„Nie."

„Er kann's aber doch nicht vergeſſen haben. Komm', hier könnte der Thomas uns doch finden, faſſe meine Hand, geh' rückwärts, dann verlieren die Hunde die Spur."

Eſther faßte Irma an der Hand und führte ſie unter einen Felſenvorſprung; ſie ſetzten ſich nieder und die ſchwarze Eſther erzählte:

„Meine Mutter weiß nichts davon und mein Bruder auch nicht. Das Rechte weiß Keiner. Dir kann ich's berichten. Wir ſind eigentlich hier nicht daheim, aber im Sommer ſind wir oft hier und ſuchen Enzian und Apothekerkräuter und Ameiſeneier. Ich war fünfzehn Jahre alt, ein luſtiger Teufel von einem Mädchen, ich hätte mit

einem Hirsch um die Wette rennen können, da hat mich Dein Bruder im Wald gefunden. Er war schön, gar schön, so schön giebt's Keinen mehr auf der Welt, und fein und gut ist er auch gewesen, und wir haben einander so lieb gehabt und ich hab' allemal geweint, wenn ich wieder hab' heim müssen zu meiner Mutter. Ich wär' gern ewig draußen geblieben im Wald wie die Rehe, und es hat mir fast wohl gethan, wenn ich heimgekommen bin und meine Mutter hat mich geschlagen; ich hab' weinen können und hab' doch nicht sagen müssen, warum ich weine. Ich hab' jede Minute nach ihm verlangt und hab' gar nicht mehr von ihm fortgewollt. Er hat mir einmal gesagt, wer er sei, und daß sein Vater gar ein strenger Mann sei; wenn das nicht wäre, thät' er mich heimführen in sein Schloß und ich müßte Gräfin werden. Und da — ich hab' tausendmal seitdem daran gedacht, was ich für ein einfältiges Kind gewesen bin, aber ich hab' gewiß nichts Böses gewollt — weißt Du, was ich gethan hab'? Weil mein Bruno gar so arg geklagt hat, hab' ich gedacht, den bösen Vater wird man doch 'rumkriegen können, und bin aufs Schloß und geraden Wegs zu Deinem Vater und hab' ihm gesagt, er soll doch nicht so schlecht sein und so hartherzig und soll's zugeben, daß der Bruno mich heirathet, ich will gewiß eine gute Schwiegertochter sein, und wir haben ja einander so lieb, wie, so lang die Welt steht, nicht Zwei einander mehr lieb gehabt haben. Da hat mich Dein Vater angesehen — die Augen vergess' ich nie, ich seh' sie jetzt vor mir, so groß, und geglänzt haben sie, und vorhin, wie der Thomas auf Dich losgewollt hat, da hast Du auch solche Augen gehabt, ganz seine Augen, und da hast Du mich erbarmt und darum hab' ich Dir fortgeholfen."

„Und weiter?" fragte Irma nach langer Pause.

„Ja weiter," versetzte Esther sich fassend. „Und da ist Dein Vater auf mich zugegangen und ich hab' mich geduckt und hab' gemeint, er schlägt mich nieder. Er hat mir aber seine Hand auf den Kopf gelegt und hat gesagt: Du bist ein braves Kind, wenn Du Dich auch vergangen hast, und an mir soll's nicht fehlen, daß Du brav bleibst. — Und da hat er einen Bedienten gerufen, Bruno soll kommen. Und da ist er gekommen und wie er mich sieht, ist er erschrocken, ich hab' aber gesagt: Fürcht' Dich nicht, Dein Vater ist ein herzguter Mensch

und er giebt Dich mir zum Mann. Bruno hat ſich aber nicht vom Platz gerührt und Dein Vater hat gerufen: Komm' her! Komm her! Er iſt aber doch nicht vom Fleck gegangen und iſt ſo weiß geworden, wie das Tuch auf dem Tiſch, an den er ſich hält, und da ſagt Dein Vater noch einmal zu ihm: Gut, ich komme zu Dir. Du haſt nicht brav gehandelt, aber Du ſollſt noch brav ſein können. Hier dies Kind aus dem Wald — ja, ſo hat er geſagt — ich erlaube Dir, ja ich befehle Dir, daß Du ſie zur Frau nimmſt. — Da hat der Bruno gelacht — der Teufel hat aus ihm gelacht, das Lachen vergeſſ' ich auch nie — und Dein Vater hat wieder geſagt: So ſprich doch! Und da hat er geſagt: Papa, machen Sie ſich nicht lächerlich! Da hat Dein Vater ein Geſicht bekommen, wie wenn er auf einmal um dreißig Jahre älter wär', und er iſt nur ſo gewankt und hat ſich auf einen Stuhl niedergeſetzt. Was ſagſt du? hat er gefragt. Wiederhole es noch einmal! Sprich! Und der Bruno hat das Wort noch einmal geſagt und hat ſich dabei den Schnurrbart gedreht. Dein Vater hat ihm gut zugeredet und hat ihm geſagt, wie er mich in Allem unterrichten will, daß ich gut ſoll leſen und ſchreiben können, und Alles ſo gut, wie eine Gräfin, und daß Bruno das nicht auf ſich laden ſoll, er würde die Laſt ſein Leben lang nicht los werden. Und da hat Bruno geſagt: Ich verlaſſe das Zimmer, wenn Sie nicht das Mädchen fortſchicken. Geh', Eſther, geh' aus dem Zimmer und komm' erſt wieder, wenn ich Dich rufe! — Er hat Deinem Vater etwas auf Wälſch geſagt, und Dein Vater iſt blaß geworden und iſt auf mich zugegangen und hat mir die Hand gegeben und hat geſagt: Eſther, geh'! Weiter hat er kein Wort geſagt, aber er hat's gut geſagt, ganz herzlich. Und da bin ich fort. Das war das letztemal, wo ich den Bruno geſehen hab', und ich hab' nachmals gehört, es ſoll greuſig hergegangen ſein zwiſchen Deinem Vater und ihm. Ich hab' mich aber nicht mehr ſehen laſſen, ich hab' nicht wollen die Urſache ſein von der Feindſchaft zwiſchen Vater und Sohn, und ich hab' eingeſehen, daß es doch nicht gegangen wär', und unſer Kind hat's gut gemeint und iſt todt auf die Welt gekommen; das iſt beſſer, als ſo auf der Welt herumlaufen, im Elend und dann erſt ſterben. Meinſt nicht auch?"

Irma antwortete nicht, ſie taſtete nach der Hand der Sprechenden.

Eſther fuhr fort:

„Und meine Mutter und mein Thomas wiſſen nicht, daß ich Deinen Bruder je gekannt habe; aber der Thomas iſt gar ein grauſiger Menſch, und er hat einen Haß auf Deinen Bruder, wie wenn er's ahnte. Aber ich ſag' nichts. Ich bin verloren — was iſt daran gelegen? Er ſoll nicht auch noch zu Grunde gehen, und ich hab' ihn doch gar ſo lieb gehabt, ich kann's noch jetzt nicht los werden."

Aus dem ruhigen Erzählen heraus ſchrie Eſther plötzlich laut auf:

„Er hat eine ſchöne, feine, reiche, vornehme Frau. Ja, dazu ſind wir da, damit euch draußen, da droben in euren ſeidenen Betten nichts geſchieht! Ha ha ha! Und wenn ſie dann eheliche Kinder kriegen, ſaugen ſie eine arme Frau aus. Die Walpurga, die hat's gut — die hat's gut, der wird die Milch zu Gold! O, wenn ich nur nicht mehr denken müßte!"

Sie raufte ſich die Haare und ſchrie knirſchend:

„Die Haare da, die dummen ſchwarzen Haare, die müßten ſchon lange abgefault ſein, verbrannt von all dem ſchweren heißen Denken, das drunter durch den Kopf gegangen iſt. O, mein Kopf iſt ſo heiß, und ich krieg' alle Tag' noch Schläge drauf; aber er iſt hart, klopf' einmal an, hart wie Stahl!"

Irma ſtand wie angewurzelt.

„Still!" ſagte Eſther. „Still, ich höre die Hunde; ich hab's geſagt, er jagt uns nach. Flieh, Flieh! Da rechts, da geht der Weg. Aber ich bitt' Dich um Alles in der Welt, thu's nicht, thu's nicht! Du biſt noch nicht ſo weit, daß Du das mußt. Jetzt flieh, dort unten kommſt Du an einen Steg, da drüber geh'. Mach fort! Ich bleibe. Die Hunde kommen zu mir. Ich halte ihn auf. Du biſt gerettet. Fort, flieh!"

Sie trieb Irma fort und blieb zurück.

Irma eilte allein von dannen. Sie mußte ſich oft an die Stirne greifen. Ein dankbares Andenken an ihren Vater hatte ſie gerettet aus dem unfaßbaren Entſetzen. Er hat die Hand verzeihend auf das Haupt der Verlorenen gelegt, aber ihr ſelbſt hat er die Verwerfung in die Stirn gegraben. Den Brand auf meiner Stirn kühlt nur der

tiefe See, ſagte ſie immer vor ſich hin und eilte über den Steg, dann über eine Anhöhe, bis der dunkle Wald ſie wieder verſchlang...

Die ſchwarze Eſther ſtand ruhig und ließ die Hunde an ſich herankommen; ſie lockte ſie, und die Hunde ſprangen an ihr empor. Sie hörte Thomas pfeifen, und die Hunde antworteten; er war noch weit, aber er war auf der Spur. Sie zählte jeden Herzſchlag, denn mit jedem Herzſchlag kam Irma einen Schritt aus dem Bereich der Verfolgung. Ueber ſich wollte ſie Alles ergehen laſſen — was liegt daran?

„Ja, ja, ich weiß, daß du mich gerne haſt," ſagte ſie zu dem grauen Wolfshund, der ſich an ſie ſchmiegte, „ja, du biſt das einzige Geſchöpf auf der Welt, das mich noch mag. Ich wollt', ich wär' auch ein Hund geworden. Warum bin ich nicht ein Hund geworden? Wenn's nur wahr wäre, was die Mutter erzählt, daß es einmal Zeiten gegeben hat, wo man verwandelt worden iſt."

Sie hörte wieder Pfeifen und Schreien des Thomas, die Hunde antworteten, er kam näher, bald ſtand er bei ihr.

„So, Du biſt's? Hab' mir's gedacht! Wo iſt die Andere?"

„Da, wo Du ſie nicht mehr kriegſt."

Im Walde hörte man einen jammervollen Schrei.

„Schlag' mich nur gleich todt," ſchrie Eſther.

Die Hunde heulten dazwiſchen, ſie wußten nicht, wem ſie helfen ſollten.

Thomas ging davon und ließ Eſther liegen, wo ſie niedergefallen war.

Zwölftes Capitel.

Die Sonne ſteht in Pracht am Himmel, unter den Bäumen am Waldesrand, auf weichem Moos ausgeſtreckt liegt eine ſchöne Frauengeſtalt in blauem Gewand. Jetzt zittern die Sonnenſtrahlen in ihr Antlitz, ſie erwacht und ſtemmt das Haupt mit den reichen braunen Locken auf die Hand und ſchaut wie verloren drein.

Die Luft war voll Harzduft und friſcher Seekühle, an den Bergen läuteten die Schellen der weidenden Kühe, der Thau glitzerte, Alles

leuchtete — nur für sie ist Nacht um und um. Es dauerte lange, bis sie glaubte, daß sie wache, bis sie sich besann, wo sie war. Endlich wurde sie ihrer selbst inne, aber sie bewegte sich nicht. Dumpf und schwer zog es durch ihre Seele: Warum wieder erwachen? O du unbarmherzige Natur! Warum kann nicht ein tiefer Seelenschmerz dich brechen? Warum verlangst du wieder eine Naturmacht gegen dich? Feuer, Wasser, Stahl, Gift? Warum kann die Seele den Leib verderben und nicht auch tödten? Sonne, was willst du von mir? Ich will dich nicht mehr — hier meine Stirn, darauf brennt die todte Hand meines Vaters und in mir hämmert das Gewissen mit tausend Fäusten und zerschlägt mich nicht. — Warum? — Warum?

Sie schloß die Augen und wendete sich ab von der Sonne. Es flüsterte ihr zu: Noch ist es Zeit, noch kann Alles nur ein höllisches Abenteuer gewesen sein, ein Traum mit wachen Sinnen. Kehr' um! du kannst, du darfst es . . . du hast genug gebüßt . . .

Wie mit unsichtbarer Gewalt riß es sie wieder herum nach der Sonne hin. Dort unten blinkt der See und seine Wellen murmeln: Tief in meinem Grunde ist alles Denken, alles Grübeln, Zagen und Zweifeln zu Ende!

Sie stand auf, und als sie im Moos die Abzeichnung ihrer Figur sah, wie sie dagelegen, starrte sie lange darauf. So schaut der Hirsch mit dem Todesschuß im Herzen auf sein nächtliches Lager. Was sind wir mehr als die gejagten Thiere im Wald? . . . Es ist Alles eitel . . . Was nützt es, sich die Seele zermartern? Mit Einem kühnen Sprung Allem ein Ende machen — das ist's . . .

Sie setzte den Hut auf und schritt weiter, allein in der Welt mit dem einzigen Gedanken; nichts rief sie an, sie ist Herrin über Leben und Tod.

Brombeerstauden faßten ihr Gewand und hielten sie fest; sie machte sich los und Dornen ritzten ihr Hände und Füße. Ein unbezwinglicher Hunger nagte an ihr. Sie weinte wie ein verlornes Kind.

Die Thränen erleichterten sie.

Da winken frische Beeren, sie pflückt sie und ißt sie mit Gier. Aus dem Brombeerstrauch fliegt ein Vogelpaar auf, hier ist das Nest, es ist leer, Alles in der Welt hat seine Heimath . . . Selbstvergessen

steht Irma lange. Sie wendet den Blick — sieh' da, neben den Brombeeren stehen auch Giftbeeren, Belladonna . . . wen nach dem Tode hungert, der speist sie . . . Irma pflückt die Giftbeeren nicht, sie will nicht in langen Qualen sterben, vielleicht nur halb sich tödten, umsinken und wieder in die Hände der Menschen fallen. Nein, in den unergründlichen See!

Irma machte sich los, hastig, wie wenn sie sich auf dem Wege versäumt, und schritt weiter. Der Thau netzte ihre wunden Füße, sie fror und zitterte.

Da kam durch die Lüfte heller Musikklang, schmetternde Trompetenfanfaren. Irma faßte sich an die Stirn. Das ist keine Musik, es sind Träume deiner Einbildung, die Weltfreuden locken, sie rufen mit Geigen, Clarinetten und Trompeten: Komm, wiege dich auf unseren Tönen, sei lustig und genieße die Tage, die dir beschieden . . . Aber horch! Noch einmal der Klang und jetzt noch einmal und jetzt Böllerschüsse, daß das Echo in vielfältigem Rollen von den Bergen widerhallt. Sie feiern wohl heut eine Hochzeit drüben in einem stillen Dörfchen. Ein Mädchen und ein Jüngling, die sich liebten und treu zu einander hielten, gewinnen heut einander, und Musik und Böller rufen den Bergen zu: Freuet euch mit uns! Das Glück der Liebe ist ewig wie ihr . . .

Irma wandelte hin in sich versunken und schaute nieder auf die Erde — ihr Geist ging mit den Glückseligen; sie sah die frohen Blicke der Eltern, der Kameraden und Gespielen, sie hörte den Segen des Priesters — und dabei ging ihr Fuß weiter durch das thaufeuchte Gras und Gestrüppe. Sie hielt die Hand fest geballt, als müßte sie den Vorsatz, der sie den Weg dahin führte, leibhaftig festhalten. Sie ging am See entlang. Hier überall seichtes Ufer, sumpfiges Röhricht — da giebt es keinen jähen Tod, nur langsames martervolles Versinken; sie geht um und um, rennt hin und her, schleunigen Schrittes, hastigen Athems. Dort endlich ist ein Felsenvorsprung am Ufer, senkrecht geht die scharfe Klippe hinab. Sie klettert hinan, sie hebt die Hände empor und beugt sich über — da . . . es ruft . . . wer ruft hier? Sie hört einen Jammerschrei aus dem Wasser, einen Hülferuf, ein Plätschern; ihr Hut rollt vom Felsen hinab ins Wasser — sie

ſieht eine Menſchengeſtalt mit dem Waſſer ringen — ſie taucht auf — es iſt die ſchwarze Eſther — ſie taucht auf und unter und ſchwimmt weiter. — —

Mit ſchrillem Schrei ſtürzt Irma am Felſen nieder, ſie hat ihre eigene That vor ſich geſehen, alle Glieder ſind ihr gelähmt, ſie liegt da wie im tiefen Waſſergrunde, ſie fühlt ſich und kann doch nicht empor, es ruft aus ihr, aber kein Schrei dringt durch die Luft.

Da — wie ſie ſo liegt, hört ſie ſingen:

Wir beide ſein verbunden
Und feſt geknüpfet ein,
Glückſelig ſein die Stunden
Wann wir beiſammen ſein.

Irma ſpringt auf. Was iſt das?

Sie ſpringt hinab vom Felſen, als ſtürzte ſie eine fremde Gewalt. Sie wiſcht ſich die Thränen aus den Augen, es rinnt ihr über das Antlitz, Blut — Hat ſie blutige Thränen geweint?

Dort kommt ein großer Kahn näher und näher ... es iſt die Stimme der Walpurga, die ruft, ſie kommt, ſie erkennt die Freundin, Irma entflieht. — Walpurga ſpringt ans Land, kommt ihr nach, ſie flieht weiter, Walpurga erreicht, umfaßt ſie und ſie ſinkt an ihr nieder.

Dreizehntes Capitel.

Walpurga kniete bei der Ohnmächtigen, der Blut aus einer Stirnwunde quoll. Schnell knüpfte Walpurga ihr Halstuch los, band es um die blutende Stirn, raufte naſſes Gras aus und ſchüttelte den Thau in das Antlitz. Verzweifelnd rief ſie:

„Liebſte Gräfin, gute, herzige, liebe gute Gräfin, wachen Sie doch auf! Um Gotteswillen! was iſt denn das! Um Gotteswillen, wachen Sie doch auf! Irma, Irma!“

Irma ſchlug die Augen auf.

Man hörte die Stimme Hanſeis; er rief:

„Walpurga! Wo biſt denn? Walpurga!“

„Iſt das Dein Mann? Laß ihn nicht herankommen, er darf mich nicht ſehen!“ brachte Irma hervor.

„Bleib' dort!“ rief Walpurga, ſich im Gebüſch aufrichtend. „Schick' die Mutter her, ſie ſoll Wein mitbringen, von dem, den ich mitgebracht hab', er iſt im blauen Kiſtchen bei den Kinderſachen. Geh' ſchnell! Tapfer!“

Mit kurzen haſtigen Worten berichtete Irma, daß ihr Vater geſtorben und daß ſie ſelber den Tod geſucht im See. Sie griff ſich an die Stirn und fuhr erſchreckt zurück:

„Wehe! Was iſt das?“

„Du haſt geblutet. Du mußt auf einen Stein gefallen ſein. Schau' einmal an,“ fuhr ſie gewaltſam ſich zu heiterem Ton erweckend, fort: „das iſt das grüne Tüchlein, das Du meinem Kinde geſchickt.“

Irma riß die Binde los und betrachtete ſtill das Tuch mit dem Blute.

„Das löſcht. Laß es rinnen,“ ſagte ſie vor ſich hin. Dann fuhr ſie auf:

„O Walpurga, ich kann nicht ſterben, ich kann mir den Tod nicht geben — und ich kann nicht leben! — Ich bin — ich bin — ſchlecht geweſen — —“

Sie verbarg ihr Antlitz am Herzen Walpurgas, das laut und heftig ſchlug.

„Komm, ſchnell, ſag' mir, hilf mir, ſag' mir, was ich thun ſoll, ehe Deine Mutter kommt.“

„Ich weiß nicht — ich weiß gar nichts. Meine Mutter wird Alles wiſſen, die weiß Hülfe für Alles. So, ſieh', das Blut auf Deiner Stirn hat ſich geſtillt. Sei nur ruhig!“

Die Mutter kam. Irma blickte ſie an wie einen rettenden Engel, und die Mutter ſagte mit einer Beſtimmtheit, in der kein Schwanken und Fragen war?

„Walpurga, das iſt Deine Gräfin.“

„Ja, Mutter.“

„So ſei mir tauſendmal willkommen,“ ſagte die Alte, „da haſt

Du meine beiden Hände. Dir muß Arges geſchehen ſein. Du biſt gefallen, oder hat Dich wer auf die Stirne geſchlagen?“

Irma antwortete nicht. Sie ſaß zwiſchen den beiden Frauen, die ſie aufrecht hielten und ſtarrte wie leblos drein.

„Mutter, helfet ihr, ſaget ihr etwas,“ flüſterte Walpurga.

„Nein, laß ſie nur ruhig zu ſich kommen, jede Wunde muß ausbluten, beſchwichtigte die Mutter.

Irma faßte ihre Hände, küßte ſie und rief:

„Mutter! Du biſt meine Rettung. Mutter! Ich bleibe bei Dir. Nimm mich mit.“

„Ja, das thu' ich. Wirſt ſehen, droben in meiner Heimath, da iſt es gar ſo viel geſund, eine Luft und ein Waſſer, wie ſonſt nirgends auf der Welt; da wirſt Du wieder geſund und geht Alles von Dir ab. Weiß Dein Vater, daß Du ſo davon gelaufen biſt in die wilde Welt hinein, und weiß er, warum?“

„Er hat es gewußt. Er iſt todt. Walpurga, erzähl' Du ihr, wie's mit mir iſt.“

„Dazu hat's gute Zeit, wir ſind, will's Gott, noch gute Zeit bei einander; da kannſt Du mir Alles in guter Ruh berichten. Jetzt komm, trink' einmal.“

Mit ſchwerer Mühe gelang es den beiden Frauen, den ſilberplattirten Kork auszuziehen; Walpurga zog ihn endlich mit den Zähnen aus. Irma trank.

„Trink' nur, den Wein hat mir der Leibarzt für meine Mutter mitgegeben, der iſt gewiß geſund,“ ſagte Walpurga, „ſie trinkt ihn aber nicht, ſie ſagt, ſie will warten, bis ſie einmal alt iſt und vom Wein Kraft braucht.“

Ein wehmüthiges Lächeln trat auf das Geſicht Irmas; die Greiſin vor ihr will warten, bis ſie einmal alt iſt.

Irma mußte noch einige Schluck von dem Weine trinken. Als ſie über Schmerzen im Fuße klagte, verſtand die Mutter ihr mit geſchickter Hand einen Dorn herauszuziehen. Wie wenn ein linder Engel ſie berührte, ſo ſchaute Irma auf die Alte nieder und wollte ihr wieder die Hände küſſen.

„Meine Hände ſind, ſo lang ſie auf der Welt ſind, noch nicht ge-

küßt worden, als von Dir," ſagte die Alte abwehrend, „aber ich verſtehe ſchon, wie Du's meinſt. Ich hab' in meinem Leben noch keine Gräfin angerührt, aber ſie ſind doch auch Menſchen wie wir."

Irma ſeufzte tief auf. Sie erklärte dann, daß ſie mit ihren Rettern gehen wolle, aber nur unter der Bedingung, daß Niemand außer ihnen Beiden wüßte, wer ſie wäre; ſie wolle verborgen und unbekannt leben, und wenn ſie entdeckt würde, gäbe ſie ſich den Tod.

„Das thu' nicht mehr," fiel die Alte ſtreng ein. „Sag' das nicht mehr! Damit darf man nicht ſpielen. Das iſt keine Drohung. Aber da haſt Du meine Hand, über meine Lippen kommt kein Wort."

„Und über die meinigen auch nicht," rief Walpurga, und legte ihre Hand zu der ihrer Mutter in Irmas Hand.

„Sag' mir noch eins," fragte die Mutter. „Warum gehſt Du nicht in ein Kloſter? Man darf ja jetzt wieder."

„Ich will frei büßen."

„Ich verſtehe Dich, Du haſt Recht."

Weiter wurde kein Wort geſprochen. Die Mutter hielt ihre Hand auf die Stirn Irmas, um die ſie nun ein weißes Tuch band.

„In acht Tagen iſt das ausgeheilt, und man ſieht nichts mehr davon," tröſtete ſie.

„Das weiße Tuch bleibt, ſo lang ich noch leben muß," entgegnete Irma. Sie verlangte nun andere Kleider, bevor ſie ſich vor Hanſei zeige.

Walpurga eilte zurück ins Wirthshaus an der Anlände. Hier traf ſie Hanſei ſehr unwillig; er wetterte arg, jeder Zwiſchenfall war ihm ſchwer, es lag genug auf ihm, er war ſchärfer angeſpannt als die Roſſe am Wagen; er war in jener erregten Reiſe- und Umzugsſtimmung, wo auch das innere Leben verſcheucht und heimathlos iſt und leicht in Zornmüthigkeit umſchlägt. Dazu hatte das Füllen, ſo ſchön es war, ſchon viel Ungelegenheiten gemacht; es war ausgeriſſen und faſt einem Wagen unter die Räder gekommen.

Hanſei war ſehr bös. Es gelang Walpurga nur ſchwer, ihn zu beſänftigen, und ſie ſagte endlich weinend: „Lieber als daß wir in Zorn und Häſſigkeit in unſere neue Heimath einziehen, lieber möcht' ich, daß wir Alle mit dem Schiff untergeſunken wären."

„Ja, ja, bin ſchon ruhig, ſei Du's nur jetzt auch," lenkte Hanſei wieder ein und ſchaute nach dem See, als ob dort wieder der Kopf der ſchwarzen Eſther auftauchte; dann fuhr er fort: „Aber wir müſſen weiter, wir kommen in die ſtichdunkle Nacht hinein, wenn wir nicht fortmachen. Es iſt noch weit und die Roſſe haben ſchwer. Was habt ihr denn vor? Wen habt ihr da drüben in den Weiden?"

„Sollſt's nachher gleich erfahren. Jetzt glaub' mir, daß die Mutter und ich was thun, das uns lebenslang zugutkommt. Ich bin froh, daß mir Gott was zu thun giebt in dieſer Stunde. Ich hätt' ihn gern gefragt, was ich thun ſoll, um ihm meinen Dank zu bezeigen. Es iſt ein braves gutes Weſen, und Du wirſt ſchon zufrieden ſein."

Walpurga ſprach ſo beweglich und eindringlich, daß Hanſei ſagte: „Ich will die Wagen mit dem Hausrath vorausfahren, kommet Ihr dann nach in dem Wagen mit der Blahe, wann's Euch paßt, aber bald. Der Ohm iſt da und fährt Euch."

Walpurga ging nach ihrer Kiſte, nahm einen ganzen Anzug heraus und winkte Hanſei zu, der mit den bepackten Wagen voranſchritt den Berg hinan. Sie brachte die Kleider in das Dickicht am See; dort fand ſie Irma neben der Mutter ſitzend; die Mutter hielt ſie im Arm, das Haupt Irmas ruhte an ihrer Bruſt.

„Unſerer Irmgard wird's ganz wohl ſein bei uns. Wir kennen jetzt ſchon einander," ſagte die Mutter.

Niemand auf der Welt hat gehört, was Irma der alten Beate allein unter den Weiden am See gebeichtet hat. Die Alte hauchte ihr dreimal auf die Stirn mit warmem erlöſendem Athem.

„So, jetzt zieh' unſere Kleider an," ſagte Beate.

Tief im Dickicht zog Irma die Bauerntracht an.

Sie ſchaute immer auf den Boden, als ſie aus dem Dickicht wieder auf Weg kam. Das war eine neue Erde, ein fremdes Daſein, das ſie jetzt betrat.

In der Wirthsſtube ſah ſie Menſchen und Dinge wie träumend an. Sie war aus der Tiefe des Sees wieder in die Welt gekommen. Da ſind noch Menſchen, da lebt Alles fort, da wird gegeſſen und getrunken, gelacht und geplaudert, geſungen, gefahren, geritten — und

Alles das hatte sie schon weit, weiter hinter sich gelassen. Sie war eine vom Tode Erstandene. Stumm, mit ineinandergelegten Händen saß sie auf der Bank, sie wollte nichts wissen von der Welt umher, nach Einsamkeit, nach tiefer Einsamkeit sehnte sie sich; und doch war ihr Gehör so geschärft, sie hörte, wie die Wirthin leise zu Walpurga sagte: „Das ist wol eine Anverwandte? Die scheint nicht recht bei Trost.“ Sie deutete dabei auf die Stirn.

„Ihr könnt Recht haben,“ erwiderte Walpurga.

Ein schmerzliches Lächeln zuckte über die schönen Lippen Irmas. Es giebt eine Verhüllung, die schützt; es ist der Wahnsinn.

Sie fühlte es, wie wenn ein stachliges Netz sich ihr über das Haupt legte; denn der Wahnwitz ist wohl eine Tarnkappe, unter der man verborgen leben kann, aber nur in tiefen Schmerzen.

Vierzehntes Capitel.

Die Großmutter machte draußen in dem mit einer Blahe überspannten Wagen ein Bett zurecht und sagte zu ihrem Bruder, der den Wagen führte, er solle nur recht stät fahren und nicht so viel knallen; denn der Ohm Peter, genannt das Pechmännlein, stand da und knallte immerwährend vor Freude, daß ihm einmal eine Peitsche und zwei Pferde zu regieren gegeben waren.

„Wer ist denn die Fremde, die so zimpfer thut?“ fragte das Pechmännlein, und nahm die Peitschenschnur in den Mund, wie wenn er drauf beißen müßte, um sie nicht laut knallen zu lassen.

„Eine arme Kranke,“ sagte Beate. Es wurde ihr schwer, das zu sagen, und doch log sie eigentlich nicht.

Hansei war mit der großen Fuhre schon voran. Endlich hieß es auch bei den Frauen, es sei Zeit zum Aufsteigen. Irma sah jetzt zum Erstenmal das Kind Walpurgas, und wie ihr Blick und der des Kindes einander begegneten, jauchzte das Kind hell auf und wollte zu ihr.

„Ei, das ist schön!“ riefen Walpurga und die Mutter zugleich. „Sie ist sonst so scheu.“

Irma nahm das Kind auf den Arm und herzte und küßte es. Es war, als ob sie in dem unschuldigen Kinde die eigene Kindschaft, die in ihr gestorben und verdorben war, wieder umfaßte; ihr Blick wechselte zwischen Freude und Trauer, und die Großmutter sagte:

„In Dir ist ein gutes, ehrliches Herz, das spüren die Kinder, die wissen das noch. So, jetzt gieb aber das Kind der Walpurga und steig' auf."

Für Irma wurde die Lagerstätte auf dem Bett zurecht gemacht, und als die Großmutter aufgestiegen war, nahm sie das Kind zu sich und setzte sich mit ihm in das Innere des Wagens neben Irma. Walpurga und die Gundel saßen vorn und schauten ins Freie, der Ohm ging neben den Pferden her und betrachtete mit Wehmuth die Peitsche, mit der er nicht knallen durfte. Niemand sprach ein Wort, nur das Kind lachte und plauderte und wollte immer mit Irma spielen.

„Du mußt jetzt auch schlafen," sagte die Großmutter, und leise ein Lied singend, sang sie das Kind und auch Irma in Schlaf.

„Wer kommt da vom Berg herunter?" sagte Walpurga plötzlich zum Ohm.

„Der Eine ist ein Landjäger und der Andere muß ein herrschaftlicher Bedienter sein."

Walpurga erschrak, als die beiden Reiter näher und näher kamen, sie erkannte Baum; sie schlüpfte schnell in den Wagen und ließ Gundel allein vorne sitzen.

Die Reiter kamen näher, jetzt hielten sie beim Wagen an; das Kind wachte auf und schrie, auch Irma erwachte. Sie schaute durch die Blahe und erkannte Baum. Nur eine dünne Leinwand trennte sie von ihm. Das Pferd, auf dem Baum saß, blies die Nüstern auf, warf den Kopf hoch und schüttelte und bäumte sich, es war nur schwer im Zügel zu halten. Irma erkannte es, es war Pluto, ihr eigenes Pferd; es ist also eingefangen und zurückgebracht worden. Wenn das Pferd reden könnte, es würde sagen: Hier ist meine Herrin, hier ist sie, die ihr sucht.

Irma hörte, wie Baum den Ohm fragte:

„Iſt Euch nicht ein Fräulein in einem blauen Reitgewand begegnet?"

„Nein."

„Habt Ihr vielleicht durch einen Andern von ihr gehört?"

„Kein Sterbenswörtchen."

„Wen habt Ihr da im Wagen?"

Irma zitterte; Walpurga faßte ihre Hand, ſie war kalt. Das Kind ſchrie laut.

„Sie hören's ja, da iſt ein kleines Kind drin," ſagte der Landjäger zu Baum. „Wir wollen weiter."

Die Reiter ritten davon und Irma ſah noch, wie Baum ihren Hut mit der Feder an den Sattelknopf gebunden hatte.

Der Wagen ging langſam bergan; die Reiter ſprengten bergab.

Irma küßte das Kind und ſagte:

„Du Herzenskind, Du haſt mich zum Zweitenmal gerettet. Ich will auch heraus, ich will gehen."

Die Mutter wehrte ab und bat, daß ſie bei ihr bleibe. Irma willfahrte, und kaum hatte ſie ſich wieder niedergelegt, als ſie einſchlief und nichts mehr davon wußte, daß ein Bauernwagen ſie über die Berge trug.

Mittag war ſchon vorüber, als hoch im Gebirge bei einer Ausſpanne die Frauen auf Hanſei trafen.

„Wir wollen jetzt beiſammen bleiben," ſagte er. Sein ganzer Zorn von früher war verflogen und er war doppelt freundlich. „Ich mein', wir dürfen nicht ſo verzettelt in unſerer neuen Heimath ankommen. Ich hab' den Knechten genaue Anweiſung gegeben, ſie fahren langſam, wir holen ſie mit unſerm leichten Fuhrwerk immer noch ein und ſind dann Alle beiſammen. Ich komm' mit Frau und Kind und Mutter zugleich auf unſerm Hof an."

„Das iſt recht, freut mich, daß Du jetzt wieder ſo aufgeräumt biſt. O, ich kenn' Dich. Man muß Dich, wenn Du aufgereizt biſt, nur ein wenig allein laſſen, da kriegſt Du bald wieder Heimweh nach den Deinen und nach dem guten Hanſei in Dir ſelber, und biſt wieder gut. Jetzt komm' aber her, ich will Dir etwas ſagen: heut' mußt Du die Probe machen, ob Du ein wirklicher ſtarker Mann biſt;

dann will ich mein Lebtag nicht mehr anders denken, als: es iſt wahr, die Männer ſind ſtärker als wir."

„So ſag', was iſt's denn?"

Sie führte ihn in den Garten am Wirthshauſe und ſagte:

„Du haſt gewiß auch oft gehört, es hat in alten Zeiten Wichtelweibl und ſalige Fräulein gegeben, gute, ſegenbringende, ſtille Geiſter, die haben einem Haus immer nur Glück und Wohlſtand gebracht, aber da war eine Bedingniß dabei, wenn ſie bleiben ſollen: man hat ſie nie fragen dürfen, wie ſie heißen, woher und wer ſie ſind."

„Ja, ja, das hab' ich Alles gar oft gehört, aber jetzt glaubt Niemand mehr dran."

„Du ſollſt auch nicht dran glauben, das verlang' ich nicht; aber eine Probe ſollſt Du machen. Schau', die Mutter und ich, wir bringen da drin im Wagen gar ein feines und zartes Geſchöpf, ſie iſt wohl ſtark und mächtig, aber eben doch beſonders, und die wird bei uns bleiben; ſie wird uns aber keine Laſt ſein. Jetzt, Hanſei, ſag', biſt Du ſtark genug, daß Du nie danach fragſt, wer und woher ſie ſei, und ſie überhaupt nie was fragen wirſt? Du mußt mir einfach glauben, daß ich ſie kenne und weiß, was ich thue, wenn ich ſie bei uns behalte. Willſt Du nun auf das hin gut und getreu und brav gegen ſie ſein? Sag', kannſt Du das und willſt Du das?"

„Soll das die Sach' ſein, wo ich die ſchwere Prob' machen ſoll, ob ich ein ſtarker Mann bin?"

„Ja, das iſt's, weiter nichts."

„Das kann ich, da haſt Du meine Hand drauf."

„Gieb ſie her!"

„Du wirſt ſehen, daß ich halt', was ich verſprech'. Das iſt leicht."

„Hanſei, es iſt nicht ſo leicht, wie Du denkſt."

„Um den Preis," entgegnete Hanſei, „daß Du Dein Leben lang ſagen willſt, ein Mann iſt ſtärker als eine Frau und kann ſich eher etwas auferlegen und feſthalten, um den Preis ſollſt Du ſehen, was ich vermag. Deine gute Freundin ſoll auch meine gute Freundin ſein. Sie iſt doch aber nicht verrückt und beißt nicht?"

„Nein, da kannſt Du ruhig ſein.“

„Gut, abgemacht, kein Wort mehr!“

Walpurga ging mit Hanſei an den Wagen, ſchlug die Blahe zurück und ſagte:

„Irmgard! Mein Mann will Dir auch Willkommen ſagen.“

„Willkommen!“ ſagte Irma und ſtreckte Hanſei die Hand entgegen.

Erſt als Walpurga ihm die Hand emporhob, reichte er ſie Irma dar; er war ganz ſtarr vor Staunen.

Als man nun weiterfuhr und Hanſei mit ſeiner Frau dem Wagen voraus bergan ging, ſagte er:

„Weib, wenn's nicht Tag wär' und Du und die Mutter und unſer Kind da ... wenn ich nicht wüßte, daß ich bei Verſtand bin und alles das wahr iſt — ich thät' glauben, Du hätteſt leibhaftig ein ſaliges Fräulein da drin im Wagen. Iſt ſie denn lahm? Kann ſie denn nicht gehen?“

„Ganz gut kann ſie gehen.“

Walpurga kehrte an den Wagen zurück und rief hinein:

„Irmgard, willſt Du nicht auch ein wenig ausſteigen und mit uns den Berg hinan gehen? Es iſt gar ſo viel ſchön.“

„Ja, gern!“ antwortete es drin.

Irma ſtieg aus und ging eine Weile mit den Beiden. Hanſei ſchielte immer zaghaft nach ihr hin. Die Fremde hinkte, es iſt vielleicht doch wahr, die Seejungfrau hat einen Schwanenfuß und kann nicht gut gehen. Er ſchielte nach ihren Füßen, die waren aber ganz wie die anderer Menſchen. Nun wagte er's, ſie immer weiter herauf zu betrachten. Sie hat die Kleider ſeiner Frau an, und ſchön iſt ſie, mächtig ſchön. Er lüftete mehrmals den Hut, der Kopf ward ihm ſo heiß. Was iſt denn wahr auf der Welt und was nicht? Iſt denn ſeine Frau doppelt auf der Welt und hat noch eine andere Geſtalt?

Walpurga blieb zurück und ließ die Beiden allein mit einander gehen. Irma überlegte, was ſie zuerſt zu Hanſei ſagen könne; ſie wollte mancherlei beginnen, aber verwarf es wieder. Sie war zum Erſtenmal in ihrem Leben in demüthiger Lage. Wie ſpricht man da zu einem Niederſtehenden? Endlich ſagte ſie:

„Du biſt ein glücklicher Mann, Du haſt Frau und Kind und

Schwiegermutter, wie man ſich Alles nicht beſſer auf der Welt wünſchen kann."

„Ja, ja, ſie ſind ſchon ordentlich," ſagte Hanſei. Er ſpürte doch etwas von dem gönneriſchen Ton, der im Lobe Irmas lag, obgleich ſie ihn gar nicht gewollt hatte. Er hatte beſtätigend geantwortet und hätte doch eigentlich gern gefragt: kennſt Du ſie denn ſchon lang? Aber er beſann ſich, daß er verſprochen hatte, nicht zu fragen. Walpurga hat doch Recht, das iſt eine harte Nuß. Er bewegte die Zunge im Mund hin und her, es war ihm, als ob die Hälfte davon gebunden wäre.

„Hier iſt die Gegend rauh; droben, wenn wir in unſere neue Heimath kommen, iſt ſie wieder linder," ſagte er endlich. Es hatte lang gedauert, bis er das ſo ſagen konnte, denn er hatte fragen wollen, ob die Fremde ſchon einmal hier in der Gegend geweſen; aber er darf ja nicht fragen, und das Umſetzen deſſen, was man fragen will, iſt ein ſchwer Stück Arbeit.

Irma fühlte, daß ſie dem Mann etwas Beruhigendes ſagen müſſe, und ſie begann:

„Hanſei," ſein Geſicht wurde ganz hell, da ſie ihn beim Namen nannte, „Hanſei, laß Dich dünken, Du kennſt mich ſchon lang. Sieh mich nicht als eine Fremde an. Ich bitte ſonſt nicht gern, aber Dich bitt' ich. Ich weiß, Du thuſt's, Du haſt ein braves Geſicht, und es kann auch nicht anders ſein, der Mann von der Walpurga, mit dem ſie ſo glücklich iſt, muß ein guter Mann ſein. Ich bitt' Dich alſo, hab' keine Sorge, ich will Dir nicht zur Ueberlaſt ſein."

„O, davon iſt kein' Red', wir haben's ja, Gott Lob. Eine Kuh mehr im Stall und ein Menſch mehr im Haus, das verträgt's ſchon, da ſei Du," er ſtotterte doch bei dieſem Worte, „da ſei Du ganz ohne Sorge und ... wir haben auch einen Auszügler übernommen und ... was Du nicht ſagen willſt, das will ich nicht wiſſen, und wenn Dir Jemand auf der Welt was anthun will, ruf' nur mich, ich bin Dein Annehmer und ſteh mit Leib und Leben für Dich ein. Du biſt aber allem Anſchein nach noch nicht viel in den Bergen gegangen. Ich will Dir einen Rath geben. Beim Bergſteigen heißt es: Immer ſtat vorwärts und nie ſtehen bleiben."

Die Beiden warteten auf den Wagen. Hansei verschnaufte nach seiner langen Rede; er war mit sich zufrieden und schaute froh drein.

Irma setzte sich an den Wegrain. Sie war jetzt auf den Höhen, die sie gestern im Abendroth erglühen und im weißlichen Nebelhauch hatte sterben sehen. Die Riesenhäupter der Berge, die sie aus der Ferne geschaut, traten ihr jetzt nahe und erschienen noch gewaltiger. Zwischen den Wäldern war da und dort ein heller Ausschnitt von Wiese und Feld, und manchmal zeigte sich ein Haus. Drunten schäumte der Waldbach und da und dort sah man Wasser aufblinken, aber man hörte kaum sein Brausen, so tief und weit ab war es.

Hansei stand bei Irma und redete kein Wort.

Der Wagen kam heran, Irma stieg wieder ein, Hansei half ihr sehr manierlich dabei; er war fast daran, seinen Hut abzuziehen, als sie ihm mit freundlichem Blick und Wort dankte.

„Das ist eine ganz anständige Person," sagte Hansei zu seiner Frau. „Und ein schön Stüble für sie haben wir auch, wenn sie sich nicht vor dem alten Auszügler fürchtet."

Walpurga war glücklich, daß das Schwerste gelungen war.

Da Hansei mit der Fremden gesprochen hatte, glaubte auch das Pechmännlein sich berechtigt, laut zu geben; als erstes Zeichen seines Willensentschlusses knallte er mit der Peitsche, daß es im Thal und von den Höhen wiederhallte.

„Ich hab' Dir ja gesagt, Du sollst ruhig sein," rief die Großmutter.

„Die — die — ist ja wieder gesund," erwiederte das Pechmännlein. „Nicht wahr," wendete er sich an Irma, „nicht wahr, das Knallen thut nicht weh?"

Irma sagte, er solle sich keinen Zwang anthun, und keck gemacht, fragte das Pechmännlein:

„Wie heißt man Dich denn?"

„Irmgard."

„So? So hat meine Frau auch geheißen, und wenn Dir's recht ist, heirath' ich noch einmal eine Irmgard! Ich hab' ein halbes Häuschen und eine ganze Ziege; aufs Häuschen bin ich noch schuldig, aber die Ziege ist bezahlt. Sag' willst Du mich?"

„Mach keine ſolche Poſſen, Peter!“ rief Beate; es war ihr aber doch lieb, daß etwas Scherzhaftes geſprochen wurde.

Das Pechmännlein lachte laut und war ſehr zufrieden mit ſich. Ja, der Hanſei, der iſt freilich jetzt der Freihofbauer, aber ſo mit den Menſchen reden kann er doch nicht. Das Pechmännlein war gar unterhaltſam, und als er nichts mehr zu reden wußte, brach er Erdbeeren, die am Wege ſtanden und hier oben erſt ſo ſpät reif wurden, und brachte ſie auf ein Haſelnußblatt gelegt Irma dar. Ja, gute Lebensart hat der Peter, das ſieht er an den Mienen ſeiner Schweſter ab, die ihm jetzt zulächelt.

Die Reiſe zur neuen Heimath ging ohne weitere Fährlichkeiten vor ſich. Als man des Heimathortes anſichtig wurde, vor der Gemarkung, bat die Großmutter, daß man anhalte. Sie ſtieg ab, ging in den Wald hinein, kniete nieder, legte das Antlitz auf den Boden und rief:

„Gott Lob, daß ich dich wieder habe! Trag' mich noch lange gut und laſſ' mich und die Meinen geſunde Tage leben auf Dir, und nimm mich gut auf, wenn meine Stunde kommt!“

Sie ging wieder zum Wagen zurück und ſagte: „Grüß' Gott mit einander! Jetzt ſind wir daheim. Schau' dort oben das Haus mit der großen Linde, das iſt der Freihof, dort bleiben wir.“

Auch Gundel mit dem Kind ſtieg ab, nur Irma blieb im Wagen, die Andern alle wanderten zu Fuß dahin.

Man kam durch das Dorf im Thal, von dem der Freihof faſt noch eine Stunde entfernt war. Bei der Einfahrt ins Dorf knallte das Pechmännlein laut; alle Leute ſollen ſehen, mit welcher Verwandtſchaft und mit wie vielem Beſitzthum er nun einzieht. Man kam an einem kleinen Häuschen vorüber.

„Da bin ich geboren,“ ſagte die Großmutter zu Hanſei.

„Vor dem Haus zieh' ich den Hut ab,“ erwiderte Hanſei, und that, wie er ſagte.

Am Wirthshaus, nicht weit vom Rathhaus und der Kirche, hielten die Wagen, die vorausgefahren waren; die Leute hatten ſich verſammelt, um den neuen Freihofbauer und die Seinen zu ſehen. Das Pechmännlein als Oberceremonienmeiſter zeigte Walpurga die Bürgermeiſterin. Walpurga ging auf ſie zu und auch Beate war glück-

lich, denn die Mutter der Bürgermeisterin war auch da, in deren Hause sie damals, als sie noch in die Schule ging, bereits als Kindermagd gedient hatte; sie fragte nach dem Knaben, den sie damals gewartet. „Der ist gestorben," hieß es, „aber da steht sein Sohn." Ein baumstarker Bursche ward herbeigerufen, aber er wußte kein Wort zu sagen, als Beate erzählte, sie habe dessen Vater, als er noch ein kleines Kind war, gehütet.

Das halbe Dorf umstand die Ankömmlinge, man plauderte lange.

Irma lag im Wagen, hier auf offenem Markt, und die Menschen, denen sie sich angeschlossen, vergaßen ihrer. Die Großmutter war die Erste, die sich ihrer wieder erinnerte; sie kam zu ihr und sagte:

„Verzeih', daß wir so Dein vergessen, aber es geht jetzt bald weiter und heim."

Irma entgegnete, daß man sich nicht um sie kümmern solle. Die Großmutter verstand nicht ganz, was im Tone Irmas lag.

Hier auf offener Straße in dem bedeckten Bauernwagen beim lauten Gerede der vielen Menschen hatte eine Wehmuth sie durchzuckt, daß sie der Mildthätigkeit anheim gegeben, sie der einst Alles gehuldigt, so vergessen war; aber schnell gewann sie die Kraft ihres Wesens wieder. Besser so, dann bist Du allein.

Man fuhr endlich davon. Wieder ging es bergauf. Die Großmutter war ganz glückselig und grüßte Alles. Die Pflaumenbäume standen so voll und die Aepfelbäume an der neuen Straße, die sie hier in ihrer Jugend hatte pflanzen sehen, waren jetzt so groß und breit und beugten sich unter der Last ihrer rothwangigen Früchte. Die Großmutter sagte oft:

„Ich hab' mir's gar nicht mehr so weit gedacht. Nein ich hab' sagen wollen, ich hab' mir's weiter gedacht — o Gott, wie red' ich denn? Ich mein', die Welt wär' zusammengeschnurrt. Kinder, ich sag' euch, ihr werdet Großes erleben, Gutes, Schönes. Komm, gieb mir das Kind," rief sie zu Gundel und nahm Burgei auf den Arm; ihr Antlitz strahlte.

„Burgei, da wirst Du singen und da hab' ich gesungen, und da hab' ich Deine Mutter auf dem Arm getragen, wie jetzt Dich. Da! So! Gieb das dem Vogel."

Sie hatte Brod aus der Tasche geholt und gab dem Kinde Brosamen, sie den Vögeln am Weg zu streuen, und sie selbst warf immer kleine Brodstücke nach rechts und links.

Sie sprach kein Wort mehr, aber ihre Lippen bewegten sich leise.

Fünfzehntes Capitel.

Als man gegen das Haus kam, wieherte das weiße Füllen den Ankommenden entgegen.

„Das ist ein guter Angang!“ rief Hansei.

Die Mutter setzte das Kind auf den Boden, nahm ihr Gesangbuch aus der Kiste, und das Gesangbuch mit beiden Händen fest auf die Brust gedrückt, so ging sie hinein in das Haus, den Andern voran. Hansei stand an der Stallthür, nahm sein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb C. M. B. und die Jahreszahl auf die Stallthür; dann ging er auch in das Haus, seine Frau mit dem Kind und Irma folgten ihm.

Die Großmutter klopfte dreimal an die Stubenthür, dann trat sie ein und drinnen legte sie das Gesangbuch offen, daß die Sonne darin lesen kann, auf das Fenstersims. Es war kein Tisch, kein Stuhl da.

Hansei reichte in der Stube seiner Frau die Hand und sagte:

„Grüß' Gott, Bäuerin!“

Von diesem Augenblicke an hieß Walpurga „Bäuerin“ und nie mehr anders.

Nun wurde Irma ihr Stübchen gezeigt. Es hatte die Aussicht über Wiese und Bach und den nahen Wald. Irma schaute sich um im Zimmer. Da war nichts als ein grüner Kachelofen, die Wände kahl, und sie hatte nichts bei sich. Im Vaterhaus und im Schloß waren Stühle und Tische, Pferde und Wagen — und hier?

Dem Todten folgt nichts nach.

Irma kniete im Fenster und schaute hinaus über Wiese und Wald, wo jetzt die Sonne unterging.

Wie war's gestern — war's erst gestern? — als du die Sonne untergehen sahst?

Nichts Festes stand vor ihrer Seele. Wirr schwamm Alles durch-

einander. Sie hielt die Hand an die Stirn, die das weiße Tuch umſchloß. Ein Vogel ſchaute zu ihr auf von der Wieſe, und als ihr Blick ihn traf, flog er auf, waldeinwärts.

Der Vogel hat ſein Neſt, ſprach es in ihr, und du?

Sie richtete ſich plötzlich ſtramm auf. Hanſei kam in den Grasgarten vor Irmas Fenſter, nahm den Kirſchbaumſetzling vom Hut und pflanzte ihn in den Boden.

Die Großmutter ſtand dabei und ſagte:

„Ich wünſche, Du mögeſt mit geſunden Gliedern auf den Baum ſteigen und Kirſchen brechen, und Deine Kinder und Enkel auch.“

Es gab viel zu thun und zu ordnen im Haus und es kommt leicht in ſolcher Unruhe, daß die liebſten zuſammengehörigen Menſchen einander im Weg ſind wie die Schränke und Tiſche, die noch nicht am gehörigen Platze ſtehen; der beſte Beweis von der Friedfertigkeit dieſer Menſchen hier war, daß Jedes dem Andern mit Freude und Willigkeit, ja mit Scherz und Geſang in die Hände arbeitete.

Walpurga brachte das Beſte von ihrem Hausrath ins Zimmer Irmas. Hanſei redete kein Wort drein.

„Iſt Dir's nicht zu einſam hier?“ fragte Walpurga, als ſie Alles, ſoweit es die Eile zuließ, hergerichtet hatte.

„Gar nicht. Es kann mir nirgends auf der Welt einſam genug ſein. Du haſt jetzt viel zu thun, kümmere Dich nicht um mich, ich muß mich auch jetzt erſt in mir einrichten. Ich ſehe, wie gut Du und die Deinigen. Das Schickſal hat mich gut geführt.“

„O, ſag' doch nicht ſo was! Wenn Du mir nicht das Gold gegeben hätteſt, hätten wir den Hof nicht kaufen können. Du biſt eigentlich auf Deinem Eigenen.“

„Sprich nicht mehr davon!“ fuhr Irma auf. „Nie mehr! Ich will nichts hören von jenem Gold.“

Walpurga verſprach's und ſagte nur noch, daß Irma keine Furcht haben ſolle, wenn der Alte, der über ihr wohne, manchmal mit ſich allein laut ſpräche und Lärm mache; es ſei ein alter blinder Mann, dem die Kinder arg mitgeſpielt, aber er ſei nicht bösartig und thue Niemand was zu Leide. Walpurga wollte wenigſtens die erſte Nacht Gundel bei Irma laſſen, aber dieſe wünſchte allein zu ſein.

„Und Du bleibſt bei uns," ſagte Walpurga zaghaft, „und nicht wahr, Du kriegſt ſo einen böſen Gedanken nie mehr?"

„Nein! Nie mehr! Aber ſprich nicht. Mir thut die Stimme weh, auch die Deinige. Gute Nacht! Laß mich allein."

Irma ſaß am Fenſter und ſtarrte hinein in die dunkle Nacht.

Iſt das erſt ein einziger Tag, ſeitdem ſie ſo Ungeheures erlebt? Plötzlich ſprang ſie ſchaudernd auf, ſie ſah aus der Nacht empor das Haupt der ſchwarzen Eſther tauchen, ſie hörte ihren letzten Schrei, ſah das verzerrte Geſicht und die wilden ſchwarzen Strähnen ... das Haar auf ihrem eigenen Haupte ſträubte ſich empor... ſie dachte ſich hin in den tiefen Grund des Sees, wo ſie jetzt todt läge...

Sie öffnete das Fenſter, eine würzig milde Luft drang zu ihr ein, ſie athmete Friſche. Sie ſaß lange am offenen Fenſter, da hörte ſie plötzlich über ſich lachen.

„Oho! Ich thu' euch den Gefallen nicht! Ich ſterbe nicht! Ich ſterbe nicht! Etſch! Etſch! Hundert Jahre will ich leben, und dann laß' ich mir noch einmal Urlaub geben."

Es war der alte Auszügler, der über ihr ſprach. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich bin nicht ſo dumm, ich weiß, daß jetzt Nacht iſt. Und der neue Bauer und die Bäuerin, die ſollen mir zappeln! Ich bin der Jochem, Jochem heiß ich, und was die Leut verdreißt, das thu' ich mit Fleiß. Hahaha! Sie müſſen mir eine Entſchädigung dafür geben, daß ich kein Licht brauche. Davon laſſ' ich nicht und wenn ich bis zum König gehen muß."

Irma durchzuckte es, als der König über ihr angerufen wurde.

„Ja, ich geh' zum König, zum König, zum König!" rief der Alte oben, als wüßte er, daß dies Wort Irma wie eine Flamme ins Antlitz ſchlug.

Das Fenſter über ihr wurde zugeſchlagen, ein Stuhl wurde gerückt, der Alte legte ſich zu Bette.

Irma ſah noch immer hinein in die dunkle Nacht. Kein Stern ſtand am Himmel, nirgends ein Licht und man hörte nichts, als das Rauſchen des Baches und das Rauſchen des Waldes. Die ſchwarze Nacht war wie ein tiefer Abgrund.

„Biſt Du noch wach?“ fragte eine linde Stimme draußen. Die Großmutter war herbeigekommen.

„Ich hab' da auf dem Hof als Magd gedient,“ ſagte ſie, „jetzt vor vierzig Jahren, und da ſoll ich nun die Mutter von der Bäuerin ſein und faſt gar die Erſte auf dem Hof. Aber Du liegſt mir immer im Sinn. Ich muß mir immer ausdenken, wie es Dir im Herzen iſt. Jetzt will ich Dir was ſagen: Komm noch einmal heraus, ich führ' Dich wohin, wo Dir's gut thut. Komm!“

Irma ging mit der Alten in der dunklen Nacht. Das war eine andere Führerin als geſtern.

Die Alte führte ſie an den Röhrbrunnen; ſie hatte ein Gefäß mitgebracht und gab's ihr.

„Komm, trink'. Gutes kaltes Waſſer iſt das Beſte. Waſſer iſt ein Tröſter für den Körper, macht kühl und ruhig, da badet man ſich inwendig. Ich weiß auch, wie's iſt, wenn man Kummer hat; da brennen die Eingeweide, wie wenn Feuer darin wäre.“

Irma trank vom Gebirgswaſſer. Es war wie lindernder Thau, der ſich durch ihr ganzes Weſen ergoß.

Die Mutter geleitete ſie wieder in ihr Zimmer und ſagte:

„Du haſt noch das Hemd an, das Du im Schloß getragen. Du wirſt ſehen, Du wirſt die Gedanken an dort nicht eher los, als bis Du das Hemd verbrannt haſt.“

Die Alte that es nicht anders, und Irma war folgſam wie ein kleines Kind; ſie mußte ein grobes Hemd anziehen, das die Mutter ſchnell herbeigeholt, und jetzt brachte ſie Licht und Holz herbei und verbrannte das Hemd am offenen Feuer. Irma mußte ſich die langen Nägel abſchneiden und ſie ins Feuer werfen. Dann entfernte ſich Beate wieder ſchnell und kam zurück mit dem Reitkleide Irmas.

„Du mußt einmal einen Schuß bekommen haben, da ſind ja Kugeln drin,“ ſagte ſie, das lange blaue Gewand ausbreitend.

Ein Lächeln zog über das Antlitz Irmas; ſie fühlte die am Saumtheil des Reitrocks eingenähten Bleikugeln, vermittelſt deren das langflatternde Gewand beſſer in Falten lag.

Beate hatte aber noch etwas Gutes gebracht; es war ein Rehfell.

„Das ſchickt Dir mein Hanſei,“ ſagte ſie. „Er meint, Du ſeiſt

vielleicht gewöhnt, Deine Füße weich zu ſtellen. Er hat das Reh ſelber geſchoſſen."

Irma erkannte die Gutherzigkeit des Mannes, der ihr, einer Unbekannten und Räthſelhaften, ſolche Liebe erwies.

Die Großmutter ſaß am Bette Irmas, bis ſie einſchlief; dann hauchte ſie die Schlafende dreimal an und verließ die Stube.

Tief in der Nacht erwachte Irma.

„Zum König! Zum König! Zum König!" hatte es dreimal laut gerufen. Hatte ſie ſelbſt gerufen oder der Mann über ihr? Irma griff ſich an die Stirn, ſie faßte die Binde. Iſt das Seegras, das ſich um ſie gelegt? Liegt ſie lebendig tief im Waſſer? Erſt allmälig wurde ihr deutlich, was Alles geſchehen.

Zum Erſtenmal ſeit den grauſenhaften Erlebniſſen weinte ſie, ſtill und einſam in der Nacht.

Es war Abend, als Irma erwachte. Sie fühlte nach ihrer Stirne, ein naſſes Tuch war um dieſelbe geſchlungen. Faſt eine ganze Nacht und einen ganzen Tag hatte Irma geſchlafen. Die Großmutter ſaß vor ihrem Bett.

„Du haſt eine ſtarke Natur," ſagte die Alte, „die hat dir geholfen. Jetzt iſt's vorbei."

Irma ſtand auf; ſie fühlte ſich ſtark. Von der Großmutter geleitet, ging ſie nach dem Wohnhauſe.

„Gottlob, daß Du wieder wohl biſt," ſagte Walpurga, die mit ihrem Manne hier ſtand, und auch Hanſei ſagte: „Ja, das iſt brav."

Irma dankte und ſchaute auf nach dem Giebel des Hauſes. Was ſprach da zu ihr?

„Nicht wahr —" ſagte Hanſei, „dem Haus iſt ein gutes Wort auf die Stirn geſchrieben?"

Irma zuckte. Sie las auf dem Giebel des Hauſes die Inſchrift:

Trink' und iß,
Gott nit vergiß,
Bewahr' Dein Ehr',
Dir wird nit mehr
Von all' Deiner Hab',
Denn ein Tuch ins Grab.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Durch die Flucht Irmas war das Leben des Lakaien Baum plötzlich leer. Er kam an die Stelle zurück, wo Irma seiner warten sollte und nun verschwunden war, er starrte ins Weite und sah nichts. Ein Hund, der der Spur seines Herrn folgen muß, ist besser dran, ihm zeigt der Naturtrieb die Fährte, der Mensch aber muß sich besinnen.

Ist das eine Flucht? Wohin? Warum? Was ist da die Pflicht des Untergebenen? Darf er diejenige verfolgen, die ihn zurückgejagt. Den Hund hat sie noch ehrlich und offen zurückgejagt, der Diener aber wird betrogen, dafür ist er ein Mensch.

„Schämen Sie sich, Gräfin! Einen armen Bedienten der gehorchen muß, so zum Narren zu haben." So sprach Baum vor sich hin. Er fühlte, daß er zum Erstenmal die große Probe machen muß, ein denkender Diener zu sein. Vielleicht stand in den Briefen, die er mitgebracht, eine Bestellung auf heut Abend. Man ist zur Jagd. Man trifft sich im Wald. Man kann doch nicht offen nach Wildenort kommen. Man ist doch erst so kurz in Trauer. Man will auch den Diener nicht wissen lassen. Aber warum nicht? Er ist ja so gern verschwiegen.

Vielleicht aber ist die Gräfin entflohen.

Warum? Wohin?

Man hat ihm so viel Zutrauen geschenkt — der Oberkämmerer hat ihm noch gesagt: Sie sollen immer um die Gräfin bleiben, immer — verstehen Sie? — und sollen sie zurückgeleiten an den Hof. Hatte

man denn dort eine Ahnung, daß sie entfliehen will? Warum gab man ihm nur halbes Zutrauen?

„Ich bin unschuldig!“ rief Baum in die Luft hinein. Aber was nützt unschuldig? Gescheidt muß man sein.

Baum hatte gute Lehren von seinem Meister, dem ersten Kämmerer der Baronin Steigeneck. Ein guter Bedienter, hatte dieser ihm gesagt, muß immer zwei Dinge bei sich haben: ein scharfes Messer und eine richtig gehende Uhr. Wenn dir was passirt, das dich aus der Fassung bringt, nimm deine Uhr heraus, zähle zehn Secunden ab, dann überlege, was du zu thun hast.

Das ist eine gute Lehre, sie hat nur wie viele andere gute Lehren das Schlimme, daß man inmitten der Verwirrung sich ihrer nicht erinnert.

Baum ritt zurück ins Schloß; vielleicht ist die Gräfin auf der andern Seite wieder heimgeritten, vielleicht weiß das Kammermädchen, wohin sie reiten wollte. Er kam zum Kammermädchen.

„Ist Ihre Herrin da?“

„Nein, sie ist ja mit Ihnen weggeritten.“

„Wissen Sie nicht, wohin sie wollte?“

„Sie ist von Ihnen fort? Ach Gott, nun führt sie's aus!“

„Was denn?“

„Ich habe schon dem Herrn Flügeladjutanten gesagt, ich fürchte, sie tödtet sich. Ich glaube, sie hat Gift bei sich oder einen Dolch. Sie tödtet sich!“

„Wenn sie sich mit Gift oder Dolch tödten wollte, hätte sie das ja in ihrem Zimmer thun können,“ erwiderte Baum.

„Ja, ja. Noch in der letzten Nacht hat sie aus dem Traum gerufen: Tief in den See! Ach, du lieber Himmel, meine schöne gute Gräfin ist todt! O ich unglückseliges Geschöpf, was wird aus mir?“

Baum suchte die Klagende zu beruhigen und fragte, ob die Gräfin nicht irgendwo ein Schreiben hinterlassen.

Der Schreibtisch stand offen, es lagen zerstreute Papiere darauf; man fand den an die Königin überschriebenen Brief. Baum wollte ihn zu sich nehmen, aber die Kammerjungfer hielt ihn fest; sie duldete nicht, daß ein Fremder die Geheimnisse ihrer Herrin durchforschte.

Plötzlich, inmitten des Streites, zog Baum seine Uhr heraus. Jetzt hatte er sich der Abzählung der zehn Secunden erinnert; er sah starr auf das Zifferblatt, und als er Zehn gezählt hatte, nickte er, er hat Ruhe und Besonnenheit gefunden.

Gut, die Kammerjungfer soll den Brief überbringen, damit ist nichts gewonnen und nichts verloren, er selber aber will zeigen, daß er das höhere Zutrauen verdient. Seine Aufgabe ist, nun Nachforschungen anzustellen, vielleicht rettet er doch noch.

Während sich die Kammerjungfer abwendete und schnell den Brief zu sich steckte, sah er einen andern Brief, überschrieben: „Dem Freunde." Schnell erkannte er, daß dieser viel mehr werth, und steckte ihn zu sich. Der Freund kann nur Einer sein, er weiß, wer es ist. Die Kammerjungfer hatte das Knittern des Papiers gehört und verlangte die Schrift zurück. Baum verließ schnell das Zimmer und berief die Diener des Hauses. Die Kammerjungfer folgte ihm; er verwandelte sich nun schnell aus dem Angegriffenen in den Angreifer, er verlangte den Brief an die Königin, um ihn zu entsiegeln und daraus die Spur zu entnehmen, wohin die Gräfin entflohen, er machte die Dienerin verantwortlich für alle Folgen. Sie flüchtete vor ihm und er verfolgte den Plan nicht, denn er wußte nicht, ob er den Brief entsiegeln durfte, und jedenfalls hat er nun den wichtigeren an den König unbestritten. Er befahl dem Reitknecht, daß er noch ein Pferd sattle und mit ihm reite.

Das Abendroth glänzte bereits auf den Fenstern des Schlosses, als die Beiden hinausritten. Aber wohin?

Der Wegknecht wurde ausgefragt — er hatte nichts von der Gräfin gesehen. Dort trieb der Schäfer heim — die Beiden ritten auf ihn zu, der Schäfer nickte auf die Frage, ob er die Gräfin gesehen, aber man konnte ihn nicht hören vor dem lauten Blöken der Schafe; Baum stieg ab und vernahm, daß die Gräfin in gestrecktem Galopp den Weg nach dem Gamsbühel geritten sei.

„Die sitzt fest, die kann gut reiten," lobte der Schäfer.

Nun war doch eine Spur da. Die Beiden jagten den Weg dahin. Als sie bei der Bergmulde am ausgetrockneten Sumpf anlangten, hörten sie ein Pferd wiehern. Sie ritten darauf zu. Da stand das

Reitpferd Irmas und graſte ruhig, aber dicker Schaum lag auf Zaum und Gurt.

„Die Gräfin iſt geſtürzt, wer weiß, wo ſie verſchmachtend liegt,“ ſagte Baum. — Er wollte noch behutſam ſein und dem Reitknecht nicht voreilig Alles mittheilen.

Sie ſuchten nun rings umher und riefen; ſie fanden nichts und erhielten keine Antwort. Baum entdeckte Doppelſpuren des Pferdes, vor- und rückwärts. Sie nahmen das Pferd Irmas mit, ſtiegen aber nicht mehr auf, ſie mußten genau darauf achten, wo die Spur der Pferdehufe hinführt. Nur dem ſcharfen Auge Baums gelang es, die Huftritte in dem Halbdunkel noch zu erkennen.

„Hätten wir nur den Hund bei uns, der kennt ſie. Warum haſt Du nicht den Hund mitgenommen?“ fragte er ärgerlich.

„Sie haben mir ja nichts geſagt.“

„Reite zurück und hol' ihn! Nein, bleib', ich kann nicht allein ſein.“

Sie kamen bis zum Gamsbühel.

„Geh abſeits, in den Wald,“ rief Baum.

Sein gutes Meſſer war jetzt am Platze; er holte Reiſig, band es zu einer Fackel zuſammen, zündete es an und leuchtete damit umher. Er fand die Spuren. Hier hatte das Pferd umgewendet, hier waren noch die Tritte von einem Damenfuß, mehrere Schritte rückwärts, dann verlor ſich die Spur.

„Hier muß ſie ſein,“ rief Baum, „hier iſt ſie in den Wald hinab. Ich kenne Weg und Steg. Du gehſt links mit den beiden Pferden, ich gehe mit dem einen rechts. Du entfernſt Dich aber nicht weiter, als Du meine Stimme hören kannſt.“

Sie ſuchten und riefen durch den nächtigen Wald, ſie fanden nichts. Endlich kamen ſie wieder zuſammen. Ein Hirſch ſchoß an ihnen vorbei. Wenn der hätte reden können, er hätte ihnen geſagt, wo Irma ihn aufgeſcheucht, es war wohl eine Stunde weit abſeits.

„Wenn Du ſie findeſt, bekommſt Du einen guten Lohn,“ ſagte Baum zu dem Reitknecht. Er ſprach zu einem Andern, was er ſich dachte, daß ſein oberſter Herr zu ihm ſprechen würde.

Faſt die ganze Nacht irrten ſie mühſam durch den Wald, und

endlich mußten ſie ſich niederlegen und den Tag abwarten; es war nirgends ein Weg mehr, um die Pferde zu führen.

Der Tag war ſchon lange erwacht, als die beiden Suchenden die Augen aufſchlugen. Von ferne blinkte der See und auch hier herauf klang ein Ton von der Muſik, und wo die beiden ſtanden, warfen die Felſen das ſtärkſte Echo von den Böllerſchüſſen zurück.

Baum nahm die Piſtolen aus den Satteltaſchen und feuerte ſie nach einander ab, dann lauſchte er mit angehaltenem Athem; vielleicht iſt Irma hier irgendwo, ſie hört die Schüſſe und giebt ein Zeichen. Man vernahm keinen Laut.

Die Beiden fanden einen Holzweg, der abwärts nach dem See führte. Sie kamen ans Ufer. Da lag der ſpiegelglatte See, ſtundenweit ſich hinſtreckend; wer weiß, was er in ſeinem Grunde birgt. Dort in der Ferne ſchwimmt ein Kahn, Menſchen und Thiere ſind darin. Jetzt landet der Kahn. Baum und ſein Gefährte wendeten ſich nach der andern Seite, wo zerſtreute Bauernhäuſer und Fiſcherhütten lagen; Mann und Pferd waren abgemattet, ſie mußten ſich erfriſchen. Baum fragte jeden Begegnenden, ob man nicht eine vornehme Frau in blauem Reitgewand mit einem Federhut geſehen habe. Nirgends eine Spur.

„Doch ja," ſagte endlich ein altes Männlein, das Weiden ſchnitt am See.

„Wo? Wann?

„Da drüben im Wirthshaus. Es iſt jetzt bald ein Jahr, da hat ſie viele Wochen dort gewohnt."

Baum fluchte auf das einfältige Bauernvolk.

Glücklicherweiſe traf er hier einen Landjäger. Er ſagte ihm, wer er ſei und was er ſuche, ſchickte den Reitknecht mit dem Damenſattel zurück nach Wildenort, legte ſeinen Sattel dem Pluto auf und ritt nun mit dem Landjäger am See entlang. Da ſahen ſie auf einem Felſen am Ufer eine Geſtalt, die einen Federhut hochhielt. Sie ritten raſch darauf los. Baum erſchrak ſo ſehr, daß er die Steigbügel verlor; er erkannte ſeinen Bruder Thomas.

Wenn der die Gräfin beraubt und ermordet hat?

Der Landjäger kannte den wilden Geſellen. Thomas ſtarrte die Beiden grinſend an, ſein Haar war naß und ſeine Kleider troffen.

„Was machſt Du da?“ rief der Landjäger. „Was haſt Du da für einen Hut?“

„Der wird Dich nichts angehen?“ antwortete Thomas, und ſeine Zähne klapperten.

Baum nahm eine Flaſche mit Branntwein heraus und reichte ſie dem von Froſt Geſchüttelten, Thomas trank mit mächtigem Zuge; dann erzählte er mit einer Miſchung von Wuth und Jammer, die Geliebte des Königs ſei geſtern Nachts zu ihnen auf die Wurzhütte verirrt und habe ſeine Schweſter verleitet, daß ſie mit ihr ſich in den See ſtürze: er ſei zu ſpät gekommen, im Waſſer habe er etwas ſchwimmen geſehen, er ſei hineingeſprungen, um ſie zu retten, habe aber nichts gefunden als den Hut.

Der Landjäger wollte dieſe Erzählung nicht glauben und Thomas ſofort verhaften. Baum ſagte ihm leiſe ins Ohr, es ſei wol ſicher, daß die Dame ſich ertränkt habe und hier kein Mord vorliege. Er wollte doch ſeinen Bruder nicht verhaften laſſen, es regte ſich etwas wie Mitleid in ihm, und er ſagte zu Thomas:

„Komm her, wir wollen einen Tauſch machen. Da, ich geb' Dir meine Flaſche, es iſt noch viel darin, gieb Du mir den Hut.“

„O nein, ich weiß, wem der Hut gehört; der iſt viel werth, den bring' ich dem König!“

Hat er ſeinen Schatz nicht mehr,
Hat er doch den Hut.
Und wenn die alt' verſoffen iſt,
Da ſchmeckt eine neue gut. Juchhe!“

ſang Thomas mit lallender Zunge, warf den Hut in die Höhe und fing ihn wieder auf.

Der Landjäger wollte Thomas ins Geſicht ſchlagen, aber Baum hielt ihn ab; er ging auf Thomas zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Thomas zuckte zuſammen, er ward plötzlich ruhig und ſchaute Baum ängſtlich an. Baum ſprach ſehr herablaſſend mit Thomas und dieſer ſchaute ihn immer mit offenem Munde an, als müſſe er ſich auf etwas beſinnen, was er nicht ſagen konnte; dieſe

Stimme, die Hand auf seiner Schulter machten einen ganz andern Menschen aus ihm; der wilde, mordsüchtige Bursche weinte.

„Willst Du mir den Hut für ein Goldstück geben oder willst Du Dir ihn mit Gewalt nehmen lassen? Du siehst, wir sind Zwei und sind Meister über Dich," schloß Baum.

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte Thomas den Federhut hin, und als ihm Baum das Goldstück reichte, konnte Thomas die Hand nicht schließen, er schaute verwirrt bald auf das Goldstück, bald auf den Geber.

Baum redete ihm nachdrücklich zu und sagte, er solle, wenn er noch eine Mutter habe, ihr auch etwas von dem Gelde geben.

„Eine Mutter?" lallte Thomas, und sah Baum gläsernen Blickes an. „Eine Mutter?" wiederholte er, es schien eine Erinnerung in ihm zu erwachen.

Der Landjäger bewunderte den Edelsinn des Hoflakaien; das ist doch gar ein feiner Mensch.

Nun berichtete Thomas von Neuem, daß Irma gestern Nacht bei ihnen in der Hütte gewesen, und die Mutter wisse noch mehr von ihr, mit der sei sie allein gewesen. Die Beiden verlangten die Mutter zu sprechen. Thomas geleitete sie bergauf nach der Hütte.

Unterwegs erzählte der Landjäger dem Lakaien die Familienverhältnisse des Thomas und schloß: „Sehen Sie, der Mensch da ist ein Raufbold und vielfach bestrafter Wilderer; ich hab' ihm schon oft gerathen, er soll nach Amerika auswandern, da kann er jagen genug. Und er hat einen Bruder in Amerika, einen Zwillingsbruder, das muß aber ein grundschlechter Mensch sein, wenn er nicht gestorben ist, er hat seiner Mutter und seinem Bruder noch nicht ein Wort geschrieben und nie so viel geschickt als man in einem Auge leiden kann; aber freilich, so werden die Menschen in Amerika; aus meinem Ort sind Viele drüben, sie sind Alle nichts nutz, sie denken Alle nur an sich."

Baum lächelte dem Erzähler zu, er bedurfte seiner ganzen Haltung und redete kaum ein Wort; er mußte sich vorbereiten, wie er nun wiederum seiner Mutter begegne, und es war ärgerlich, daß sie

jetzt in dieſe Sache verwickelt war; er brauchte jetzt ſeine Gedanken anderswohin.

Der Landjäger ſuchte den Weg kurzweilig zu machen und wußte viele Verbrechergeſchichten zu erzählen, er war ja thätig darin; nur haben dieſe Geſchichten das Unangenehme, daß man ſelbſt ſauber ſein muß, wenn man ſie hört. Baum winkte ihm immer gnädig zu; er darf ja mit keiner Miene verrathen, daß der verlorene Menſch, der da vorausſchreitet, ihn etwas angeht. Der Landjäger erzählte, wie ihn einmal ein Mörder, den er hatte einfangen helfen, in den Finger gebiſſen hatte, und er zeigte die Narbe.

Endlich befreite ſich Baum von dieſen entſetzlichen Dingen. Er fragte den Landjäger, bei welchem Regiment er geſtanden; er fragte das ſo gnädig, als ob er in der nächſten Minute einen Orden aus der Taſche ziehen und den Landjäger decoriren wolle. Nun giebt es nichts Beſſeres, als vom ehemaligen Soldatenleben erzählen. Der Landjäger berichtete Geſchichten und lachte, auch Baum lachte mit, er mußte mitlachen; der vorausgehende Thomas ſchaute ſich grinſend um, ſchritt aber weiter.

Man kam bei der Hütte an. Es war Niemand da, die alte Zenza war verſchwunden.

„Die ſucht gewiß auch die Eſther," ſagte Thomas.

„Was iſt's denn mit der ſchwarzen Eſther?" fragte der Landjäger.

„Schwarze Eſther" — wiederholte Thomas. — „Ha, ha! Jetzt wird ſie aber der See weiß waſchen. Wenn mir Einer ein gutes Trinkgeld giebt, ſpring' ich auch noch in den See."

Er warf ſich auf den Laubſack und betrachtete ſtill ſeine Hände, mit denen er noch in der Nacht im Wald Eſther mißhandelt hatte; dann legte er den Kopf zurück und verfiel in dumpfen Schlaf. Es war nicht möglich, ein Wort aus ihm herauszubringen. Baum und der Landjäger ritten davon, ſie wollten nochmals an den See, um weitere Spuren zu finden, und überall Auftrag zu geben. Sie kamen aus dem Wald auf die Landſtraße, und hier war es, wo ſie dem Fuhrwerk mit der Blahe begegneten.

Im ruhigen Schritt ritten ſie wieder am See entlang. Eine große rothbraune Kuh ging vor den beiden Reitern dahin, fraß manch-

mal und ſchaute über den See; plötzlich, als ſie an eine Hecke kam, ſtutzte ſie, wendete ſich raſch und rannte ſo ſchnell zurück, daß ſie faſt das Pferd Baums auflief.

„Die Kuh iſt an etwas geſcheut, da liegt etwas," ſagte Baum und ſtieg raſch ab. Seine gefärbten Haare ſtiegen ihm zu Berge, da er darauf gefaßt war, in der nächſten Secunde die Leiche Irmas zu ſehen. Und richtig, er fand etwas. Hier ſtanden die zerriſſenen Schuhe Irmas, er kannte ſie, hier war eine Blutſpur, das Gras war niedergedrückt, hier hatte ein Menſch gelegen und ſich gewälzt.

Die Hand Baums zitterte doch, als er die Schuhe aufnahm, und ſie zitterte ſtärker, als er ein Pflänzchen abpflückte — es war ein einfacher Blattkelch, ſogenannter Frauenmantel, das beſte Bergfutter — und in dieſem Blattkelch waren Blutstropfen, ſie waren faſt noch naß.

Wenn ſie ſich ertränkt hätte — woher das Blut? Woher die Schuhe? Und die Schuhe ſo entfernt von dem Orte, wo Thomas den Hut gefunden hatte? Und hier ſind viele Fußſtapfen von großen Schuhen? Wenn Irma doch ermordet wäre? Wenn ſein Bruder . . .

Sie iſt todt — das iſt die Hauptſache, tröſtete ſich Baum, und ich hab' die Zeichen. Was braucht man da noch einen Menſchen ins Unglück zu bringen?

Er legte das Pflänzchen mit dem Blut zu dem Brief, der „Dem Freunde" überſchrieben war.

Er ging mit dem Landjäger in das Wirthshaus an der Anlände, wo heute früh die Auswandernden eingekehrt waren.

Hier fragte der Landjäger wiederum nach der vornehmen Dame im blauen Reitkleid.

In den Mienen der Wirthin zuckte es. War das vielleicht die Wahnſinnige, die heut' bei den Auswanderern geweſen? Sie waren ſo hin- und hergelaufen, hatten Kleiderbündel getragen und die Fremde hatte ſo wunderlich dreingeſchaut.

„Du weißt etwas!" ſagte der Landjäger, der Wirthin ins Angeſicht ſtarrend. „Sag's!"

„Ich weiß nichts!" ſagte die Wirthin. „Hab' ich denn ein Wort geſagt? Was willſt Du von mir?"

Die ganze Furcht des Landvolkes, vor Gericht ſtehen zu müſſen,

um Zeugniß abzulegen, ward in der Wirthin lebendig, und ſie hielt ſich ſtreng zurück, irgend ein Wort laut werden zu laſſen.

Baum merkte, daß er nicht wohlgethan, den Landjäger mitzunehmen, ſeine Anweſenheit ſchreckte die Menſchen, wenn ſie auch etwas mitzutheilen hatten; er ſchickte ihn daher fort, um ſelbſtändig weitere Nachforſchungen zu halten.

Baum kämmte und bürſtete vor einem Spiegel ſeine gefärbten Haare, die heute gar widerſpenſtig waren. Zum Erſtenmal in ſeinem Leben war er tief beſcheiden; er iſt noch nicht recht der Mann dazu, um ſolch' eine Sache auszukundſchaften, und er hat ſich auch ſchon zu lange verzögert, Andere werden ihm den Vortheil wegnehmen, der aus dem Tode Irmas zu ziehen iſt; er muß zurück ins Schloß, dort ſind Leute genug, die das beſſer zu Ende führen können.

Er ſuchte die Wirthin, die ihm doch etwas zu wiſſen ſchien, allein auszuforſchen; aber die Wirthin war auch gegen ihn zurückhaltend, ſie kannte ja ſeine Kameradſchaft mit dem Landjäger, und es nützte ihm nichts, daß er, auf die Wappenknöpfe deutend, ſich als königlichen Lakaien bekundete.

Plötzlich erinnerte er ſich, daß hier am See ja Walpurga wohnte; es war kaum ein Jahr her, ſeit er hier mit Hofrath Sixtus gereiſt. Irma war immer die Freundin Walpurgas geweſen, vielleicht hält ſie ſich bei ihr verborgen — ſolche überſpannte Menſchen ſind zu Allem fähig.

Vor dem Wirthshaus lag noch der große Kahn. Baum ging mit ſeinem Pferd an Bord und befahl, daß man ſofort abfahre; er gab aber doch zu, daß ein Wildheuer, der mit einem großen Handkarren voll Heu ankam, das er auf den gefährlichſten Spitzen eingeſammelt, im Kahn mit überfahre. Man ſtieß ab. Baum legte ſich auf das Wildheu, er fühlte ſich in allen Gliedern wie zerſchlagen.

Nun fragte er die Schiffer aus, ob ſie nichts von einem Ertrunkenen bemerkt hätten. Er erfuhr, daß man am Morgen einen Menſchenkopf mit langen Haaren aus dem Waſſer hatte auftauchen ſehen, es ſei wahrſcheinlich ein Frauenzimmer geweſen.

Baum richtete ſich plötzlich auf und ſchaute wirr über den blitzenden Spiegel des Sees hin.

„Wenn der Herr warten will," sagte der ältere Schiffer zu Baum, „nach drei Tagen speit der See die Leiche aus."

Baum wollte nichts mehr hören; er tastete nur nach dem Papier in seiner Tasche mit der blutbefleckten Pflanze, streckte sich noch gemächlicher auf dem Heu und schlief ein; er erwachte erst wieder, als der große Kahn ans Land stieß.

Es war eigentlich nicht mehr nöthig, Walpurga aufzusuchen; dennoch ging er, er wollte zeigen, daß er alle Mittel und Wege versucht. Er kam nach der G'stadelhütte und klopfte an die Thür; Niemand antwortete. Er schaute durch das Fenster; zwei große Katzenaugen starrten ihn an, die Katze saß auf dem Sims, sie allein war da verblieben; die Stube war wie ausgeraubt, nirgends ein Tisch, ein Stuhl. Als wenn er verzaubert wäre oder träume, ging er wieder durch den Garten zurück.

Die Elster auf dem sich entblätternden Kirschbaum schnatterte, kein Mensch war zu schauen. Endlich ging ein Mann vorüber, Baum erkannte ihn, es war der Schneider Schneck.

„He Mann," rief er, „wo ist der Hansei und die Walpurga?"

„Die sind über die Berge, sind ausgewandert und haben einen großen Hof gekauft, man heißt ihn den Freihof, weit drin an der Landesgrenze."

Der Schneider Schneck war sehr gesprächig und wollte wissen, ob der Herr noch etwas bringe vom König und von der Königin. Aber Baum war wortkarg; er stieg zu Pferde und ritt davon, geradeswegs nach der Sommerburg.

Es war ein langer mühsamer Ritt; er griff oft nach dem Hut und den Schuhen der Gräfin, um sich zu überzeugen, daß er diese Kleinodien noch bei sich habe.

Inmitten aller Erschütterung und Eile hatte er noch Fassung und Ruhe genug, sich auszudenken, wie er mit diesem Ereigniß ein Schwungbrett betreten habe, auf dem er sich höher schwingen werde. Er war fortan der Vertraute des Königs, er allein konnte sagen, was und wie Alles geschehen ist. Er betrachtete seine Hand, die der König ihm dankend drücken wird, ja er meinte, der König habe ihm schon die Hand gedrückt. Es kann ihm nicht fehlen, der Oberkämmerer ist

altersschwach, er tritt in dessen Stelle. Freilich wär's am besten, wenn er sagen könnte, Irma sei gewaltsam ermordet worden — der Landjäger hat wie ein Spürhund da eine Fährte gefunden — aber nein, das geht nicht, er ist doch dein Bruder — wenn's ihm auch besser wäre, daß man ihn hinter Schloß und Riegel füttert, bis er stirbt. Nein, so hart will Baum nicht sein. Er faßte den guten Vorsatz, wenn er Oberkämmerer geworden, dann will er Gutes thun, ja, an seiner Mutter und seinem Bruder, die Schwester ist todt und das ist doch traurig; ganz gewiß will er es thun, wenn er noch weiter kommt und ihm der König ein groß Stück Geld und eine schöne Lebensrente giebt. Baum war so keck, Gott zu sagen, er müsse ihm dazu verhelfen, er wolle ja Gutes thun.

Und wie er so durch die Nacht dahinritt und manchmal einnickte — denn es war die zweite Nacht, die er in solcher Unruhe zubrachte — schwirrte ihm Alles durcheinander.

An der letzten Station ließ er sein Pferd zurück und nahm Extrapost.

Es war früh am Tage, als Baum vor dem Sommerschloß ankam. Nur mühselig wurde er erweckt, und es dauerte lange bis er sicher auf dem Boden stand und sich besann, wo er war und was er bei sich hatte.

Große Hofwagen wurden angespannt, aus dem Reitstall wurden die schönsten Reitpferde vorgeführt. Baum hörte kaum den Willkomm seiner Kameraden und der Bereiter.

Er ging hinein ins Schloß, die Treppe hinauf; die Kniee wollten ihm brechen, so abgemattet war er. Er trat in das Vorzimmer des Königs. Der alte Oberkämmerer schnupfte schnell die Prise, die er zwischen den Fingern hielt, und reichte Baum die Hand. Baum sank auf einen Stuhl und sprach seinen Wunsch aus, sofort bei Seiner Majestät gemeldet zu werden.

„Kann noch nicht, muß warten," antwortete der Oberkämmerer.

Baum hielt sich nur gewaltsam wach und auf dem Stuhl aufrecht.

Zweites Capitel.

Der König war schon in der Frühe in seinem Cabinet. Er verweichlichte sich nie, und in Ueberwindung von Strapazen übertraf ihn keiner am Hofe. Jahraus jahrein begab er sich des Morgens in ein kaltes Bad und kam dann neu belebt zur Arbeit und zur Gesellschaft. Eine bequeme Kleidung kannte er nicht, vom Bad aus ließ er sich stets sofort vollgerüstet kleiden.

Heute trat er im Jagdcostüm in sein Cabinet, es war noch Mehreres zu erledigen.

Dieses Arbeitskabinet befand sich im Mittelbau, im sogenannten Kurfürstenthurm. Es war ein großes hohes und dabei doch behagliches Gemach. Ringsum die Handbibliothek, militärische Karten und besondere Lieblingsstücke der Plastik, theils Antiken, die er als Prinz sich auf seinen Reisen erworben, theils schöne Nachbildungen. Ein Briefbeschwerer bestand aus einer Pyramide zusammen gelötheter Flintenkugeln vom Leipziger Schlachtfelde. Die eichenen Möbel waren im Styl der Renaissance. In der Mitte stand der große Schreibtisch, darauf Alles Nöthige wohlgeordnet; ein einziges Aquarellbild, die Königin als Braut darstellend, befand sich zur Rechten des Stuhls.

Der König trat ein, er drückte auf eine Klingel, die auf dem Schreibtische stand, der geheime Cabinetsrath betrat das Gemach.

Er reichte nacheinander mehrere Papiere hin, der König durchflog sie und unterzeichnete mit rascher Hand. Der vortragende Rath erstattete Bericht über Angelegenheiten des Hausministeriums. Der König ging dabei im Cabinet auf und ab. Plötzlich rief er:

„Was ist das?"

Er hörte im anstoßenden Gemach ein Rücken und Heben und scharrende Menschenschritte, wie wenn man einen Sarg trägt. Er drückte auf die Klingel, und wie vom Druck berührt ging die Thür auf und der Oberkämmerer erschien.

„Was ist das für ein unleidlicher Lärm in der Gallerie?"

„Majestät haben befohlen, das große Bild wegzuschaffen."

Der König erinnerte sich, er hatte gestern den Befehl gegeben.

Schon lange an das Bild gewöhnt, war es ihm gestern auf einmal

zuwider geworden; es ſtellte in lebensgroßen Figuren die Scene dar, wie König Belſazar auf dem Thron ſitzt, um ihn her die Hofleute, eine Hand aus den Wolken ſchreibt das Mene tekel an die Wand. Der König hatte befohlen, daß das Bild fortgeſchafft und der öffentlichen Gallerie übergeben werde.

„Ich bin ungeſchickt bedient," ſagte der König unwillig; „es war Zeit, das zu thun, wenn ich zur Jagd bin."

Der Oberkämmerer, der ſtramm dageſtanden hatte, erzitterte am ganzen Leibe, als er das hörte, ſeine Hände ſanken ſchlaff nieder, ſein Kopf beugte ſich. Mühſam ſchleppte er ſich zur entgegengeſetzten Thür hinaus. Sofort trat Stille ein; das Bild wurde lautlos auf den Boden geſtellt, die Diener entfernten ſich.

Der Oberkämmerer ging von der andern Seite in das Vorgemach, ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl, nahm eine Priſe, vergaß aber, ſie zu ſchnupfen; erſt als Baum eintrat, ſchnupfte er ſie.

Nun ſaß er ſtill Baum gegenüber; er ſchüttelte mehrmals mit dem Kopf und betrachtete ſeinen großen Lehnſtuhl. Ja, da ſitzt bald der dort und du biſt abgedankt.

Der geheime Cabinetsrath ging durch das Vorgemach; der alte Oberkämmerer vergaß, ihm ſchnell den Hut zu bringen. Baum that es an ſeiner Statt. Baum war wieder friſch, jetzt war keine Zeit müde zu ſein; der große Trumpf muß ausgeſpielt werden.

Die Klingel aus dem Cabinet ertönte wieder. „Iſt noch Jemand im Vorzimmer?" fragte der König den Oberkämmerer.

„Ja, Majeſtät, der Lakai Baum."

„Soll eintreten."

Baum war ſich jetzt ſeiner ganzen hohen Stellung bewußt. Der König hat nicht geſagt, daß er dem dienſtthuenden Kammerherrn berichten ſoll, er hat gerufen: „Soll eintreten" — unmittelbar will er mit ihm verhandeln, jetzt iſt die hohe Vertrauensſtellung gewonnen.

Die alte feierlich unterwürfige Art Baums hatte heute noch eine beſondere Weihe.

„Haben Sie einen Auftrag?" fragte der König.

„Nein, Majeſtät."

„Was bringen Sie da?"

„Majestät," erwiderte Baum und legte das in ein Tuch Gebundene auf den Stuhl, löste die Knoten und fuhr fort: „Majestät — diesen Hut der Gräfin von Wildenort habe ich im See, diese Schuhe am Ufer zwischen den Weiden gefunden."

Die Hand des Königs streckte sich nach den mitgebrachten Zeichen aus, aber er zog die Hand wieder zurück und legte sie aufs Herz. Er sah Baum starr und groß an.

„Und was soll das?" fragte er und fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, die Haare schlichtend, die ihm zu Berge standen.

„Majestät," fuhr Baum fort, er selbst zitterte, da er den König so ergriffen sah, „Majestät, die gnädige Gräfin haben diese Kleidungsstücke getragen, als sie mit mir ausritten und entflohen —

„Entflohen? Und —"

Baum legte die eine Hand auf seine Uhr; er konnte die Secunden nicht sehen, aber er konnte sie doch in Gedanken abzählen, und leise sagte er:

„Die gnädige Gräfin haben sich in der vergangenen Nacht — nein, in der vorletzten, im See ertränkt. Schiffer haben eine Frauenleiche auf- und untertauchen sehen, morgen, als am dritten Tag, speit sie der See aus —"

Der König winkte mit der Hand — es ist genug — und die winkende Hand zitterte; er griff nach der Stuhllehne, und sein Blick starrte auf Hut und Schuhe.

Baum schlug die Augen nieder, er spürte, wie der König nun den Blick auf ihn heftete, er schaute nicht auf; er betrachtete den Boden, der hebt sich jetzt und hebt den Lakai hinauf an den Thron, neben den König, als seinen Vertrauten. Bescheiden neigte Baum den Kopf tiefer; er hört, wie der König das Zimmer auf und ab schreitet, er schaut nicht auf; im niedergeschlagenen Blick liegt das Zeichen vollen Gehorsams und unbedingter Ergebenheit. Jetzt steht der König vor ihm still.

„Woher weißt Du, daß ein Selbstmord?" ...

„Ich weiß es nicht. Wenn Eure Majestät befehlen, daß die Gräfin ertränkt worden —"

„Ich? Wie?"

„Majeſtät, bitte unterthänigſt — darf ich Alles erzählen?“

„Du ſollſt —“

Der König nannte ihn Du — das geſchieht nur den Vertrauteſten. Mit geſammelter Kraft ſagte nun Baum:

„Majeſtät, die Schuhe habe ich ſelbſt gefunden, aber den Hut habe ich von einem Menſchen, dem Alles zuzutrauen iſt ... der Landjäger meint ... und es wäre vielleicht für den Menſchen gut ... man könnte ihn nach einem Jahr begnadigen und nach Amerika ſchicken ... ein Bruder von ihm ... ſoll ... dort ...“

„Du ſprichſt wirr!“

Baum gewann ſeine Kraft wieder.

„Ein Wilddieb kann ſie ermordet haben. Das Schlimme iſt nur, daß ſie einen Brief an Ihre Majeſtät die Königin geſchickt —“

„An die Königin? Wo iſt er? Gieb her!“

„Ich habe ihn nicht. Die Kammerjungfer hat ihn mir entriſſen.“

Der König ſetzte ſich.

Man hörte lange nichts, als das ſchnelle Ticken der Uhr, die auf dem Schreibtiſche ſtand.

Jetzt richtet ſich der König auf, geht im Gemach auf und ab; er wendet ſich um und geht auf Baum zu. So ſchreitet das Weltgericht. Das Gericht über Leben und Tod. Baum greift ſich in das Halstuch, es wird ihm zu eng, da — da geht das Schwert durch.

„Weißt Du, was in dem Brief an die Königin ſtand?“

„Nein, Majeſtät.“

„Der Brief war verſiegelt?“

„Ja, Majeſtät.“

„Und ſonſt haſt Du nichts?“

„Doch, Majeſtät, hier dies. Das hab' ich der Kammerjungfer faſt gewaltſam entriſſen. Und hier, Majeſtät, noch Eins: bei den Schuhen war eine Blutlache und hier auf dieſem Pflänzchen ſind Blutstropfen von ihr.“

Ein herzzerreißender Schrei des Schmerzes entrang ſich der Bruſt des Königs. Dann ging er mit Schrift und Pflanze in ein Nebengemach.

Baum ſtand ſtill und wartete.

Im Nebengemach las der König und bald gingen ihm die Augen über.

Sie hat mich ſehr geliebt, und ſie war groß und ſchön, ſprach er vor ſich hin mit bebender blaſſer Lippe. Der ganze Liebreiz ihrer Erſcheinung, ihrer Stimme, ihres Ganges trat noch einmal vor ſeine Seele; und das Alles war nun todt?

Der König betrachtete ſeine Hand, die ſie ſo gern, ſo innig geküßt. Er nahm wieder das Blatt auf, er las die Worte: „Dem Freunde" noch einmal, und er wußte nicht, wie es geſchehen — als er wieder zu ſich kam, lag er am Stuhl auf den Knien.

Was ſoll nun werden?

Er erinnerte ſich, daß im Cabinet der Lakai warte. Tief erniedrigt erſchien ſich der König; er muß dieſen Menſchen zum Vertrauten haben. Waren aber nicht ſchon lange Menſchen aller Art die Vertrauten ſeiner Sünde? Sie wußten davon und ſchwiegen nur. Tauſend Augen ſchauten ihn an und tauſend Lippen ſprachen — und Alle geben Kunde von dem Entſetzlichen. Verwirrt ſchaute der König um, er konnte ſich kaum aufrichten. Und von all den Tauſenden, die ihre Hand auf ihn legten, ihre Augen auf ihn richteten, wie laſtet die Hand und der Blick der Einen auf ihm und ihr Mund, was ſpricht er?

Wie ſollte er ſich nun der Königin nahen? Wüßte ſie ſeine tief innerſte Zerknirſchung — ſie würde ihm weinend um den Hals fallen, denn ſie iſt himmliſch gut und was haſt du ihr gethan? . . .

Er wollte der Königin die letzten Worte der Freundin ſchicken; er wollte darunter ſchreiben, reuevoll ſein ganzes Denken und Fühlen in ihre Hand legen . . .

Es iſt beſſer, nicht im erſten Augenblick zu handeln, tröſtete er ſich endlich, und als er ſich aufgerichtet, kam ihm wieder das Bewußtſein ſeiner Kraft. Man muß das Schwerſte thun, auch die Reue vollziehen, ohne ſich ſeiner Würde zu entkleiden.

Der König ſtand vor dem großen Spiegel, er hatte nicht mehr daran gedacht, daß er im Jagdkleid, er erſchrak vor ſich wie vor einem fremden Menſchen.

Sein Antlitz war blaß, ſeine Augen geröthet. Er hat der Freundin nachgeweint, und jetzt iſt's genug. Was Anderen erſt in Mo-

naten und Jahren gegeben iſt, vollziehen und vollenden große Naturen in wenigen Minuten; ihre Lebensjahre werden zu ungemeſſenen Zeiten — und wie durch die Luft daher trug ſich das Wort „der Kuß der Ewigkeit“ und die Erinnerung an den Tag dort im Atelier, dort auf dem Ball und dann ...

„Du konnteſt das höchſte Leben leben und dann ſterben, den Tod heranzwingen — ich kann es nicht, ich lebe nicht für mich allein!“ rief er der Freundin zu, und mitten in ſeiner Trauer war es ihm, als öffne ſich eine neue Lebensquelle in ſeiner Bruſt.

Und das haſt du bewirkt — dachte er der Todten nach — mit allem Beſten lebſt du ewig in mir fort; ohne dich — ich würde es vor Gott bekennen, wenn ich jetzt vor ihn hinträte — ohne dich hätte ich die tiefſte Quelle meines Daſeins nicht entdeckt. Wüßte ich nur eine That, die ein Denkmal deines Lebens würde ...

Der König erinnerte ſich wieder, daß ein Lakai in ſeinem Cabinet wartet. Es war ihm peinlich, daß ihm nicht einmal eine Stunde gegeben iſt, um ſtill ſein Empfinden abzuklären, und wie im Fluge ſtreifte ihn zum Erſtenmal der Gedanke: Wer über Viele zu befehlen hat, daß ſie ihm dienen, der iſt auch Vielen verpflichtet; ſie leben fort, ihr eigenes Leben, jenſeits der Stunde und der That ihres Dienſtes.

Etwas aus den hinterlaſſenen Worten Irmas umſchwebte noch wie ein Nebelduft ſeine Seele.

Er kehrte in das Cabinet zurück. Hier ſtand Baum noch ſo ſtill und ruhig auf demſelben Fleck wie Tiſch und Stuhl.

„Wann biſt Du abgereiſt?“ fragte der König. Baum erzählte ausführlich.

„Du wirſt müde ſein,“ ſchloß der König.

„Ja, Majeſtät.“

„So ruhe Dich nun aus, und was Du noch zu erzählen haſt, erzählſt Du nur mir, verſtanden?“

„Sehr wohl, Majeſtät, ich danke unterthänigſt.“

Der König hatte einen Ring mit einem großen Smaragd vom Finger gezogen, ließ ihn in der Sonne ſpielen und blitzen und wendete ihn hin und her. Baum glaubte, der König wird ihm jetzt

dieſen Ring als Gnadenzeichen geben. Aber der König ſteckte den Ring wieder an und fragte:

„Biſt Du verheirathet?“

„Ich war's, Majeſtät.“

„Haſt Du Kinder?“

„Einen einzigen Sohn, Majeſtät.“

„Gut. Halte Dich bereit, ich werde Dir bald weitere Befehle zukommen laſſen.“

Baum ging hinaus. Im Vorzimmer rief er dem Oberkämmerer von fern gnädig zu: „Bleib' nur ſitzen!“ und ging ſchnell davon. Niemand braucht zu ſehen, was man ihm an den Augen ableſen kann — der König hat ihn „Du“ genannt, hat ihn nach ſeiner Familie gefragt; er iſt der Vertraute des Königs, das Höchſte ſteht ihm bevor.

Er ging nach ſeiner Wohnung im Seitenflügel des Schloſſes.

Der König war allein. Nichts war bei ihm, als Hut und Schuhe Irmas. Lange ſtarrte er darauf. Das wäre ein Gedicht — dem Geliebten Schuhe und Hut des Liebchens bringen — das wäre ein Lied, zu ſingen in der Dämmerung ... So ſprach es in ihm und doch wirbelte ihm der Kopf. Er nahm Hut und Schuhe — ſeine Hand zitterte — er verſchloß die Todeszeichen im Schreibtiſch.

Die Feder auf dem Hute wurde geknickt, als er das Schubfach zudrückte.

Auf dem Schreibtiſch brannte ein Licht. Der König zündete ſich eine Cigarre an, ſein Auge zuckte, als ſein Blick das hier ſtehende Aquarellbild der Königin traf. Er rauchte haſtig.

Erſt nach geraumer Zeit klingelte der König und befahl, daß der Oberhofmarſchall gerufen und Niemand weiter gemeldet werde.

Drittes Capitel.

Als der Oberhofmarſchall eintrat, hatte ſich der König geſammelt und war in der Verfahrungsweiſe, die er innehalten wollte, vollkommen ſicher.

„Haben Sie bereits das entsetzliche Ereigniß gehört?“

„Wol, Majestät; die Kammerjungfer der Gräfin ist angekommen; ihre Herrin ist im See ertrunken.“

„Und?“ fragte der König, da der Oberhofmarschall eine Pause machte.

„Und es wird hinzugesetzt, daß die Gräfin seit dem Tode ihres Vaters Niemand mehr gesehen und gesprochen. An Ihre Majestät die Königin hat sie jedoch einige Worte hinterlassen mit dem ausdrücklichen Befehl, daß der Leibarzt sie überbringe.“

„Und das ist geschehen, ohne mir vorher Mittheilung zu machen?“

Der Oberhofmarschall zuckte die Achseln.

„Gut, ich weiß —“ fuhr der König fort. „Ist Alles zur Jagd bereit?“

„Zu Befehl, Majestät. Das Jagdgefolge wartet seit einer Stunde.“

„Ich komme,“ sagte der König. „Schicken Sie den Hofarzt Sixtus nach dem See. Er soll den Lakaien Baum mitnehmen, der in der Sache orientirt ist. Geben Sie ihm auch einen Justiziar mit; er soll dafür sorgen, daß die Leiche, wenn sie aufgefunden wird, würdig bestattet werde. Ich weiß, daß Sie das Alles sorgfältig anordnen und selbständig.“

Der König betonte dies letzte Wort besonders. Es hat Alles discret zu geschehen, ohne seine besondere Betheiligung einzuflechten.

Der König zog die Brauen ein, wie um sich auf etwas zu besinnen, das er vergessen hatte.

„Noch Eins,“ sagte er hastig, „begeben Sie sich zu dem Bruder der armen Gräfin und theilen Sie ihm die Sache in schonender Weise mit, und wenn er Urlaub begehrt, so ist er ihm auf unbestimmte Zeit gewährt.“

Der König ging durch das Vorzimmer, die Treppe hinab; er hatte der Königin schon am gestrigen Abend Lebewohl gesagt, sie sollte in der Herbstfrühe Ruhe halten.

Das große Jagdgefolge im Schloßhof begrüßte den König, er dankte freundlich. Wie auf Commando wurden die Decken von den Pferden an den verschiedenen Wagen mit Einem Ruck abgezogen.

„Oberst Bronnen,“ rief der König, „setzen Sie sich zu mir.“

Mit ehrerbietigem Dankesneigen ging Bronnen nach dem Wagen des Königs. Sämmtliche Cavaliere des Jagdgefolges ſchauten verwundert auf Bronnen, und begaben ſich nach den bereitgehaltenen Wagen.

Bronnen hatte ſich ehrerbietig verneigt — er empfängt die höchſte Tagesehre — aber in ihm krampfte ſich das Herz zuſammen. Ahnt der König, daß er ſich als Rächer empfindet an der Stelle des alten Eberhard, und mit ſich kämpft, ob er dieſes Rache-Erbe annehmen muß? Er erſchrak, als er unwillkürlich ſeinen Hirſchfänger an der Seite berührte. Soll es eine Tragödie im Hofwagen geben, wie die Geſchichte noch keine kennt? Hat Irma vor dem König geprunkt mit ſeiner zurückgewieſenen Werbung, und erhält er nun ein Mitleids-Almoſen?

Der Zug fuhr hinaus ins Freie. Lange ſaß der König lautlos. Endlich ſagte er:

„Sie waren ihr auch ein treuer Freund, und ſie hat Sie geſchätzt und hochgeachtet wie Wenige, ja wie ſonſt Niemand, und hat immer gewünſcht, daß wir einander näher ſtänden.“

Bronnen athmete tief auf. Er hatte nicht Veranlaſſung, etwas zu erwidern. Der König reichte ihm die Cigarrentaſche hin.

„Ach, Sie rauchen ja nicht,“ unterbrach er ſich.

Es trat wieder eine lange Pauſe ein, bis der König fragte:

„Seit wann kannten Sie die Gräfin Irma?“

„Schon ſeit ihrer Kindheit. Sie war die Freundin meiner Couſine Emmy, die mit ihr im Kloſter war.“

„Es iſt mir ein Troſt, mit Ihnen von der Freundin zu ſprechen. Sie erkannten ihr Weſen, das ſo groß, ja faſt überlebensgroß war. Laſſen Sie mich ihre Freundſchaft erben.“

„Majeſtät“ — erwiderte Bronnen mit erzwungener Ruhe, in ihm kochte der Ingrimm über den, der eine ſo hohe Erſcheinung verwüſtet und in die Vernichtung getrieben, aber die ſoldatiſche Ordnung beherrſchte ihn.

„Ach, liebſter Bronnen,“ fuhr der König fort, „mich hat noch nie ein Tod ſo erſchüttert, wie dieſer. Hat ſie Ihnen je vom Tod geſprochen? Sie haßte ihn. Und jetzt, wenn ich hinausſchaue — da

iſt Alles wieder wach, Alles noch lebendig. Die ganze Welt müßte einen Augenblick ſtill ſtehen, wenn ein großes Herz ſtill ſteht. Was ſind wir?"

„Jeder nur ein Theil der Welt, ein beſchränkter, kleiner. Alles um uns her hat ſeine gemeſſene Entwicklungs- und Rechtsſphäre, wir ſind über nichts Herr, als über uns ſelbſt und wie ſelten auch nur dies."

Der König ſah Bronnen betroffen an. Jedes hat ſeine Rechtsſphäre . . . Was ſoll das?

Schnell gefaßt erwiderte der König:

„Ganz ſo hätte ſie auch ſprechen können. Ich kann mir denken, daß Sie Beide ſehr ſympathiſirten. Wenn ich Sie recht verſtehe, halten Sie demnach den Selbſtmord für das höchſte Verbrechen?"

„Wenn man die höchſte Widernatur höchſtes Verbrechen nennen will — allerdings. Jedes Weſen ſucht naturgemäß ſein Daſein zu bewahren. Ich hatte darüber im vergangenen Winter ein unvergeßliches Geſpräch mit dem alten Grafen Eberhard."

„Ach ja, Sie kannten ihn ja. War er in der That ein ſo bedeutender Mann?"

„Er war ein Mann von der großartigſten Einſeitigkeit. Vielleicht muß die Größe immer einſeitig ſein."

„Wann ſprachen Sie Gräfin Irma zum letztenmal?"

„Nach dem Tode ihres Vaters, als ſie ſich in undurchdringliche Nacht begeben hatte. Ich ſprach ſie, aber ſah ſie nicht und ſie gab mir die Hand. Ich glaube, ich bin der letzte Menſch, dem ſie die Hand gereicht."

„So laſſen Sie mich dieſe Hand faſſen," rief der König.

Er hielt lange die Hand Bronnens, der nun wieder aufnahm:

„Majeſtät, Bekenntniß gegen Bekenntniß: Ich liebte Irma."

Nach dieſen kurz und ſtraff ausgeſprochenen Worten hielt er ein. Der König zog die Hand raſch zurück.

„Ich ſehe," fuhr Bronnen ſich mit Macht ſammelnd, fort, „ich erkenne dankbar das hohe Herz der Gräfin — ſie hat nichts von meiner Werbung erzählt. Sie hat ehrlich meine Liebe abgelehnt, weil ſie dieſelbe nicht erwidern konnte."

„Sie? Mein lieber Bronnen . . ." rief der König in ſchmerzlich

bewegtem Tone, und ſchnell zog durch ſeine Seele das Bild des beglückten Lebens, das Irma an der Seite dieſes Mannes hätte finden können. „Armer Freund," wiederholte er mit innigem Ausdrucke.

„Ja Majeſtät, ich habe ein Recht, mit Ihnen zu trauern, und es iſt, als hätte ihr gewaltiger, weithin wirkender Geiſt noch das gethan, daß Sie, Majeſtät, mich jetzt an Ihre Seite riefen."

„Ich ahnte das nicht. Hätte ich es, ich würde Ihnen nimmermehr dieſen Schmerz auferlegt haben."

„Und ich danke Ihnen, Majeſtät, daß ich der Genoſſe Ihres Schmerzes ſein darf; und weil ich Genoſſe bin, kann ich vielleicht Ihnen Troſt geben, ſo weit ein Anderer das thun kann. Da Majeſtät in unverhüllter Wahrhaftigkeit vor mir ſtehen, mußte ich auch in Allem wahr ſein."

Der König ſprach lange nicht. So klar und rein auch Bronnen ſein innerſtes Herz vor ihm aufgeſchloſſen — die ſchnell folgende nächſte Empfindung, die deſſen Mittheilungen im König weckten, war eine tiefe Eiferſucht, daß noch ein anderer gewagt hatte ſein Auge zu Irma zu erheben, ja völlig um ſie zu werben; ſie ſchien ihm dadurch nicht mehr ſein Eigen allein, da ein Anderer die Hand nach ihr ausgeſtreckt hatte.

Bronnen wartete auf eine Erwiderung des Königs. Er konnte ſich nicht erklären, was dieſes Schweigen bedeute. Reute es den König, daß er ſo offen war, und beleidigt es ihn gar, daß ein Anderer ſich ihm gleichſtellt und ihm mit Offenheit erwidert? Das fürſtliche Bewußtſein ſchädigt doch das rein menſchliche, und es kommt vielleicht nie dahin, daß ein Fürſt ſich nur als Menſch fühlt. Auch in der Seele Bronnens regte ſich ein Mißgefühl, das umſomehr anwuchs, je länger der König ſchwieg und zur Seite blickte. Er ertrug dies Schweigen nicht länger und durchbrach die Schranke der Etikette; die darf es jetzt und hier nicht mehr geben. — Er ſagte:

„Ich glaube, daß wenig Männer ſo groß geſinnt wären, einen Triumph, der ihnen geworden, in ſich zu verbergen."

Er war darauf gefaßt, als er dieſe Worte ſprach, daß der König, der wol merken mußte, wie dies auch nach anderer Seite hin zielte, ſich plötzlich umwenden, ein vernichtendes Wort auf ihn ſchleudern

wird. Er faßte sich in Trotz. Derjenige, dem er sein ganzes Innerstes in die Hand gegeben, darf nicht thun, als ob nichts geschehen; er muß Rede stehen.

Der König schwieg noch immer.

Bronnen setzte mit zitternder Lippe hinzu: „Sind Sie nicht auch der Meinung, Majestät?"

Der König wendete sich um.

„Sie sind mein Freund. Ich danke Ihnen und danke ihr. Sie sollen, wenn wir in Wolfswinkel ankommen, das höchste Zeugniß meines Vertrauens empfangen."

„Ich glaube Eurer Majestät noch eine Mittheilung machen zu müssen."

„Sprechen Sie."

„Ich meine dem Zusammenhang der letzten Ereignisse auf der Spur zu sein. Bei den Abgeordnetenwahlen, die in den letzten Tagen vollzogen wurden, hatten Freunde im Gebirge auch an mich gedacht. Sie wußten, daß ich meinem constitutionellen König mit aufrichtiger Seele ergeben bin."

Ein flüchtiges Zucken ging über das Antlitz des Königs, und Bronnen fuhr in gelassener Rede fort:

„Ich habe indeß den Wählern erklärt, daß ich nie eine Wahl annehme, die mich auf die Seite der Opposition drängen würde, und da müßte ich nun doch gegenwärtig stehen. Noch am letzten Tage wurde daher Graf Eberhard in den Wurf gebracht, und er nahm die Candidatur wider alles Erwarten an. Nun haben die Freunde des jetzigen Ministeriums es nicht verschmäht, den Vater der Gräfin Irma dadurch verdrängen zu wollen, daß sie — ich spreche von Thatsachen, Majestät, es sind nicht blos Meinungen — das Verhältniß der Tochter zu Eurer Majestät zur Ehrenentkleidung für den Vater machten."

Der König warf die Cigarre weg, die er im Munde hatte, und sagte hastig:

„Fahren Sie fort, erzählen Sie weiter!"

„Graf Eberhard wurde dennoch gewählt. Als ich zum Leichenbegängniß auf Wildenort war, wurde mir mitgetheilt, daß er bei der Wahlversammlung zum Erstenmal von der Stellung seiner Tochter

erfahren habe, und auf dem Heimweg — ich habe der Sache nachgeforſcht — hat er Briefe bekommen, die ihn erſchütterten. Ja noch mehr. Hier, Majeſtät, dieſes Stück von einem zerriſſenen Brief habe ich am Wege gefunden, und der Wegknecht erzählte mir, daß der Graf damals Briefe zerriſſen habe."

Bronnen reichte das Papier hin, worauf die Worte ſtanden — „Deine Tochter in Unehre genießt der höchſten Ehren —"

„Das kann die Schrift des heiligen Hippokrates ſein" — murmelte der König vor ſich hin.

„Ich bitte, Majeſtät, wenn Sie den geringſten Verdacht gegen den Leibarzt hegen, ſo ſetze ich für ihn meine ganze Ehre ein, und der Verlauf wird zeigen, daß ich das mit Recht thue."

„Erzählen Sie weiter," ſagte der König ungeduldig; es war ihm unlieb, daß Bronnen ſo in ihn hineinforſchte, das halb Gemurmelte verſtanden hatte, und wenn er es verſtanden, nicht — wie ſeine Pflicht war — überhörte; er darf nur hören, was man ihm ausdrücklich ſagte.

„Auf jener Heimkehr aus der Wahlverſammlung," fuhr Bronnen ruhiger fort, „war es nun, wo Graf Eberhard vom Schlag getroffen, der Sprache beraubt wurde. In der letzten Minute ſeines Lebens war Niemand bei ihm, als Gräfin Irma; man hörte von ihr einen gräßlichen Schrei, und als man hineinkam, lag ſie am Boden und Graf Eberhard war todt. Wer weiß, was da geſchehen iſt. Daß aber in dieſer letzten Minute etwas vorgegangen, das ſie zu dem gräßlichen Entſchluſſe gebracht, iſt mir unzweifelhaft."

„Und was ſoll dieſe Combination?" fragte der König.

Bronnen ſah ihn ſtaunend an.

„Majeſtät, ſie ſoll weiter nichts, als uns dieſe Wirrniß klären."

Nach dieſen Worten trat wieder Stille ein und dieſe Stille gab den letzten Worten Bronnens eine beſondere Bedeutung.

„Ja," begann der König wieder, „Alles klären, das hilft. Das war auch ihre Art, ſo naiv und klar zugleich, bewußt und naturmächtig. Gut. Es ſoll ſein. Bronnen, was ſoll ich es zurückhalten? Ihnen darf ich Alles ſagen. Ich liebte die Gräfin, und jetzt, es quält mich, daß ich's denke, und darum laſſen Sie mich's ſagen: ich bin ihr jetzt faſt gram. Sie hat mir durch dieſen Selbſtmord ein Schweres

auferlegt für mein ganzes Leben. Ich werde all meine Tage dieſe Beſchwerniß nicht ablegen können. Sie mußte wiſſen, wie mich das belaſtet. Sagen Sie mir, unumwunden, ich bitte Sie darum, ſagen Sie mir: iſt dies Gefühl nicht gerechtfertigt?"

„Ich ſpreche nicht zum König, ich ſpreche zum Manne klaren Geiſtes und warmen Herzens —"

Bronnen machte eine Pauſe; es durchzuckte den König, ſo ſich der angebornen Würde entkleidet zu ſehen. Was wird der ſtrenge Mann ſagen, dem er befohlen hat, die Würde außer Acht zu laſſen.

„Sprechen Sie!" ermuthigte der König dennoch.

„So will ich offen ſagen," begann Bronnen, „Mann zu Mann, Menſch zu Menſch. Es iſt eine tiefe Regung der Wahrhaftigkeit in Ihnen, daß Sie ſich vorwerfen, der Freundin gram zu ſein, weil ſie Ihnen ſolch ein trauriges ewiges Erbe hinterlaſſen. Das aber, was Sie quält, iſt das Geſpenſt Ihrer eigenen That. Sie haben die Rechtsſphäre dieſes zu allem Beſten berechtigten Weſens durchbrochen und verletzt, ſei es auch, daß das eigene im ſchönen Wahnſinn aufflammende Weſen, wie ich glaube, mit Freuden ſich opferte. — Damals begann das, was jetzt nur nothwendige, naturgemäße Folge iſt. Es iſt das Geſpenſt Ihrer eigenen That, das Sie ruhelos macht und machen wird, bis Sie die Wahrheit erkennen. Jedem Menſchen, ſo hoch er auch geſtellt ſei, ſtehen andere in ihrer Sphäre Vollberechtigte gegenüber und bilden eine Rechtsſchranke. Haben Sie das erkannt und in klarer Erkenntniß der Sünde die Sünde überwunden, dann werden Sie frei — was auch geſchehen ſei. Der Aberglaube hat die Formel: „Alle guten Geiſter loben den Herrn," mit der man jegliches Geſpenſt bannt! für uns iſt der gute Geiſt die klare Erkenntniß, die wir in uns anrufen, oder vielmehr deren Anruf in uns wir zu Worte kommen laſſen."

Lange fuhr man ſtill dahin. Das Angeſicht Bronnens glühte, der König hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel, ihn fröſtelte, er hielt die Augen geſchloſſen. Endlich richtete er ſich auf und ſagte:

„Ich danke ihr. Sie hat mir einen Freund, einen wahren Menſchen gegeben. Sie bleiben mir."

Die Stimme des Königs war heiſer. Er hüllte ſich wieder tief in den Mantel, legte ſich in die Ecke und ſchloß die Augen. Kein Wort

wurde mehr geſprochen, bis man auf dem Jagdſchloſſe ankam. Der König ſagte dem Gefolge, daß er ſich nicht wohl fühle und auf dem Jagdſchloſſe bleiben werde. Alle zogen in den Wald, der König blieb mit Bronnen allein.

Viertes Capitel.

Die Königin ſaß nach dem Frühſtück mit ihren Hofdamen im Muſikſaal.

Es hatte ſich heute der erſte Herbſtnebel über die Landſchaft gelegt. Es wird ein ſchöner, friſcher Tag.

Die Königin hatte mehrere Zeitungen vor ſich. Sie ſchob ſie mit den Worten weg:

„Entſetzlich, was ſich die Preſſe erlaubt! Da ſteht in dem ſonſt anſtändigen Blatt, der Graf von Wildenort ſei an einer tiefen Herzkränkung unter dem Beiſtand ſeiner unverheiratheten Tochter geſtorben. Iſt das erlaubt? Iſt das erhört? — Ach, lieber Hofrath,“ rief ſie ihrem Kabinetsſekretär zu, „auf meinem Pulte oben liegt ein geſiegelter Brief an die Gräfin Irma. Schicken Sie doch ſofort einen Boten damit an ſie ab. Wenn ſie nur nichts von dieſem ſchamloſen Zeitungsweſen erfährt. Ich hoffe.“

Die Hofdamen ſtickten emſiger und ſchauten nicht auf.

Die Oberhofmeiſterin wurde abgerufen; nach geraumer Zeit kam ſie mit dem Leibarzt zurück.

„Ach, willkommen!“ rief die Königin.

Die Oberhofmeiſterin gab den Damen einen Wink; ſie entfernten ſich.

„Schön, daß Sie noch zu rechter Zeit kommen,“ fuhr die Königin fort, „es geht ſo eben ein Brief von mir an Gräfin Irma; Sie ſollten ihr auch noch ein paar gute Worte ſchreiben.“

Der Leibarzt richtete ſich gewaltſam auf und erwiderte:

„Majeſtät, Gräfin Irma wird Ihren Troſtbrief nicht leſen können.“

„Warum nicht?“

„Die Gräfin iſt ... ſchwer krank.“

„Schwer krank? Sie ſagen das ſo — Doch nicht gefährlich?“

„Leider.“

„Doctor! Ihre Stimme ... Was iſt denn? Die Gräfin iſt doch nicht ...“

„Todt“ — ſagte der Leibarzt und bedeckte ſich das Antlitz.

Eine Weile war's in dem großen Saal ſo ſtill, als ob kein Menſch darin athme, bis die Königin ausrief:

„Todt? Durch den Schmerz über den Tod des Vaters?“

Der Leibarzt nickte.

Zur Seite der Königin ſtand der Blumentiſch, den Irma gemalt. Die Königin ſchaute lange darauf und Alles um ſich her vergeſſend, rief ſie in herzerſchütterndem Ton, immer den Blick auf den Tiſch gewendet, darauf ihre Thränen niederſtrömten:

„O, wie ſchön war ſie, wie ſüß ihr Athem, wie ſtrahlend ihr Auge, ihr Blick ſo gedankenerlöſend, ſo klangvoll ihr Wort, voll Lerchenjubel ihr Geſang und ihre Hand ſo weich — und all' dieſe Schöne, all' dieſe Güte und Liebe nun dahin? Ich möchte ſie ſehen, wie ſie todt iſt! Ja, ſchön muß ſie ſein, ein Abbild des Friedens. Und geſtorben in Kummer um den Vater, ſagt Ihr? Am Herzſchlag — ſagt Ihr? Ein einzig mächtig' Gefühl, ein großes, gewaltiges, zerbrach das glühend ſchöne Herz. O, meine Schweſter — ich liebte dich wie eine Schweſter — verzeih' mir, daß je ein Schatten ... Nein, du weißt ... O, meine Schweſter! Hier die Blumen auf dem Tiſch, von deiner Hand gebannt — und du biſt verwelkt, verblüht und verweſeſt ... Und du warſt ſchön, ſchöner als alle Blumen. Ich ſehe den Blick deines Auges auf jeden Pinſelſtrich gerichtet. Ewige Blumen wollteſt du mir geben und dein Andenken iſt eine ewige Blume in meiner Seele.“

Ihre Thränen fielen auf den marmornen Blumentiſch. Ihr Hündchen kam zu ihr heran und ſie ſagte:

„Auch dich hat ſie mit Blumen umkränzt, damals, an meinem Geburtstage. Alles wollte ſie ſchmücken, Alles verſchönte ſie, darauf ihr Auge ruhte. Und du hatteſt ſie auch lieb, armer Zephyr. Menſch und Thier hatten ſie lieb! Und nun todt —“

Sie weinte lange still. Die Thränen flossen unaufhaltsam von ihrem Antlitz.

„Darf ich Trauer tragen um meine Freundin?“ fragte sie aufschauend die Oberhofmeisterin.

„Majestät, es ist nicht thunlich, daß die Königin allein in Trauer geht.“

„Gewiß, wir sind nicht allein, nie, nirgends. Alles trauert mit uns — Trauerlivree.“

Ihr Ton war bitter. Sie reichte der Oberhofmeisterin die Hand, wie um Entschuldigung bittend, dann fragte sie:

„Wann wird sie begraben? Wo? Ich möchte den schönsten Kranz auf ihr Grab legen. Ich will selbst zu ihr und auf ihr blasses Antlitz weinen. Ein so schönes Leben und so plötzlich dahin! Ist's denn möglich? Ich muß zu ihr!“

Sie starrte vor sich hin und fragte:

„Ist der König zur Jagd?“

„Ja, Majestät.“

„Auch er wird weinen, auch er war ihr hold, wie einer Schwester, ich weiß es.“

Die Königin hat viel Haltung, viel Reserve — sprach aus dem Blicke, den die Oberhofmeisterin dem Leibarzt zuwarf — ich hätte ihr nicht zugetraut, daß sie mit so viel Naturwahrheit uns wollte glauben machen, sie wisse und ahne nichts . . .

„Ich reise zu ihr!“ fuhr plötzlich die Königin auf. „Ich lasse mir's nicht nehmen, ich will sehen, ob ich das nicht darf! Ich reise zu ihr, ich stehe an ihrem Sarge, an ihrem Grabe!“

Die Oberhofmeisterin sah starr auf die Königin.

Der Leibarzt trat näher und sagte:

„Majestät, Sie können die Gräfin nicht sehen. Der Schmerz um den Tod ihres Vaters hat sinnverwirrend auf sie gewirkt —“

„Also nicht todt?“

„Es ist kein Zweifel, daß die Gräfin sich im See ertränkt.“

Die Königin schaute entsetzt auf den Leibarzt, sie wollte sprechen und konnte nicht. Der Leibarzt fuhr fort:

„Sie ist nicht ohne Abschied von uns gegangen. Sie hat einen

Brief an Eure Majeſtät hinterlaſſen, den ich übergeben ſoll. Gewiß bringt der Brief eine Verſöhnung für die ſchreckenvolle Kunde. Noch in letzter Stunde bewährte ſie ihren liebevollen Sinn —"

Die Königin ſah ſtarrend auf Gunther, ſie wollte aufſtehen und konnte nicht, ſie winkte ſprachlos mehrmals mit der Hand heftig nach dem Brief. Gunther überreichte ihn.

Die Königin las und wurde leichenfahl, eine Erſtarrung breitete ſich über ihr Antlitz, wie gelähmt ließ ſie die Hände ſinken, die Augen ſchloſſen ſich und ein Zug des bittern Sterbens zog um ihren Mund. Aus der Erſtarrung fing ſie an wie im Froſt zu zittern und endlich ſtieg glühende Röthe in ihr Geſicht. Sie fuhr auf und rief:

„Nein! Nein! Und das hätteſt du gethan? Das hätteſt du gethan, Irma? Du ..."

Sie ſank in den Stuhl zurück, bedeckte mit beiden Händen das Geſicht und rief:

„Und ſie hat mein Kind geküßt und er hat ſein Kind geküßt! O, ſie küſſen das Reinſte und wiſſen doch, wie unrein ihre Lippen. Sie ſprechen das Erhabenſte, und die Worte zerſchneiden ihnen nicht die Zunge wie ſcharfe Meſſer! O, wie ekelhaft! Wie ekelhaft! Wie beſchmutzt iſt Alles! Wie bin ich mir ſelbſt ſo ekelhaft! Und er wagte es damals, mir zu ſagen: ein Fürſt thut keine Privathandlung, ſein Thun und Laſſen iſt beiſpielgebend? Pfui! Alles iſt beſchmutzt, Alles iſt ekelhaft! Alles!"

Sie ſchaute verwirrt um. So ſchön ſie war im Schmerz um die Schweſter, die geſtorben, ſo grauenhaft war ſie jetzt in der Raſerei um die Selbſtmörderin.

Sie betrachtete ſtarren Auges Alles, was einſt auch Irma geſehen, und als ihr Blick wieder auf den Blumentiſch fiel, wendete ſie ſich zuckend ab, wie wenn Schlangen aus den Blumen hervorgeſprungen wären und wieder ſchrie ſie auf:

„O, wie ekelhaft! O, wie beſchmutzt! Alles iſt ekelhaft! Ich bitte, laßt mich allein! Darf ich nicht allein ſein?"

„Laſſen Sie mich bei Ihnen bleiben, Majeſtät," ſagte der Leibarzt, und faßte ihre Hand, die ſchlaff herabhing, wie die einer Todten.

Die Oberhofmeiſterin zog ſich zurück.

Lange ſprach die Königin kein Wort. Sie ſah ſtarr vor ſich hin, athmete nur ſchwer und zuckte zuſammen. Plötzlich ward ſie von Fieberfroſt geſchüttelt, bewußtlos ſank ſie zurück.

Der Leibarzt träufelte ihr eine Eſſenz auf Stirn und Pulſe, dann rief er die Kammerfrau, geleitete gemeinſchaftlich mit ihr die Königin in ihre Gemächer und befahl, ſie zu Bett zu bringen.

„Ich werde den Tag nicht mehr ſchauen und keines Menſchen Antlitz! Und er — und er," rief ſie. Dann ſteckte ſie ihr Spitzentuch in den Mund und zerbiß es.

So lag ſie geraume Weile, und der Arzt ſaß ſtill an ihrem Bett. Endlich athmete ſie tief, ſchlug die Augen auf und ſagte:

„Ich danke Ihnen, aber ich will ſchlafen!"

„Ja, ſchlafen Sie," ſagte der Leibarzt. Er wollte gehen. Die Königin rief:

„Nur noch ein Wort! Weiß der König...?"

„Ja, Majeſtät?"

„Und er fuhr zur Jagd?"

„Er iſt König, Majeſtät."

„Ich weiß, ich weiß — nur kein Aufſehen! Ja, ja!"

„Ich bitte, Majeſtät, denken Sie jetzt nicht, grübeln Sie jetzt über Nichts, ſuchen Sie zu ſchlafen."

„Man kann ſich den ewigen Schlaf geben, aber nicht den zeitlichen," fuhr die Königin auf.

„Bitte, Majeſtät, bitte dringend, nicht dieſe gewaltſame Aufregung! Schlafen Sie!"

„Ich will, ich will! Gute Nacht. Geben Sie mir einen Schlaftrunk, einen Tropfen Vergeſſenheit. Gift wäre beſſer. Gute Nacht."

Der Leibarzt zog ſich zurück, gab aber der Kammerfrau Leoni einen Wink, daß er im Nebenzimmer verharre.

Fünftes Capitel.

Im Jagdſchloß des Hochgebirges war es ſtill und einſam. Im großen Gemach, wo ringsum an den Wänden Hirſchgeweihe ragten

und über der Eingangsthüre ein ausgeſtopfter Bärenkopf hereinſtarrte, brannte im großen Kamine ein helles Feuer. Es war ſchon kalt hier in den Bergen. Vor dem Kamin ſaß der König und ſtarrte in das lodernde Feuer. Wie das züngelt, wie das ſich in einander ſchlingt! Er ſtand mehrmals auf und ſetzte ſich wieder.

Unter den Hirſchgeweihen waren Tafeln angebracht, die den Tag und den glücklichen Jäger bezeichneten. Eine lange Ahnenreihe hatte dieſe Siegeszeichen gemehrt. Wenn plötzlich das Knallen der Büchſen, das Blaſen der Hörner, das Bellen der Hunde durcheinander laut geworden wäre, alle die Stimmen, die bei Erlegung der Thiere erſchollen waren, der Lärm hätte nicht ſinnverwirrender ſein können, als jetzt ein Wirrwarr von Gedanken um das Haupt ſchwirrte, das der König auf die Hand ſtützte.

Er ſtand auf, las bald da bald dort eine Inſchrift. Er konnte ſich gewaltiger Ahnen rühmen: ſie waren voll gedrungener Kraft und hätten beim Waidwerk und beim Becher ſolch ein Abenteuer vergeſſen und verwunden, das dich jetzt ganz darniederwirft und dir deine Mannheit und Königswürde raubt.

Sind wir ſchwächlicher, kleinlicher und zaghafter geworden?

Der König ſetzte ſich wieder und ſtarrte in das Feuer. Er war voll Zorn gegen ſich, und doch konnte er ſeiner nicht Herr werden.

Wir ſind die alten, einfach derben, kühn über das Geſchehene ſich hinwegſetzenden Männer nicht mehr. Warum geben uns die Ahnen nur den Stolz auf ihre Kraft und nicht auch dieſe einfache Kraft dazu?

Was iſt geſchehen?

Die Untreue iſt nicht mehr zu tilgen, ſo wenig die Todte ins Leben zurückzurufen iſt.

Die Erinnerung an das ganze glückſelig berauſchte Leben erhob ſich, wie wenn es ſagen wollte: es darf nicht ſein, es kann nicht ſein.

Darf ſie mit ihrem Leben ſo das meinige zerſtören? Und ſie hat es zerſtört. Es weicht ein Tod nicht aus meinem Leben. Ich trage eine Leiche, einen Mord im Gemüth.

Er ſtreckte die Hände plötzlich nach dem Feuer, ſie waren kalt.

Das Feuer brannte heiß und erwärmte ihm die Hände nicht, und das Herz fror ihm.

Hat Bronnen Recht, da er in dem Gräßlichen nur eine Folgethat, meine That ſehen will?

Er lachte plötzlich auf, denn durch die Gedanken zuckte ihm die Vorſtellung, welch ein Chaos von Blut und Mord die ganze Welt wäre, wenn jeder derartige Fehltritt ſolche Folgethat herbeiführte. Wie viel Tauſende . . .

Aus einem ſchönen Morgen, aus einer heiter beglückten Zeit zog ihm ein Wort durch den Sinn, wie eine Melodie, die ſich plötzlich in der Erinnerung ſingt; damals — es iſt kaum mehr als ein Jahr — hatte die Königin unter der Hänge-Eſche geſagt: „Wer ein Unrecht begeht, thut es allein für ſich und thut es zum Erſtenmal auf der Welt.“

Ach, warum empfinden wir das Höchſte ſo tief und ganz und unſere Handlungen ſind doch ſo halb und ſchlimmer noch?

Vor dem in das Feuer ſtarrenden Blick verſank das Bild der Gattin, und die Freundin ſtieg auf, und mit ihr wühlte ſich die Phantaſie des Einſamen hinab und tauchte in den tiefen Grund des Sees.

Der König ſtand raſch auf, öffnete das Fenſter, athmete voll die friſche Bergluft und ſchaute hinaus in die dunkle Nacht.

Da draußen lebt die Welt in ſich verhüllt, dort iſt das Schloß mit dem reichen Leben, dort die Gattin, das Kind, und weit umher ein reiches Land, darüber du herrſcheſt. Da ſind Millionen Leben und Alle rufen dich an in ihrer Noth, und nun ſoll ein einziges dich hinabziehen?

Der König wendete ſich um. Er wollte Bronnen rufen laſſen.

Es iſt nicht wohlgethan, ſich der Einſamkeit und der böſen Geſellſchaft von Dämonen hinzugeben.

Dennoch blieb er wieder ſtehen. Aus der Nacht herauf ſtieg ein Dämon mit tauſend glänzenden klugen Augen; er hat ihn von Kindheit an geſehen, überall, und ſein Name iſt: Mißtrauen. — Wer weiß, ob dieſer Ehrenmann mit den großen Worten, den Kleinmuth und die weiche Stimmung, in der du unter dich ſelbſt herabgeſunken,

nicht klug ausnützt, um ſeine Selbſtſucht zu ſättigen? Denn ſelbſtſüchtig ſind alle Menſchen, zumal vor einem König. Er will dich beherrſchen und durch dich das ganze Land. Wer weiß, ob es Wahrheit, daß er ſie geliebt, ihr ſeine Liebe bekannt? Sie hätte dir das nicht verhehlt, hätte dir's nicht verhehlen dürfen! Er hat ſich das Märchen ſchnell erfunden um als Genoſſe zu erſcheinen. Aber ich kenne keinen Genoſſen, ich will keinen. Wenn ich nicht allein für mich Alles vollbringe, bin ich nicht König. Und bin ich nicht König, was bin ich dann? Nein, ſehr edelmüthiger und ſehr weiſer Ehrenmann —

Es widerſprach etwas in ſeinem Herzen, während er die von je her gewohnte niedere Schätzung der Menſchen auch auf Bronnen ausdehnen wollte; aber er mochte nicht darauf hören. Er richtete ſich ſtraff auf in Kraft und Würde. Da traf ein Ton aus dem Bergwald ſein Ohr. Das iſt der Hirſch. Das iſt ſein erſter Ruf, klagend und wild. Der Jäger im König erwachte; er griff nach der Seite als müſſe er die Waffe faſſen. Aber ſchneller als der Hirſch durch den Wald rennt, zog der Gedanke dahin und ein anderer kam herbei und machte das Antlitz des verſtörten Mannes lächeln. Der Hirſch da draußen ruft: die Natur kennt ſolche Untreue nicht, um derentwillen du dich jetzt abmarterſt. Das Naturgeſetz kennt die Untreue nicht, ſie iſt gewaltſame, willkürliche Menſchenſatzung. Das Naturgeſetz kennt aber auch keinen König, kein Geſchöpf, das über Geſchöpfe gleicher Gattung herrſcht. Nicht die Natur allein leitet das Menſchenleben, in ihm waltet noch ein anderes Geſetz. Mit jedem Thier wird alle Norm ſeines Lebens neu geboren, der Menſch aber iſt ein Erbe, hat eine Geſchichte. Und nun gar ein König ...

Lange ſtand der König ſtill. Er ſpürte aufs Neue ein Fröſteln; er ſchloß das Fenſter und ſetzte ſich wieder vor den Kamin, darin nur noch glühende Kohlen lagen. Es war ihm peinvoll, allein zu ſein, aber er zwang ſich dazu.

Das Feuer im Kamin kämpfte unſicher mit ſich ſelbſt und manchmal zuckte ein ſcharfgezüngeltes Flämmchen auf. Der König hielt den ſilbernen Griff der Feuerzange noch in der Hand, als die Kohlen längſt verglüht waren. Zum Erſtenmal in ſeinem Leben erkannte

der König klar eine unausfüllbare leere Stelle in ſeinem Weſen. Da iſt etwas, das immer hohl, immer ungeſättigt und unbefriedigt bleibt. Was iſt das? Jagen und Exerciren, Scherzen und Befehlen, Lieben und Herrſchen — immer iſt etwas in ihm ſo leer, ſo nichtig. Was iſt das? Dieſe ewige Unruhe, dieſes Sehnen nach etwas Anderem, das erſt kommen, erſt werden und voll befriedigen ſoll?

Er hatte eine glückliche Jugend verlebt; der freie Ton am Hofe des Vaters hatte ihn nicht berührt, er lebte in Idealen; er war auf Reiſen gegangen und plötzlich in der Ferne rief ihn die Nachricht vom Tod des Vaters heim und auf den Thron, als er kaum in die erſten Mannesjahre getreten war. Er hatte die Gattin gefunden; es war kein Werben, Alles iſt ihm gegeben, ein Thron, ein Land, eine Gattin. Andere dürfen ihr Herz prüfen, dürfen wählen. — Hold und ſchön iſt die Gattin; er liebte ſie und ſie liebte ihn unſäglich. Da trat Irma in ſeinen Kreis, und der Gatte, der Vater, der König wurde von brennender Liebe erfaßt. Und nun todt, ein jäher Selbſtmord.

Wird es nun noch möglich ſein, daß du dich einlebſt in das Gegebene, in das Geſetz?

In das Geſetz! Du haſt es widerwillig getragen, wie eine Feſſel empfunden, aber iſt nicht Hingebung an das Geſetz die einzig unzerſtörbare, die höchſte Kraft? Ja, es giebt ein ewiges Geſetz. Es iſt das Geſetz, das dich der Gattin eint und deinem Volke. Hier allein iſt ewiges Leben . . .

Wie eine Erlöſung, wie ein erſtes freies Aufathmen des Geneſenden erfaßte es den Einſamen; er konnte es noch nicht faſſen, und doch war's ihm, als müßte er laut ausrufen: Ich bin frei! Frei und Eins mit dem Geſetz!

Er ſtand raſch auf. Er wollte Bronnen rufen laſſen. Aber er hielt an ſich. Du haſt allein gerungen, du mußt es ſelbſt in dir tragen.

Er ſpürte es, als ob plötzlich jener leere Punkt, jene unausfüllbare Oede, jene drängende Ruheloſigkeit nach etwas Anderem, hinüber über jeden gegenwärtigen Moment, ſich in ihm voll erfüllte. Er legte die Hand auf das laut pochende Herz.

Er klingelte und ließ Bronnen ſagen, er möge ſich zur Ruhe be-

geben, ſchickte den Kammerlakaien fort, der ihn ſonſt immer entkleidete und begab ſich allein zur Ruhe. —

Bronnen hatte von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde gewartet, daß der König ihn zu ſich rufen ließe. Er ſann hin und her.

Wäre es möglich, daß der Tod Irmas mehr als eine bloß vorübergehende Wirkung übte, und der König endlich ſich und das Geſetz des Lebens in Frieden faſſen lernte? Welch ein Zeugniß ſeines Vertrauens will der König ihm noch geben? Was mag das ſein?

Als nun Stunde auf Stunde verging und keine Botſchaft vom König kam, konnte Bronnen einer Bitterkeit ſich nicht erwehren. Wer weiß, ob der König gar noch ſeiner gedenkt? Er hatte eine Weile ein Klage-Duett mit ihm geſprochen, nun iſt's vorbei, die Nummer iſt abgeſpielt, wie auf einem Concert-Programm, es kommt eine neue.

Ein Wort, das der alte Eberhard zu ihm geſprochen, ſtieg in der Seele Bronnens auf: Wenn ihr nicht da ſeid, nicht vor Augen ſteht — hatte der Alte geſagt — ſeid ihr für die höchſten Herrſchaften doch weiter nichts als Bediente, die draußen im Vorſaal und auf der Treppe mit warmen Mänteln warten. Man ſpielt, man tanzt, man lacht und ſcherzt; wer wird daran denken, daß denen draußen die Kniee brechen und der Schlaf ſie übermannt? Aber da ſein müßt ihr, und ja nicht murren . . .

Etwas von dem tiefen Ingrimm Eberhards kam über Bronnen. Er iſt ein vergeſſener Diener im Vorſaal.

Als nun ſpät in der Nacht der König durch den Kammerdiener ihm ſagen ließ, er möge ſich zur Ruhe begeben, nickte er; in ihm aber ſprach's: So hat er doch noch deiner gedacht. Ich danke. Freilich, eines Laſtergenoſſen ſchämen ſie ſich weit weniger . . .

Sechstes Capitel.

Die Berge waren noch in Morgennebel gehüllt, als der König den Oberſt Bronnen zu ſich entbieten ließ.

Dieſer trat ein und ſtand in ehrerbietiger Haltung. Der König ging ihm entgegen und ſagte:

„Guten Morgen, lieber Bronnen!“ ſeine Stimme war heiſer, er ſah bleich und übernächtig aus. Er nahm ein Blatt vom Tiſch und ſagte:

„Hier das Zeugniß, das ich Ihnen verſprochen. Leſen Sie.“

Bronnen las und blickte dann verwundert auf den König.

„Sie kennen die Handſchrift?“ fragte der König.

„Die Handſchrift nicht, aber die großen Geiſteszüge, glaube ich —“

„Allerdings — es ſind die letzten Worte, die die verlorne Freundin für mich zurückgelaſſen.“

Bronnen legte mit einer gewiſſen Feierlichkeit das Blatt wieder auf den Tiſch vor den König. Er wagte nicht, ein Wort zu ſagen.

„Setzen Sie ſich, ich ſehe Ihnen die Erſchütterung an.“

„Gewiß, Majeſtät — und über Alles hinüber ſpricht mir aus dieſen Worten eine Beſtätigung meiner Ahnung.“

„Ihrer Ahnung?“

„In mir iſt eine Ahnung, die mir ſagt: Gräfin Irma iſt nicht todt.“

„Nicht todt? Und warum?“

„Ich weiß das nicht zu ſagen, aber die Zeichen, die man im See und am Ufer gefunden, beſtätigen eher meine Ahnung — dieſe Zeichen ſind zu combinirt.“

„Sie haben die Freundin geliebt, ich glaube es —“ ſagte der König. „Aber Sie haben ſie doch nicht voll erkannt. Einer Täuſchung war Gräfin Irma nicht fähig. Und habe ich Ihnen nicht erzählt, daß Schiffer eine Frauenleiche im See ſchwimmen ſahen!“

„Wer weiß, was die Schiffer geſehen! Noch iſt nichts gefunden.“

„Worauf ſtützen Sie aber Ihre Ahnung?“

„Ich kann mir's als eine dieſes großen Weibes würdige That denken, daß ſie ſich in ein Kloſter, in die Verborgenheit zurückgezogen, um Eure Majeſtät frei und in der Freiheit treu zu machen.“

„Frei und treu,“ wiederholte der König halblaut. „Sie ſprechen da Worte aus, die ſich nicht vereinbaren wollen und ſich doch einen müſſen. Bronnen, Sie wollen mir einen neuen Lebensweg zeigen und mir die Leiche aus dem Weg räumen; ich ſoll unbeſchwert dahingehen. Aber ich bin ſtark genug, die volle Wahrheit zu erkennen und jede beſchwichtigende Täuſchung abzulehnen.“

„Majeſtät, was ich ſprach, ſprach ich in voller, rückſichtsloſer Wahrhaftigkeit.“

Der König nickte und Bronnen fuhr fort:

„Wie es aber auch ſei, dieſe Zeilen ſind der Aushauch einer großen Seele und um dieſe Gedanken verwirklicht zu wiſſen, iſt es wohl werth, zu ſterben. Jetzt, Majeſtät, muß ſich die Schwere von Ihrer Seele heben. Die Freundin hat Ihnen nicht eine Laſt auferlegt mit ihrem Tode oder mit ihrem Verſchwinden, ſie hat Sie befreit und iſt dahingegangen für das Vaterland und die Verwirklichung der höchſten Geſetze.“

„Frei und treu,“ wiederholte der König nochmals leiſe. „Ich möchte von heute an meinen Wappenſpruch ändern und dieſe Worte darauf ſetzen. Aber ich will zeigen — Ihnen allein bekenne ich's — ich will zeigen, daß ſie in mir ſind. Ja, mein Freund, ich habe in dieſer Nacht wie oft dieſe Worte geleſen. Geſtern im erſten Anruf faßte ich ſie nicht; jetzt verſtehe ich ſie. So lange wir Beide noch leben, wollen wir dieſen Tag feiern, ſtill für uns. Sie haben geſtern ein Wort geſagt, das mich erſchreckte, ja verletzte.“

„Majeſtät!“

„Beruhigen Sie ſich. Sie ſehen, wir ſind Freunde. Ich verſpreche Ihnen, keine Verſtimmung mehr über Nacht dauern zu laſſen.“

„Welches Wort?“

„Conſtitutioneller König hieß es. Und als ich heute Nacht dieſe Zeilen wieder und wieder las, ſprang mir das Wort immer zwiſchen den Zeilen umher. Kann man ſouverain ſein und von einem Geſetz gebunden? Sehen Sie, Bronnen, wenn ich jetzt vor den ewigen Geiſt treten müßte, ich könnte nicht mehr meine Seele öffnen. Dies Ihr Wort und die Anrufung der Freundin haben mich geweckt. Kann ich ein Souverain ſein, ein voller ganzer Menſch und König, und dabei doch gebunden? Und jetzt verſtand ich's. Sie ſagt: „Sei Eins mit dem Geſetz, Eins mit Deiner Gattin und Deinem Volke.“ Iſt in der Ehe noch freie Liebe? Im Verfaſſungsſtaat noch ein freier König? Hier liegt's. Ich habe überwunden. Die Treue iſt die ſelbſterweckte Liebe. Was eine Thatſache des unbewußten Gefühls und Naturdranges war, das über alle Verſtimmung feſtzuhalten, neu zu beleben,

sich Eins damit fühlen — ich habe das Leben, die Krone, die Gattin, Alles bekommen, geerbt — heute in der Nacht habe ich's errungen. Sie können nicht ahnen, mit welchen Geistern ich gekämpft habe. Ich habe gesiegt. „Frei und treu" ist mein innerer Wahlspruch."

Bronnen eilte erschüttert auf den König zu.

„Ich habe nie in meinem Leben vor einem Menschen gekniet," rief er, „jetzt möchte ich —"

„Nein, nicht so, mein Freund!" rief der König. „An mein Herz! Wir wollen, uns aneinander haltend, schaffen und wirken. Es soll nicht sein, daß es bloß ein Märchenideal ist, wie ein König frei wirkt und Freundschaft hegt — ich will es bewähren. Ich stand gestern vor Ihnen wie ein Beichtender. Es thut mir wohl, das letzte zu sagen. Kein Mensch — das habe ich erkennen gelernt — ist würdig zu wirken für das Höchste und Reinste, dessen Hand und Herz nicht rein ist. Es giebt keine Größe, die nicht auf wahrer Sittlichkeit steht. Ich spreche damit das Urtheil über meine Vergangenheit. Ich schäme mich nicht, was ich mir sagte, hier laut zu bekennen. Und jetzt wollen wir als Männer überlegen, was zu thun."

Ein Strahl des reinsten Glückes verklärte das Angesicht Bronnens und endlich sagte er:

„Es steht ein Geist zwischen uns, ein verklärter —"

„Ihr Andenken soll in Ehren stehen."

„Ich meine nicht sie," sagte Bronnen. „Als ich den Grafen Eberhard sprach, sagte er: Die Ehre verpflichtet zur Sittlichkeit, der Ruhm noch mehr, die Macht am höchsten."

Der König und Bronnen besprachen noch vielerlei mit einander. Vor dem Freunde konnte der König seine Umkehr fest und einfach bezeigen, vor der Welt, vor dem Hof und dem Land mußte diese allmälig und still übergeleitet werden. Ein König darf nicht öffentlich bereuen.

Bronnen war im Stillen ernannter Ministerpräsident.

Man blieb noch auf dem Jagdschloß. Man ging zur Jagd. Es sollte sich erst Vieles am Hofe beruhigen, ehe man dahin zurückkehrte.

Siebentes Capitel.

„Und Seine Majeſtät der König läßt Ihnen mit innigem Beileid ſagen, wenn Sie zur Ordnung der Familienangelegenheiten, zu Nachforſchungen und Ermittlungen am See oder zu einer weiteren Reiſe für Ihre Zerſtreuung Urlaub wünſchen, ſoll dieſer Ihnen nachgeſchickt werden auf unbeſtimmte Zeit.“

Das waren die letzten Worte, mit denen der Oberhofmarſchall in der Reſidenz dem Flügeladjutanten Bruno Graf von Wildenort die Nachricht vom Tod ſeiner Schweſter mitgetheilt hatte. Er drückte ihm die Hand, küßte ihn rechts und links auf die Wangen und verließ ihn.

Draußen fächelte ſich der Oberhofmarſchall mit dem Taſchentuche Kühlung zu. Er hatte ſich bei der ſchweren Aufgabe, die ihm geworden, doch echauffirt, aber das muß er ſagen: Bruno hat die entſetzliche Kunde mit ſehr viel Haltung aufgenommen.

Bruno hatte, ſo lange der Oberhofmarſchall da war, in der Ecke des Sophas geſeſſen und das Angeſicht mit dem Taſchentuch verhüllend, Alles geduldig und ruhig angehört, als wäre es eine Kunde von einem fernen, fremden, ihn gar nicht berührenden Ereigniß.

Jetzt war Bruno allein. Er ſaß lange ſtumm und ſpielte, ohne es zu wiſſen, mit einem duftigen Briefchen, das er vorher erhalten.

Plötzlich raſ'te er auf, faßte einen Stuhl und zerknickte ihn — das Krachen that ihm wohl; dann, wie von einem Dämon gefaßt, warf er ſich auf den Boden und raſ'te und zuckte und ſchlug mit Händen und Füßen um ſich und ſchrie entſetzlich.

Der Diener kam herein und fand ſeinen Herrn am Boden; er richtete ihn auf.

„Ich bin krank,“ rief er, „ich bin krank! Nein, ich bin nicht krank, ich will nicht! Geh ſofort zum Kammerherrn v. Roß oder zum Intendanten v. Schöning, es ſoll einer der Herren ſogleich zu mir kommen. Wenn meine Frau nach mir fragt, ſo ſage, ich ſei ausgegangen mit dem Hofmarſchall.“

Der Diener ging und Bruno ſtand am Fenſter und ſchaute hinaus ins Tageslicht; der Nebel verzog ſich und hell glänzte der Park. Der Gärtner ſtellte welke Blumentöpfe weg und erſetzte ſie durch

blühende; das mausfarbene Windſpiel, der Liebling Arabellas, ſaß auf dem Kiesweg, kratzte ſich mit der Hinterpfote den ſchlanken Kopf, ſchaute nach ſeinem Herrn auf und zum Zeichen ſeiner Freude ſprang es luſtig um das Rondell.

Bruno ſah das Alles und dachte doch ganz Anderes.

„Ha ha," lachte er, „ich habe nie geglaubt, daß dieſe Welt etwas anderes ſei, als ein Poſſenſpiel, eitel Poſſenſpiel. Ein Narr iſt, wer ſich eine Stunde vergrämt. Ich will nicht. Nun bin ich ganz frei," rief er, ſich erhebend, „ganz frei! Jetzt iſt Niemand mehr auf der Welt, auf den ich Rückſicht zu nehmen habe. Welt, ich bin frei, allein! Nun gieb her, was du noch haſt von Genüſſen, ſiebzig Jahre lang — du kannſt mir kein Leid anthun! Ich trete Alles unter die Füße!"

Er horchte hinaus — es kam Niemand.

Bruno hatte immer in Geſellſchaft gelebt, aber nie in Geſellſchaft ſeiner Gedanken. Jetzt, in der Einſamkeit und Trauer, kamen ſie zu ihm — verwahrloſte Geſellen mit gierigem Blick und luſtigem Augenzwinkern — und riefen: Laß Alles! Komm mit! Luſtig ſein! Was hilft Dein Grämen? Du wirſt vor der Zeit alt!

Er ſtand vor dem Spiegel und ſie riefen: Sieh' in den Spiegel, welch entſetzliche Mienen du haſt!

Er konnte die Geſellen nicht abhalten, ſie ſpielten luſtige Tänze auf, ſie klimperten mit dem Gold und riefen va banque! Sie klirrten mit den Gläſern und zeigten ihm verführeriſche Geſtalten, er hörte unzüchtiges Lachen; ſie waren überall in der ganzen Stube, und faßten ihn und wollten mit ihm herumtanzen — er aber ſtand und ballte die Fäuſte und konnte nicht mit und ſie riefen wieder: Wir kennen dich, du ſchämſt dich nur, biſt ein blöder Knabe, fragſt, was die Welt denkt. Du haſt keinen Muth! Friſch auf! Laß ſie ſpötteln und ſei luſtig! Haſt du dir einen Tag vergrämt, es giebt dir ihn Niemand zurück. Pfui über den Mitleidsbettel! Geh' umher, ſag': Ich bin ein armer Menſch, mein Vater iſt todt, meine Schweſter hat ſich ertränkt; laß dir ein Lied machen und eine Tafel dazu malen und zieh' umher auf den Märkten und laß dir Pfennige ſchenken! Pfui, pfui! Du haſt nur eine Wahl: die Welt verachten oder dich bemitleiden laſſen — was iſt dir lieber? Wie viel tauſendmal haſt du

geſagt: ich verachte die Welt — und jetzt biſt du feig? Du ſitzeſt da und möchteſt doch gern hinaus — wer hält dir die Thür zu? Wer hat deinen Pferden die Füße zuſammengebunden? Du, du allein. Ach, die lieben Freunde, die herzigen Menſchen, die mitfühlenden Seelen — ſchau', ſie werden kommen, Einer nach dem Andern, und ſagen: Sei ſtark, ſei ein Mann, überwinde es! Und was thun ſie, die guten Seelen? Sie haben dir ein Wort-Almoſen gegeben und dann gehen ſie ihren Luſtbarkeiten nach und laſſen dich einſam. Mit dir ſpielen, tanzen, zechen — da halten ſie aus, da ſind ſie treue Genoſſen, aber jetzt? Keine Feſtlichkeit wird abbeſtellt um deinetwillen, nichts, gar nichts. Willſt du die Welt genießen, mußt du die Menſchen verachten. Sie ſagen dir nur: Sei Mann — du aber ſei es!

Bis zum Wahnſinn verfolgten dieſe Gedanken Bruno und die nächſten Tage ſtanden vor ihm wie ein gähnender unermeßlicher Abgrund ... Alles leer, nichtig, hohl, freudlos, verzehrende Einſamkeit.

Endlich erlöſte ihn die Meldung, daß der Intendant da ſei.

Die Beiden waren ſonſt nicht die beſten Freunde, aber jetzt umarmte Bruno den Intendanten, als wäre er ſein einziger Freund auf der Welt, und er lag an ſeinem Halſe und ſchluchzte und bat, er ſolle ihn ja nicht verlaſſen und nicht dem Alleinſein preisgeben. Er raſ'te und wüthete, läſterte und ſpottete durcheinander, daß ihm, gerade ihm, das Jammervolle widerfahren müſſe. „O, dieſe Wochen, dieſe Monate, dieſe entſetzlichen Zeiten, die mir nun bevorſtehen!" rief er heftig.

„Die Zeit heilt Alles!" tröſtete ihn der Intendant.

„Dieſe Zeit, Wochen, Monate Trauer!" rief Bruno wieder.

Der Intendant ſtutzte. Er hatte einen Blick in dieſen Menſchen gethan: Daß eine lange Zeit kommen ſoll, wo er ſtets Trauermiene haben muß — das war das Harte.

In eine ungünſtigere Zeit hätte dieſe Trauer aber auch nicht fallen können.

Bruno war bei dem Wettrennen, das in den nächſten Tagen beginnt, mit zweien ſeiner beſten Renner engagirt; die Zuleika hatte er im Trabrennen ſelbſt reiten wollen, und für das große Hurdlerennen hatte er ſeinen Jockey Fitz, er hieß eigentlich Fritz, aber Fitz iſt beſſer,

vortrefflich eingeübt und seit Wochen leicht gemacht. Fitz war der Sohn des Lakaien Baum, ein durchtriebener Schelm, auf den der Vater stolz war; denn seine Zukunft war gesichert, es war keine Frage, wenn Fitz seine gesunden Glieder behält, wird er erster Bereiter im Marstall, er sitzt auf dem Pferd wie eine Katze und ist gar nicht abzuwerfen.

Das Wetter läßt sich prächtig an, angenehm bedeckter Himmel, heut Nacht hat es ein wenig geregnet, das macht die Bahn bequem, Fitz in seiner grün-weißen Livree wird gewiß den ersten Preis gewinnen. Auf diese Livree bildete sich Bruno nicht wenig ein: er hatte Fitz halbirt, wie durchgeschnitten von der Mütze bis zum Stiefel, rechts grasgrün und links schneeweiß kleiden lassen. Nur schade, daß die Natur bloß sieben Farben hat, die Variation, die man anbringen kann, ist gar zu beschränkt; aber mit Consequenz kann man viel machen, und Bruno lächelte unter dem vorgehaltenen Tuch, als er an den einen grünen Stiefel und an den anderen weißen dachte.

„Ich werde natürlich nicht selbst mitreiten," sagte er zum Intendanten. „Halten Sie es für schicklich, daß ich meinen Jockey reiten lasse? Nicht wahr, das darf ich?" setzte er schnell hinzu, als fürchte er eine verneinende Antwort. „Man würde es mir als Geiz auslegen — ich habe hohe Wetten eingegangen. Ich werde meinen Fitz reiten lassen; ja, das muß ich, das darf ich!"

Kaum hatte er dies gesprochen, als Fitz in die Stube trat. Bruno hieß ihn barsch fortgehen. Er war entschlossen, zu thun, als ob er das Wettrennen ganz vergessen habe. Das zeigt weit mehr seinen Schmerz, als wenn er sein Engagement zurückzieht. Er wird sich strafen lassen wegen Nichterscheinens. Daran wird die Welt erkennen, wie tief und Alles vergessend seine Trauer.

Achtes Capitel.

Der Intendant saß auf dem Sopha neben Bruno und hielt dessen Hand; sie fieberte.

Nun, da er den Schlüſſel für Charakter und Stimmung Brunos gefunden, verſtand er, was es hieß, als der Trauernde ausrief:

„Ich weiß, wie's in der Welt iſt. Heute und morgen Jagd in Wolfswinkel, übermorgen Wettrennen. Ich wundere mich nur, daß ich nicht Alles in einer Stunde vergeſſen habe. Die Excellenz v. Schnabelsdorf geiſtreichiſirt jetzt mit der ſchönen Geſandtin von N., dann zieht die Wachtparade auf, heute Abend wird Bank gelegt beim Prinzen Arnold — o, die ganze Welt lebt fort im alten Geleiſe. Wenn ich nur die Welt vergeſſen könnte! Die Welt vergißt mich — wer denkt des einſamen Trauernden? O, verzeihen Sie, inniggeliebter, einziger Freund auf der Welt! Sie bleiben bei mir, verlaſſen mich nicht, nie. Ich bin die Beute des Wahnſinns, laſſen Sie mich nicht allein."

Der Intendant hatte aufrichtiges Mitleid mit dem armen Menſchen. Er war zu Tiſch geladen beim Oberſtallmeiſter und wollte ſich nur einen Augenblick entfernen, um ſich perſönlich zu entſchuldigen; aber Bruno ließ ihn nicht fort, er mußte ſeine Entſchuldigung ſchreiben.

„Ja wol, ich will bei Ihnen bleiben," tröſtete der Intendant. „Ein Freund, der in der Trauer bei uns, iſt wie ein Licht in der Nacht, es zwingt uns doch oder giebt uns wenigſtens Gelegenheit, die Gegenſtände um uns her zu ſehen, zu wiſſen, daß noch eine Welt da iſt und wir uns nicht ganz in die Nacht der Einſamkeit vergraben."

„O, Sie verſtehen. Sagen Sie, was ich thun, was ich beginnen ſoll; ich weiß gar nichts mehr, ich bin wie ein verirrtes Kind Nachts im Walde."

„Ja, das ſind Sie."

Bruno ſchaute haſtig auf; daß der Intendant ſo ganz das anerkannte, ſchien ihm doch nicht recht.

„Ich bin nur jetzt ſo ſchwach," ſagte er. „Bedenken Sie, was die letzten Tage mir brachten!"

Es lag eine ſeltſame Miſchung von Milde und Herbheit in ſeinem Ton.

„Darf ich rauchen?" fragte er wieder.

„Gewiß, thun Sie das; thun Sie Alles, was Ihnen gut iſt."

„Ach nein, es iſt mir nichts gut. Aber ich möchte doch rauchen."

Er zündete ſich eine Cigarre an . . .

Die Welt hat ihn doch nicht ganz vergeſſen, wie er gezürnt. Es wurde ein Beſuch gemeldet. Er that ſchnell die Cigarre weg — die fremde Welt darf nicht ſehen, daß er raucht, ſie ſoll nicht glauben, daß er gefühllos ſei, nicht trauert um Vater und Schweſter.

Es kamen viele Beſuche, und Bruno mußte immer wieder ſeinen Schmerz kundgeben und ſich bemitleiden laſſen. Er ſah jetzt, wie die Welle des Gerüchtes vom Tod Irmas hinausgefluthet war in die Stadt, von der Höhe des Schloſſes in die Niederung. Menſchen, denen er ſonſt gar nicht freundſchaftlich nahe ſtand, beſuchten ihn jetzt; ſogar entſchieden Mißwollende kamen und er mußte Alle freundlich empfangen, Allen danken und ihre innige Theilnahme erkennen, während er doch in manchem Auge Schadenfreude zu leſen glaubte; aber er durfte ſie nicht geſehen haben; ſeine Mienen blieben wehmüthig, nur manchmal zuckte es fremd darin.

Auch ſeine Luſtgeſellen beſuchten ihn, und es war höchſt ſeltſam, wie die jungen Cavaliere ſo ernſte Mienen machten; mancher Blick ſtreifte dabei den großen Spiegel — die ernſte Miene ſtand ihnen recht gut. Faſt komiſch erſchien es ihnen, daß derjenige, der immer ſo luſtig war und die beſten und unzweideutigſten Witze machen konnte, jetzt ſo ernſt dreinſchaute. Sie ſetzten ſich, ſie ſaßen rittlings auf den Stühlen und hatten die Arme auf die Lehne gelegt, ſie ſteckten ſich Cigarren an, und es wurde viel vom „Papa" geſprochen.

„Mein Papa iſt ſchon ſeit zwei Jahren todt."

„Mein Papa iſt krank."

„Mein Papa will ſich penſioniren laſſen."

„Wie alt iſt Dein ſeliger Papa geworden?" wurde Bruno gefragt. Er wußte es nicht, er ſagte auf gut Glück:

„Dreiundſechzig Jahr."

Auch vom Wettrennen wurde geſprochen, zuerſt nur behutſam und leiſe, dann aber lärmend. Man ſprach von dem großen Verluſt des Baron Wolfsbuchen.

„Was iſt ihm geſchehen?"

„Er hat der Fatime, der prachtvollen ſchwarzen Stute, als ſie nicht pariren wollte, mit dem Säbel aufs Maul geſchlagen; er hatte vergeſſen, daß der Säbel geſchliffen war."

Man ſprach von dem Verluſt ſeiner Einſätze und an dem Pferde, von einem Tadel über Rohheit war keine Rede.

Endlich gingen die Kameraden davon; draußen vor der Thür reckten ſie ſich — Puh! So iſt auch dies abgemacht! Solch eine Condolenz-Viſite iſt ein Stück Leichenparade, und die Worte ſind wie gedämpfte Trommeln. Noch auf der teppichbelegten Treppe begann man leiſe zu mediſiren: Bruno hatte ſeiner Schwiegermutter verboten, nach der Stadt zu kommen, da die Majeſtäten die Gnade haben wollten, bei dem jungen Sprößling Gevatter zu ſtehen. Da man einmal beiſammen war, ſo war es natürlich, gemeinſam ein gutes Frühſtück einzunehmen und etwas Sekt zu trinken. Es ging bald laut her beim franzöſiſchen Reſtaurant und dabei wurde auch von Bruno geſprochen.

„Der wird jetzt fabelhaft reich, er hat nun ein doppeltes Erbtheil.“

„Wenn er das vor einem Jahr gewußt, wer weiß, ob er die Steigeneck geheirathet hätte; ſeine Schulden waren wol noch hinzuhalten.“

„Er erbt auch die Schmuckſachen ſeiner Schweſter, die ſind enorm werthvoll.“

Wie wenn er zwei Menſchen wäre, einer hier und einer dort, ſo konnte Bruno den Kameraden folgen, als ſie ihn verlaſſen hatten; er ahnte, was ſie ſprechen, und einmal ſchaute er ſich plötzlich um, als hätte er lachen gehört; es war aber nichts, der Papagei ſeiner Schweſter, den er in ſein Vorzimmer bringen laſſen, hatte einen ſeltſamen Ton ausgeſtoßen; er ließ ihn wieder in die Zimmer Irmas zurückbringen, da er nicht wiſſe, ob er ihr zu eigen gehöre, und das ewige „Pfüt di Gott“ war ihm auch zuwider.

Er ging lange in der Stube umher, den Daumen in den zugeknöpften Rock geſteckt, und ſpielte mit den vier Fingern eine unhörbare luſtige Melodie auf der Bruſt. Tief innerlich ärgerte er ſich über jeden Beileidsbeſuch; das iſt ſo peinlich, man muß eine traurige Miene machen, muß Troſt annehmen, Dank für Theilnahme ausſprechen, und Alles iſt nur Lüge, höchſtens Convenienz — man iſt ja ſchuldig, einem Betroffenen Theilnahme zu bezeigen. Vielleicht bedauern es die Menſchen, daß man nicht auch da, wie beim Leichen-

begängniß, ſeinen leeren Wagen ſchicken kann — es iſt ja genug, um anzuzeigen, daß die Trauer eine große, allgemeine, der Leichenzug ein ſtattlicher war. — Das Alles empfand Bruno jetzt im grimmigen Mißmuth. Da gehen ſie dann hin, die ſchönen Männer die alten und die jungen, in Uniform und im Bürgerkleid, und zwirbeln unterwegs den Schnurrbart und ſtreicheln ſich das Kinn im Wohlgefühl: Du haſt etwas Gutes gethan, biſt ein exacter, gefühlvoller Menſch — und daheim erzählen ſie der Frau und den Töchtern: der Flügel-Adjutant iſt ſo und ſo — und dann eſſen ſie und trinken und fahren ſpazieren, und auf der Anhöhe ſagen ſie: Gottlob, man muß zufrieden ſein, wenn Alles in Ordnung und man kein Unglück in ſeiner Familie erlebt. Aus fremdem Unglück bauen ſie ſich eine Stufe, von der ſie ihr eigenes Wohlbehagen überſchauen können. — Brunos ſpielende Finger gingen immer raſcher auf der Bruſt. — Sterben, Trauer haben; krank ſein — das iſt etwas für gemeine Menſchen, nicht für vornehme! Die Welt iſt erbärmlich eingerichtet, daß es dafür kein Präſervativ giebt, daß man es nicht abkaufen kann.

Auch die Excellenz v. Schnabelsdorf kam. Bruno war ihm im tiefſten Herzen feind, denn von dieſem Allwiſſer ſtammte das Witzwort, mit dem man die alte Tänzerin, Baronin Steigeneck, als „Fräulein Schwiegermutter“ bezeichnete. Bruno mußte aber doch thun, als ob er es nicht wiſſe; er mußte jetzt freundlich und dankbar die Hand der Excellenz faſſen, er mußte den Kuß dulden von dem Munde, der ſeiner Familie einen Schmachtitel angehängt; denn Schnabelsdorf ſteht jetzt am höchſten in der Hofgunſt, Bruno kann ſeine Freundſchaft nicht miſſen, jetzt doppelt nicht, weil ihm ſeine Hauptſtütze, die Schweſter, genommen.

So ärgerte ſich Bruno über jeden Beileidsbeſuch, der kam, und doch auch über jeden, der nicht kam. Die Welt war ſo rückſichtsvoll, immer nur von dem Unglück, von dem plötzlichen unverſehenen Tod Irmas zu ſprechen, wie ſie vom Pferde geſchleudert worden und in den See geſtürzt ſei. Ja der Vice-Oberſtallmeiſter behauptet ſteif und feſt, daß der Pluto nie correct zugeritten geweſen ſei. Bruno ſelbſt that, als ob er wirklich glaube, daß Irma nur verunglückt.

Für ſich allein aber fühlte er eine eigene Wolluſt darin, ſich die

Scene des Selbſtmordes ganz genau auszudenken, und wie drunten tief im See Irma an ihren langen Haaren von den Felſenklippen feſtgehalten wird — er konnte ſeine Phantaſie gar nicht zurückwenden von den Schauerbildern und mußte zuletzt das Fenſter aufreißen, um Gegenſtände draußen zu ſehen.

Bruno wollte nichts genießen; der Intendant brachte es nur dadurch zu wege, daß Bruno Speiſe annahm, indem er für ſich ſelbſt Eſſen kommen ließ. Bruno mußte ſich zu ihm ſetzen. Bei jedem Biſſen und jedem Trunk aber ſagte er: „Ich kann nicht.“ Zuletzt befahl er doch Champagner.

„Ich muß meine Locomotive heizen,“ knirſchte er, die Flaſche in den Eiskübel ſtampfend — „ich habe ſo wenig Genuß davon, wie die Locomotive von den Kohlen.“

Er ſtürzte haſtig den Wein hinab und aß mit der traurigſten Miene, als ob er jede Minute weinen müſſe.

Er ließ mehr Champagner bringen.

„Sehen Sie,“ rief er, zum Fenſter hinausſchauend, ſeine Augen waren roth, „da reitet der Kaufmann Kreuter den Fuchswallach des Grafen Klettenheim. Es muß in der vergangenen Nacht ſcharf geſpielt worden ſein, da der Graf ſeinen Fuchswallach hergab, er iſt ja ſein Stolz, ſeine Manneswürde, was iſt Klettenheim ohne ſeinen Fuchswallach? Eine Null, Doppel-Zero! Ach, lieber Freund, entſchuldigen Sie — ich rede im Fieber, ich bin krank. Aber ich will nicht krank ſein! Ich will nichts mehr reden! Reden Sie nur, was Sie wollen.“

Der Intendant wußte nichts vorzubringen; ihm war ſo bang, als wäre er mit einem Wahnſinnigen in einem Kerker eingeſperrt.

„Ich will den Lakaien Baum ſprechen!“ rief Bruno plötzlich. Der Intendant mußte ein Telegramm nach dem Sommerſchloß abſenden, daß man den Lakaien Baum zum Flügeladjutanten hereinſchicke.

Bruno ließ die Vorhänge herab, ließ Licht bringen, friſche Flaſchen aufſetzen und gab Befehl, daß Niemand vorgelaſſen werde.

Der Intendant war in Verzweiflung, aber Bruno rief:

„Freund! Alles auf der Welt iſt Selbſtmord, nur mit dem Unterſchied, daß man nachher noch einmal leben kann. Die Stunde, die man tödtet, die iſt richtig gelebt!“

Der Intendant fürchtete einen Ausbruch des Wahnwitzes, aber Bruno war kein Cavalier, der nur ſo viel Geiſt hat, als der eben genoſſene Champagner hergiebt und höchſtens noch, um ein galantes Billet zu ſchreiben und eine witzige Unanſtändigkeit zu formuliren. Bruno hätte den ausgelacht, der ihm ein Syſtem zumuthen wollte und doch behauptete er jetzt, ein ſolches zu haben, und rief, indem er ſich neu einſchänkte: „Ja, Freund, es giebt nur zwei Gattungen Menſchen auf der Welt.“

„Männer und Frauen?“ ſagte der Intendant — er glaubte in den Ton eingehen zu müſſen, um ihn überzuleiten.

„Pah!“ fiel Bruno ein. „Wer ſpricht davon? Höre, Freund, höre, die zwei Gattungen heißen: Genießende und Märtyrer. Wer für die ſogenannten Ideen lebt — gut, ſchön, erhaben! Der ideale Menſch möge ſich aber auch hinſchlachten, verbrennen laſſen, iſt ſeine Schuldigkeit — er lebt für ſich kurz und wenig, aber dafür viel und ewig im Andenken der Menſchen. Die Rechnung ſtimmt. Nicht ſo?“

Der Intendant mußte beiſtimmen, was ſollte er machen?

„Und die zweite Gattung,“ fuhr Bruno fort, „das ſind wir, die Genießenden. Das Beſte auf der Welt iſt der folgenloſe Genuß. Wenn ich geraucht, Muſik gemacht oder gehört habe, kann ich Alles thun, es ſtört mich nichts. Alle andern Genüſſe haben leider Folgen — Folgen. — Man ſollte keine Familie haben! Keine Familie — nur keine Familie — —“

Plötzlich fing Bruno an, laut zu weinen. Der Intendant wußte ſich nicht zu helfen. Er ſchalt ſich, daß er Bruno nicht mehr vom Trinken und vom Sprechen zurückgehalten habe. Bruno legte den Kopf zurück, und der Intendant hüllte ſchnell ein Stück Eis vom Tiſche in ein Tuch und legte es ihm auf.

„Ich danke!“ ſagte Bruno und ſchloß die Augen. „Ich danke!“

Bald ſchlief er.

Der Diener trat ein. Bruno erwachte. Der Intendant öffnete die Vorhänge und die Fenſter; es war noch hoher Mittag.

Es kam die Nachricht, daß der Lakai Baum bereits mit dem Hofarzt Sixtus verreiſt ſei.

„So reisen wir allein!“ rief Bruno, der wieder alle Fassung gewonnen hatte.

„Wohin?“

„Sehen Sie, das macht der Gram, ich meine, ich habe Ihnen Alles schon gesagt: wir müssen nach dem See, um die Spuren der Unglücklichen aufzusuchen. Habe ich Ihnen das in der That noch nicht gesagt?“

„Nein — aber ich stehe zu Ihrer Disposition. Ich werde mir Urlaub erbitten und auch für Sie.“

„Ist nicht nöthig. Seine Majestät haben mir ihn bereits anbieten lassen, Seine Majestät sind sehr gnädig, sehr. Du glaubst, daß wir dienen, weil wir dich lieben und dir unterthänig sind? Haha! Wir dienen dir nur, weil wir in Gemeinschaft an deinem Hofe besser genießen können, mannigfaltiger. Du bist unser Gastwirth und du naschest selbst gern hinterm Schänktisch. — Bitte, lieber Freund, was habe ich gesagt? Sie haben nichts gehört — nicht wahr? Es war Wahnwitz, ich werde wahnsinnig! Ich muß hinaus! Reisen wir noch heute ab!“

Der Intendant willfahrte. Nur mußte er noch einige nothwendige Anordnungen für seine Abwesenheit treffen; er entfernte sich auf eine Stunde.

Bruno ließ packen und befahl, daß sofort zwei Reitpferde nach dem See vorausgehen.

Neuntes Capitel.

Bruno stand, von allerlei Gepäck umgeben, im Zimmer, da meldete ein Diener die gnädige Frau Schwiegermutter.

„Die jetzt? und trotz des Verbots?“ fuhr es ihm durch den Sinn. „Ist willkommen!“ erwiderte er dem Diener, der schnell die Flügelthüren öffnete und hinter der Eintretenden wieder schloß.

„O meine gute Mutter!“ wollte Bruno auf sie zueilen und sie umarmen; sie aber reichte ihm nur die Hand und sagte:

„Bitte, bitte!“ Dann setzte sie sich auf das Sopha und fuhr fort: „Kommen Sie näher, setzen Sie sich!“

„Wiſſen Sie —“ fragte Bruno.

„Alles. Sie haben mir nichts zu erzählen.“

„Ich danke, daß Sie kommen, mich zu tröſten.“

„Ich freue mich — will ſagen, es iſt mir eine Beruhigung, Sie ſo gefaßt zu finden. Arabella weiß noch nichts?“

„Nein.“

„Sie darf auch nichts erfahren ... Was bedeuten dieſe Koffer?“

Bruno ſah die Fragende ſtaunend an. Wer hat hier zu fragen? Und in ſolchem Tone?

„Ich verreiſe,“ erwiderte er ſchroff; um es aber zu keiner Scene kommen zu laſſen, ſetzte er in mildem Tone hinzu: „Ich muß als Bruder Nachforſchungen nach der Verunglückten anſtellen.“

„Ich billige das. Iſt ſchicklich,“ ſagte die Baronin. „Haben Sie mit ihm bereits eine Auseinanderſetzung gehabt? ... Sie verſtehen mich wol nicht, da Sie nicht antworten? Ich meine dieſen König.“

„Ja,“ erwiderte Bruno keck, „aber ich bin auf mein Wort verpflichtet, keine weitere Mittheilung zu machen.“

„Gut. Ich achte die Discretion. Nun aber ein offenes Wort an Sie. Bitte, ſchließen Sie die Portièren.“

Bruno that, wie ihm befohlen. Er knirſchte die Zähne, während er nach der Thür ging, aber als er ſich umwendete, waren ſeine Mienen wieder freundlich, aufmerkſam.

„Sprechen Sie. Es hört uns Niemand. Ein Trauernder hört geduldig,“ ſagte er.

„Trauernder? Wir haben noch andern Grund zu trauern, als Sie. Wir glaubten uns mit einer der angeſehenſten Familien des Landes zu verbinden —“

Bruno wollte auffahren.

„Bitte; ſpielen Sie nicht mit mir —“ fuhr die Baronin fort, und ſie hatte eine andere Stimme, eine andere Geſtalt, „wir ſind allein, demaskirt. Sie, Herr Schwiegerſohn, haben mich immer, wenn auch mit äußerem Anſtand, doch nicht ganz mit dem Reſpect angeſehen, den ich verlangen muß — bitte gehorſamſt, widerſprechen Sie mir nicht; laſſen Sie mich ausreden! — Ich war Ihnen, wenn ich's

kaltblütig überlegte, darüber nicht gram. Ich kenne meine Stellung. Nun aber, Herr Schwiegerſohn, iſt das anders. Ich war, was Ihre Schweſter ... und habe nie Tugend geheuchelt. Ich galt vor der Welt, was ich in Wahrheit war ..."

Bruno ſeufzte tief auf; die Baronin fuhr in knirſchendem Tone fort:

„Ich hätte in Demuth vor Ihrer Schweſter niederknien mögen, damals, als ſie ſo innig zu uns war. Sie muß mir aus der Hölle meine Demuth wieder herausgeben. Nicht ſie war die Beſſere, ich war's — Doch, laſſen wir die Todten ruhen! Nun aber, mein Herr Schwiegerſohn, mit Ihrem Stolz gegen mich hat es ein Ende. Das ſage ich Ihnen: Sie müſſen glücklich ſein, daß wir uns mit Ihnen verbunden. Wir werden Sie das nie fühlen laſſen, wenn Sie ſich anſtändig benehmen."

„Thue ich das nicht?" fragte Bruno, der dieſem Schlage gegenüber alle Haltung verloren hatte.

„Wir wollen ſehen. Vorerſt Eines: ich wohne künftig bei Arabella, ſo oft ich will und ſo lange ich will. Dieſe langweilige Moralkönigin hat nun auch ihre Lection. Ich verlange indeß nicht nach Hofe, aber die Geſellſchaftskreiſe ſind mir offen — ich trete an Ihrem Arme ein, mein galanter und liebenswürdiger Herr Sohn."

Die Alte ſtand auf und verbeugte ſich ſehr zierlich, Bruno ihren Arm bietend. Dieſer faßte die Hand ſeiner Schwiegermutter und führte ſie an die Lippen.

„Pfui! Sie haben Wein getrunken in Ihrem Schmerz?" rief plötzlich die alte Tänzerin und hielt ſich das feine, ſtark parfümirte Tuch vor den Mund.

„Fräulein Schwiegermutter" — hatte Bruno auf den Lippen, er wollte ihr das ins Geſicht ſchleudern. Da näherten ſich draußen Schritte. Der Intendant trat wie ein Erlöſer in die Stube.

„Bitte, ich will nicht ſtören," rief er, da er die Schwiegermutter bei Bruno ſah.

„Sie ſtören nicht!" erwiderte Bruno raſch. „Meine gute Frau Schwiegermutter" — er ſagte „Frau" mit etwas ſcharfer Betonung — „unſere gute Mutter, jetzt Großmutter, iſt trotz eines heftigen Fiebers zu uns geeilt, um uns zu tröſten. Ich bin glücklich, noch

treu Zugehörige auf der Welt zu haben und einen Freund wie Sie. Ich will ganz der Familie leben, die mir noch geblieben."

Die Baronin Tänzerin nickte. Bruno besteht die erste Probe in seiner neuen Rolle zu ihrer Zufriedenheit.

„Wir reisen nun wol heute nicht mehr?" fragte der Intendant.

„Doch, doch, wir wollen keine Minute mehr zögern."

Die Frau Schwiegermutter übernahm es, Arabella von einer nothwendigen Reise Brunos, die als Dienstreise bezeichnet wurde, zu unterrichten.

Bruno dankte ihr, während er mit einer Art befliſſener Langſamkeit ſeine ſchwarzen Handſchuhe anzog, und er dankte ihr aufrichtig, denn mitten in den Gedanken, daß er nun in eine Abhängigkeit gerathen wird, die ſchwer auf ihm laſtet, ſchimmerte die Hoffnung auf ein Stück Erlöſung: Es iſt doch gar zu mißlich, daß man ſich als Ehemann ſo viel der Frau widmen muß; ſie will immer unterhalten, immer mit Huldigungen umgeben ſein. Wenn die Schwiegermutter im Haus iſt — es wird zwar mit vielen Unzuträglichkeiten verbunden ſein — aber Arabella hat doch für viele Stunden eine natürliche Geſellſchaft, in denen er dann frei wird.

Der Abſchied war kurz, aber innig; Bruno durfte ſeiner Schwiegermutter die Wange küſſen. Noch als er im Wagen ſaß, wiſchte er ſich die Schminke von den Lippen; er rieb ſich die Lippen faſt wund.

Es war ſchon Abend, als die Beiden abfuhren, und ſie übernachteten auf der erſten Station. Bruno legte ſich aufs Bett, nur um ein wenig auszuruhen, er erwachte aber erſt ſpät am andern Morgen.

Zehntes Capitel.

Die Königin ſchlief vom Schmerz überwältigt in ihrem Gemach.

Die Hofdamen ſaßen bei einander auf der Terraſſe unter der Hänge-Eſche; ſie wollten ſich heute gar nicht von einander trennen, etwas wie Geſpenſterfurcht war in allen; hier mitten unter ihnen war vor wenig Tagen noch Irma, dort ſaß ſie auf dem Stuhl ohne Rückenlehne — ſie lehnte ſich nie an — der Platz, wo ſie ſonſt

geſeſſen, blieb leer; würden nicht die Wege jeden Morgen friſch geharkt, die Spuren ihres Fußes wären noch da. Und jetzt verſchwunden aus der Welt, ausgelöſcht, und in ſo entſetzlicher Weiſe! Und wer kann ſagen, wie lange dies Geſpenſt noch im Schloſſe umgehen, welche Verheerungen es noch anrichten wird? Die Welt weiß jetzt, was vorgegangen.

Die Damen ſtickten emſig. Sonſt las man abwechſelnd vor, natürlich einen franzöſiſchen Roman, heute lag das Buch ruhig auf dem Tiſch; man war ſehr geſpannt auf den weitern Fortgang der Erzählung, aber Niemand wagte auch nur den Gedanken, daß man heute weiter leſen könnte. Auch ein zuſammenhängendes Geſpräch wollte ſich nicht fügen, nur manchmal hörte man: „Liebe Clotilde, liebſte Anna, wollen Sie mir etwas Penſée, etwas Blaßgrün borgen?“ „Ach, ich kann keine Nadel einfädeln, ich zittere. Haben Sie eine Einfädelmaſchine?“ Sie war glücklicherweiſe da, Niemand wollte ſo unerſchüttert ſein, um eine Nadel einfädeln zu können.

Man beklagte Irma und es that Allen wohl, jetzt ſo gut und barmherzig ſein zu können; ſie ſind glücklich, der Unglücklichen fromm zu vergeben, und weil man ſo mild und verzeihend iſt, kann man das Vergehen um ſo ſchärfer bezeichnen. Sie nahmen damit Rache für die eigene Selbſterniedrigung, denn ſie hatten, als Irma in höchſter Gunſt ſtand, ihr gehuldigt, mehr als der Königin.

Sie ſprachen gegen einander nur mit Verehrung von den Fürſtlichkeiten — man traut einander bei aller Vertraulichkeit doch nicht — man fühlt und weiß, daß ein Zerfall im Anzug, man darf aber nicht thun, als ob man davon wiſſe.

Die Oberhofmeiſterin allein hielt Irma eine gute Nachrede.

„Ihr Vater iſt viel ſchuld,“ ſagte ſie, „er hat ihr dieſen Unglauben eingepflanzt.“

„Er hat ſie doch im Kloſter erziehen laſſen.“

„Sie hat aber von ihm eine faſt gehäſſige Verachtung aller Formen und Traditionen geerbt. Darin lag ihr Unglück. Sie war eine ſchöne reichbegabte Natur und nicht eine Spur von Neid und Mißgunſt war in ihrer Seele.“

Man widerſprach der Oberhofmeiſterin nicht. Es gehört vielleicht

jetzt zum Geſetz, nur gut von Irma zu ſprechen und ihre grauenvolle That ganz zu vergeſſen.

„Wenn ihr Bruder gewußt hätte, daß er Alleinerbe wird, wer weiß, ob er die Steigeneck geheirathet hätte," ſagte leiſe eine kleine ſchmächtige Dame ihrer Nachbarin in den Korb, während ſie nach Wolle darin ſuchte.

Die Angeredete ſah ſie traurig dankbar an, ſie hatte vordem den Grafen Bruno geliebt, ſie liebte ihn noch.

„Ich habe noch ein Buch von ihr."

„Ich noch eine Zeichnung."

„Ich noch Noten," hieß es von da und dort her. Man hatte ein gewiſſes Grauen vor Allem, was Irma beſeſſen; man kam überein, Alles dem Bruder zu ſchicken.

„Ich ging heute früh an ihren Zimmern vorüber," ſagte die immer frierende Hofdame der Prinzeſſin Angelique, die ſich oft die Hände rieb und die Fingerſpitzen anhauchte; „die Fenſter ſtanden offen, ich ſah den einſamen Papagei in ſeinem Gitter, und er rief immer: Pfüt di Gott, Irma!... Es war ſchauerlich."

Alles ſchauerte, und doch hatte man eine geheime Luſt an dieſem Gruſeln. Die fromme Palaſtdame kam zu dem Kreiſe und erzählte, daß ſich ſo eben Hofrath Sixtus bei ihr verabſchiedet habe; er reiſe mit dem Juſtizrath Fein nach dem Gebirge, er nehme auch den Lakaien Baum mit, um die Leiche der Gräfin Irma aufzuſuchen.

„Wird er ſie hieher bringen, oder auf ihr väterliches Schloß?"

„Schrecklich, im Tode von gemeinen Menſchen begafft zu werden!"

„Entſetzlich! Mich ſchaudert!"

„Bitte, geben Sie mir auch Ihren Flacon!"

Ein Flacon mit engliſchem Riechſalz ging von Naſe zu Naſe im Kreiſe herum.

„Und von Jedermann und jeder Frau eine freiwillige Leichenrede zu bekommen."

„Dieſer öffentliche Selbſtmord iſt doch ſehr indiscret."

„Wenn nur die entſetzlichen Zeitungen nicht wären," klagte die frierende Hofdame.

Bald ging indeſſen das Geſpräch wieder in einen mäßig heiteren Ton über.

„Ach Gott,“ klagte eine Hofdame, ſie war hübſch und ſchnippiſch, „ach Gott, was hat man zu Leb- und Herrſchzeiten der Gräfin Irma für die ſchöne Natur und das gemüthliche Volk ſchwärmen müſſen. Jetzt darf man doch hoffentlich wieder ſagen, ohne eine Ketzerin zu ſein: die Natur iſt langweilig und das Volk iſt abſcheulich.“

Alle fanden die Bemerkung der ſchönen und ſchnippiſchen Hofdame zwar boshaft, aber doch äußerſt treffend. Es gab helles Durcheinander-Sprechen und Lachen, wie in den fröhlichſten Tagen.

Ein muthwilliger Knabe hat einen Sperling vom Dach geſchoſſen. Die Sperlingſchaar piepſt und beſchwatzt das eine Weile und iſt auch traurig, dann aber hüpft und zwitſchert es wieder durcheinander wie vorher.

Zur Steuer der Wahrheit muß indeß geſagt werden, daß manche der verſammelten Damen auch gern Gutes und Rühmliches von Irma geſprochen hätten; das blieb aber im Hintergrund der Seele — man wollte um Alles in der Welt nicht ſentimental ſein.

Erſt als die Oberhofmeiſterin wieder das Wort nahm, wurde man auch gemeſſener.

Die Oberhofmeiſterin ſprach durch Haltung und Miene aus: ich bin leider diejenige, die das prophezeit hat; nun iſt's eingetroffen; aber ich bin nicht ſtolz darauf. Sie hatte das Recht und die Pflicht, verſöhnend und mild abſchließend über Irma zu ſprechen.

„Die Excentriſchen, ja die Excentriſchen,“ ſagte ſie. „Die arme Gräfin Wildenort! Das Demonſtrative ihrer That iſt ein ſchweres Vergehen. Vergeſſen wir aber bei dem Entſetzlichen nicht, daß ſie auch unbeſtreitbar Gutes hatte. Sie war ſchön, gefiel gern, und hatte doch keine Spur von Koketterie; ſie hatte Geiſt und Witz, mißbrauchte ihn aber nie zur Mediſance. Die arme Excentriſche!“

Mit dieſer Bezeichnung als Excentriſche war Irma beſtattet und die andern Hofdamen hatten dabei ihre Lehre.

Der Blick der Verſammelten wurde nach dem Thale gelenkt.

„Dort fährt der Wagen,“ hieß es. Der Hofarzt Sixtus grüßte von der Straße herauf; neben ihm ſaß der Juſtizrath und ihnen

gegenüber — er war heute zu müde, um auf dem Bock zu ſitzen — der Lakai Baum.

„Es iſt kaum ein Jahr, daß wir denſelben Weg miteinander gemacht," ſagte dort Sixtus zu Baum.

Baum war gar nicht geſprächſam, er war müde; er hatte nach ſchweren Vorbereitungen heute das große Examen gemacht und durfte ſich bekennen, daß er es nicht ſchlecht beſtanden; außerdem wußte er ſich noch nicht recht darein zu finden, daß er im Wagen ſaß, und doch durfte er annehmen, daß da nunmehr ſein Platz; er ſtand auf dem Punkt, ein Anderer zu werden, ein Höherer, er war es ſchon geworden, nur fehlte noch das äußere Kennzeichen; er ließ ſich's auch gefallen, einfach Lakai zu bleiben, vielleicht wünſchte der König das, um ſich nicht zu verrathen, und er war bereit auch dies gewähren zu laſſen; er und der König wiſſen doch, wie ſie zu einander ſtehen. Er lächelte in ſich hinein, ihm war zu Muthe wie einem Mädchen, das das Liebesbekenntniß des Geliebten hat, ſeine feurigſten Schwüre; das förmliche Freiwerben kann jede Stunde vor ſich gehen.

Als der Hofarzt eine Cigarre herausthat, war Baum ſchnell bei der Hand, ihm Feuer zu geben. Dies war aber für jetzt ſeine letzte dienende Handlung. Baum war ſo unhöflich — die Natur läßt ſich nicht zwingen — im Angeſicht der Herren einzuſchlafen; aber noch im Schlaf war er gut geſchult, er ſaß ſtramm aufrecht und jede Minute bereit, einer Anrufung zu folgen.

Baum wachte erſt auf, als man Halt machte. Die ſcharfen Fragen des Juſtiziars zerſtörten zuerſt wieder ſein Wohlgefühl. Was liegt am Tod einer Gräfin, wenn man dadurch ſteigt? Tief ärgerlich war er, daß ſich ſeine Familie, Mutter und Bruder und Schweſter, in dieſe Sache eingemiſcht, und hat nicht Thomas etwas vom Tod der Eſther geſagt? Oder hat er das nur geträumt? Man wird ganz wirr von ſo vielen Erlebniſſen.

Der Hofarzt entſchuldigte vor dem Juriſten die unordentliche Auskunft Baums.

Baum ſah ihn groß an. Merkt der ſchon deine Erhebung und will ſich bei dir in Gunſt ſetzen? Klug genug iſt er dazu.

Baum nahm ſich vor, einſtweilen nur die Spuren zu zeigen, wo

er Hut und Schuhe gefunden, und Mutter und Bruder ganz aus dem Spiele zu laſſen, wenigſtens wollte er nicht ſelbſt ſie hereinziehen und berief ſich auf den Landjäger, den man mitnehmen müſſe. Der Landjäger mußte im Städtchen aufgeſucht und mitgenommen werden, dann ging der Weg nach der Gerichtsſtadt, wo der Phyſikus Doctor Kumpan wohnte.

Sixtus ließ dieſen in den Gaſthof rufen und der allezeit Muntere war voll Lob über die Gräfin Irma. Er fand es ſehr ſchön, daß ſie den Muth hatte, zu leben wie ſie wollte und zu ſterben wie ſie wollte. Daneben hatte Kumpan ſeinen Spaß, daß Freund Schniepel zu ſo großen Miſſionen erſehen war, Ammenſuchen und Leichenfinden. Er bat ſich's aus, einmal eine Gräfin ſeciren zu dürfen.

Hofarzt Sixtus waren die derben Späße ſeines ehemaligen Studiengenoſſen gar nicht genehm. Doctor Kumpan erzählte von den großen Veränderungen, die mit Walpurga vorgegangen waren. Sie ſei mit ihrer ganzen Familie weit in das Gebirge hinein bis an die Landesgrenze ausgewandert. Er wußte viel Spaßiges von Hanſei zu erzählen und beſonders von einer Wette um ſechs Maß Wein.

Sixtus berichtete dem Kameraden leiſe — aber Baum hörte es doch — daß Walpurga fortan nicht mehr in Gunſt bei Hofe ſtehe, es werde ſich offenbaren, daß ſie die Vermittlerin war. Sixtus bereute ſofort, daß er dem Kumpan derartiges mitgetheilt, aber eben weil er nichts Rechtes mit ihm zu reden wußte, ſagte er gerade Das, was er eigentlich vor ihm verbergen wollte; es war indeß geſchehen und er nahm dem Freund das Wort ab, nicht weiter von dieſer Sache zu reden, und Kumpan war ſtets ein Mann von Wort.

Als Kumpan fort war, kam Baum nochmals zu Sixtus und ſagte ihm, daß es gut wäre, wenn man zu Walpurga reiſe, die wiſſe vielleicht doch etwas; er erbot ſich zugleich, ſelbſt hinzureiſen. Es ward ihm immer peinlicher, mit Mutter und Geſchwiſtern in dieſer Sache zuſammenzukommen. Aber Sixtus ſagte, daß dieſe Reiſe ganz überflüſſig wäre, Baum müſſe bei ihm bleiben.

Elftes Capitel.

Am Morgen wäre Bruno gern umgekehrt Was ſollte das? Das Märchen vom Brüderlein und Schweſterlein ſpielen, wie das Brüderlein das verlorne Schweſterlein ſuchen will? Was wird das Ergebniß ſein? Ein erſchütternder Anblick, den man nicht mehr vergeſſen kann, der in die Träume hineintanzt, eine ſchauderhaft verſchwommene Leiche mit offenem Munde ...

Bruno ſah verdroſſen zu dem Freund auf, der ihm Glück wünſchte, daß er ſo gut geſchlafen und friſche Kraft geſammelt habe, um alle Erſchütterungen, die der Tag bringen könne, mit Feſtigkeit zu ertragen. Bruno ſah den Intendanten bitter, ja eigentlich mißtrauiſch an; es ſchien ihm, ja es war faſt gewiß, dieſer Mann betrachtet den ganzen Vorfall als eine tragiſche Theatergeſchichte, die gehörig in Scene geſetzt werden muß; er wird Alles als Studie benützen für eine ähnliche Darſtellung auf der Bühne; er wird dich in deinen Mienen und Geberden beobachten und dann dem Schauſpieler ſagen: ſo wirft man ſich, ſo ſtellt man ſich, ſo ſtöhnt man beim Auffinden der todten Schweſter! — Bin ich die Puppe dieſer Puppe? Ich will nicht!

Bruno wäre am liebſten gleich zurück und zu ſeiner Schwiegermutter gereiſt. Wenn er dort ſich auch beugen mußte — er konnte ja die Demuth in Galanterie verwandeln und hatte nicht nöthig, ſich ſolchen Schauerſcenen auszuſetzen. Da war aber der Freund und ſprach ihm Muth zu, daß er nichts unterlaſſe, was die Pflicht des Bruders fordert. O, die Gemüthlichen! Das iſt doch die entſetzlichſte Menſchenrace, ſie nehmen Alles ſo ernſt. Iſt es ihnen wirklich ernſt? Wer weiß! Jeder in der Welt ſpielt doch nur ſeine Rolle...

Er mußte fort und ſah es vor ſich: dieſer entſetzliche pflichtmäßige Freund — und er iſt doch ſein Freund nicht — dieſer Menſch, den er ſich aufgehalſt, wird ihn zwingen, tagelang das Schauerliche zu ſuchen, das er nicht finden will.

Mißmuthig fuhr man weiter. Der Intendant erklärte Bruno, der ihm beharrlich für jede Handreichung formell dankte:

„Ich bitte, danken Sie mir nicht. Ich thue nur meine Pflicht,

für Sie als Freund und auch für mich selbst. Ich habe, Sie wissen es, Ihre Schwester einst geliebt, sie hat mich verschmäht."

Er war discret genug, nicht hinzuzusetzen, daß er dann ihr Anerbieten abgelehnt; Bruno knirschte innerlich über diese schonungslose Discretion.

Der Intendant fand Bruno sehr still und verschlossen. Das ist der natürliche Umschlag gegen die gestrige Raserei, dachte er, und hielt sich ebenfalls still. Bruno schaute den Intendanten oft an, als wäre er sein Gefangenwärter, der ihn zur Strafvollstreckung über Land führt.

Die Fahrt ging rasch; auf den Stationen, wo Pferde gewechselt wurden, sprach der Intendant viel und sehr geläufig in der hieländischen Mundart mit Postillonen und Wirthen; manche kannten ihn auch.

Zu seinem Schrecken erinnerte sich Bruno, daß er ja den Salontiroler bei sich habe; der kommt jetzt in seine Sprachgarderobe, hier ist er daheim, da wird er Studien machen und sich in dem Wohlbehagen wälzen, mit den Leuten in ihrem albernen Deutsch zu reden.

In der That konnte der Freund, denn so mußte er doch heißen, nur schwer einen gewissen Ausdruck des Behagens zurückhalten, daß er hier in seinem Elemente sei.

Endlich sah man vom letzten Berge die weite sonnenbeschienene Spiegelfläche des Sees, umstanden von den riesigen Bergen.

„Sehen Sie," konnte sich der Freund nicht enthalten zu bemerken, „sehen Sie dort den Ahorn? Da links bei dem kleinen Felsen — das ist der Standpunkt des Bildes, das ich gemalt, und das im Musiksaal Ihrer Majestät der Königin hängt."

Der Freund glaubte mit dieser Bemerkung auch den schweren Sinn Brunos in eine ruhige Betrachtung zu lenken, damit nicht gleich das Schauerliche sich aufdränge, wie dort unten seine Schwester den Tod gesucht.

Bruno sah ihn unwillig an. Ein Jeder denkt doch nur an sich — sprach es in ihm — dieser Geck denkt jetzt an seine Pfuscherei! Er schwieg indeß; sein Schweigen spricht mehr Trauer aus, als alle Worte. Er rieb sich die Augen, denn das blitzende Rückstrahlen der

Sonne von dem weiten See ſtach ihm in die Augen. Der Freund faßte ſeine Hand und drückte ſie ſtill — er verſteht dieſes Bruderherz und ſein Blick ſagt: Da glauben die Menſchen, du ſeieſt eine oberflächliche frivole Natur; ich kenne dich jetzt beſſer.

Die Pferde Brunos, die an der Anländе beim See ſtanden, wieherten den Ankommenden entgegen, und die Diener warteten hier. Jetzt zum Erſtenmal ſchämte ſich Bruno vor den Bedienten: ſie wiſſen Alles, was werden ſie geplaudert haben in der Trinkſtube? Er war tief zornig auf ſeine Schweſter, die ihm alles das gethan.

Sogleich im Wirthshaus erfuhr man, daß die alte Zenza dageweſen ſei; ſie hatte einen Ring verkaufen oder verpfänden wollen, den ihr das Hoffräulein, die ſich ertränkt hatte, in der Nacht vorher, als ſie ſich zu ihrer Hütte verirrt, geſchenkt habe. Man hatte ihr natürlich, da man den Ring für geſtohlen hielt, nichts darauf gegeben. Nun hieß es: die Zenza muß Näheres wiſſen. Man nahm einen Führer und wanderte nach ihrer Hütte den Berg hinan.

Bruno war ſonſt als Jäger ein guter Bergſteiger, heute aber glaubte er bei jedem Schritt zuſammen zu brechen; er mußte oft ausruhen.

Der Freund ſprach ihm Muth zu, und man wanderte durch den ſonnigen Wald, wo das Licht hell auf dem weichen Mooſe ſpielte und darüber hin nur manchmal ein Habicht ſein grauſam fröhliches Jauchzen ausſtieß.

An einem Kreuzweg trafen ſie auf eine Gruppe ſtädtiſch gekleideter Männer und Frauen, deren Hüte mit grünen Zweigen und Kränzen geſchmückt waren. Bruno flüchtete ſchnell, ehe die fröhlichen Wanderer nahe kamen, vom Wege ab in den Wald; der Intendant ward von einem ehemaligen Berufsgenoſſen erkannt, und Bruno hörte, wie berichtet wurde, daß die Gäſte von einem kleinen Badeaufenthalt in der Nähe einen Ausflug machten, um Ort und Stelle zu ſehen, wo ſich die Gräfin Wildenort ertränkt.

Die Gruppe zog vorüber und man hörte noch tief aus dem Wald lautes und heiteres Geſpräch.

Endlich war man oben an der Wurzhütte. Sie war verſchloſſen.

Man klopfte, ein Brummen antwortete, der Riegel wurde innen zurückgeſchoben.

Eine verwahrloſte, mächtige Geſtalt, wild anzuſchauen, ſtand vor den Beiden.

Thomas erkannte ſofort Bruno und rief:

„Ah, Wildenort? Das iſt recht, daß Du kommſt. Ich zieh' den Hut ab vor Dir, Du biſt ein ganzer Kerl! Was da, Vater! Wenn er ſtirbt, reitet man davon; man kann ihm doch nicht helfen ſterben. Hoho! Ein ganzer Kerl biſt Du! Nach dem alten Zeug fragt man Alles nichts mehr."

„Was willſt Du?" fragte Bruno mit zitternder Stimme.

„Ich thu' Dir nichts, da haſt Du meine Hand darauf, ich thu' Dir nichts — Du thuſt dem König nichts wegen ſo einer Sach', und ich thu' Dir auch nichts wegen ſo einer Sach'. Du biſt mein König. Noch in der letzten Stunde hab' ich's herausgebracht, daß Du es geweſen biſt, und weil Du's geweſen biſt, hat ſie Deiner Schweſter durchgeholfen. Verſtehſt mich ſchon. Ich ſchweige. Die dumme Welt braucht nicht zu wiſſen, was wir miteinander haben. Schweſter, König, Wilderer, Graf — es iſt Alles in Ordnung."

„Der Menſch ſcheint mir verrückt!" ſagte der Intendant zum Führer. „Was willſt Du? Laß den Herrn los!" rief er zu Thomas.

„Iſt das Dein Lakai? Wo iſt denn der mit den pechſchwarzen Haaren? — Laß Du uns gehen!" wendete ſich Thomas dem Intendanten zu. „Wir Zwei verſtehen einander ganz gut. Gelt, Bruder? Du biſt ein Bruder und ich bin auch ein Bruder. Ha, geſcheidt iſt die Welt eingerichtet! Mußt nicht glauben, daß ich getrunken habe. Ich hab' freilich getrunken, aber das thut nichts — ich bin katzennüchtern. Jetzt hör' meinen Plan. Alles was recht und billig iſt. Ich laß mit mir reden. Ich ſeh' ſchon, Du biſt ein ordentlicher Menſch, Du kommſt zu mir —"

„Wir wollen Dich fragen, ob Du etwas weißt von der Dame im blauen Reitkleid, die hier war," ſagte der Intendant in regelrechtem Dialekt.

„Hui!" rief Thomas, „der kann ſchön reden! Ich verſteh' aber auch Pfarrerdeutſch und Gerichtsdeutſch, ich hab' mit den Leuten

mein Theil zu thun gehabt. Red' Du aber nicht mehr drein," und zu Bruno gewendet, fuhr er fort: „Wir Zwei reden jetzt allein miteinander. Jetzt horch, Bruder. So halten wir's. Du brauchst mich nicht zum Grafen zu machen, Du giebst mir nur auch Knechte und Pferde, und Geld genug, und Gemsen im Walde und Hirsche; wirst seh'n, ich bin geſcheidt, und geſund und ſtark bin ich auch; willſt einmal mit mir raufen! Komm' hinaus, wirſt ſeh'n, ich ſchieße beſſer als Du! Jetzt giebſt Du mir das Erbtheil Deiner Schweſter oder meiner Schweſter, es iſt eins — wirſt ſehen, wir ſind ein paar luſtige Brüder."

Bruno ſtand und wußte nicht, träumte oder wachte er; Einzelnes aus den Worten des verwegenen Geſellen war ihm klar, Anderes nicht. Er winkte dem Intendanten, ihn zu laſſen, und ſagte in mildem Tone:

„Thomas, ich kenne Dich jetzt. Setz' Dich!"

Thomas ſetzte ſich auf die Bank, hob den Branntweinkrug auf, den er ſich aus dem Geld für den Hut erkauft hatte, und ſagte: „Willſt einmal trinken?"

Da Bruno ablehnte, trank er ſelbſt in gierigen Zügen.

Der Intendant ſagte in franzöſiſcher Sprache zu Bruno, daß hier nichts zu erforſchen ſei; er habe dem Führer heimlich den Auftrag gegeben, ſobald ſie ſich umwendeten, den wilden Geſellen feſtzuhalten, damit ſie unbehindert nach dem Thal zurückkehren könnten.

„Was wälſcht da der Staarmatz?" rief Thomas und wollte auf den Intendanten los. Im ſelben Augenblick warf ſich der Führer auf Thomas und hielt ihn feſt; die Beiden verließen die Hütte und rannten eilig den Berg hinab.

Erſt als der Führer kam, hielten ſie ſtill und Bruno wagte aufzuathmen. Der Führer erzählte, daß Thomas geraſt habe, er habe immer nach ſeiner Flinte geſchrieen, die er im Walde vergraben habe, er müſſe ſeinen Schwager erſchießen.

„Am beſten iſt's," ſchloß der Führer, der „Burſch ſauft ſich den Hals ab, ſonſt muß man ihm doch noch den Hals abſchneiden."

Bruno wagte nach geraumer Weile dem Intendanten in halb

fragendem Ton zuzuflüstern ob es nun nicht genug der Nachforschung, und Umkehr das Angemessenste sei.

Der Intendant schwieg. Bruno sah ihn wieder mit jener bitteren Miene an, die auch für Trauer gelten konnte.

Der Intendant sah das fast zerbrochene Wesen Brunos und willigte in die Umkehr.

Zwölftes Capitel.

Die beiden Freunde kehrten nach dem Wirthshause zurück, wo die Reitknechte mit den Pferden warteten. Der Eine kam den Suchenden eine große Strecke entgegen und brachte die Nachricht: da unten sei ein Schiffer, der habe ausgesagt, daß man dort drüben bei dem Dorfe — man sieht einzelne Häuser und den Kirchthurm von hier aus — eine weibliche Leiche aus dem See gefischt habe.

Der Intendant umfaßte Bruno, der bei dieser Nachricht schwankte, als müsse er niederstürzen; man setzte sich eine Weile auf der Stelle nieder, wo die Nachricht angekommen. Der Reitknecht sagte, daß man in einer Stunde mit dem Kahn an dem bezeichneten Dorfe sei, zu Lande aber seien es mehrere Stunden Wegs.

„Ich kann nicht übers Wasser fahren," sagte Bruno, „ich kann nicht, heut' nicht. Schöning, verlangen Sie das nicht von mir, zwingen Sie mich doch nicht. Warum quälen Sie mich so?" rief er unwillig.

Der Intendant wußte, wie tiefer Schmerz leicht unbillig macht; im dunkelsten Hintergrund der Seele lauert ein Zorn, auch gegen die Theilnehmendsten, die doch nicht die Betroffenen sind.

„Ich nehme Ihnen nichts übel," sagte er, „und wenn Sie mir auch hart begegnen, ich ertrage es. Ich verstehe Sie und bin weit entfernt, Sie zur Fahrt über den See bereden zu wollen. Wir reiten."

Die Pferde wurden herbeigebracht, man ritt dem bezeichneten Dorfe zu. Sie kamen an einem Wirthshaus vorbei, wo vor der Thüre unter der Linde Fuhrleute, Schiffer und Holzknechte Bier und Branntwein tranken, lachten und scherzten. Bruno war's, als würde er wie ein Fieberkranker, der die Welt nur verschleiert und wüst sieht,

über Berge und durch Thäler geſchleppt, und hier am Wirthshaus lechzte ſeine Zunge, er wollte auch gern trinken, vielleicht gäbe ihm das neue Kraft, ja vielleicht, was das Beſte wäre, ein Vergeſſen von Allem; aber er wagte nicht, dem Freunde ſein Verlangen auszuſprechen. Darf ein Menſch in ſeiner Lage Branntwein trinken? Das darf ein Wilderer, wie der da oben, aber ein Cavalier nicht. Innerlich fluchte Bruno auf den Freund, der ihn nicht einmal trinken ließ, während ihm doch die Zunge am Gaumen klebte, äußerlich aber dankte er ihm, daß er ſich ſo viele Mühe machte, ſich ſo Schwerem für ihn ausſetzte, er werde ihm das nie vergeſſen. — Ach, wie gut iſt's doch, daß die Worte ſo fertig ſind; faſt ſo gut als das, daß die Pferde ſo correct eingeritten ſind und tapfer im Trabe die Füße heben, ſo daß man ſich nicht ſelber zu bewegen braucht.

Die Freunde ritten ſcharf. Es war hoher Mittag, als man in dem Dorf ankam, von wo Hanſei mit den Seinen vor zwei Tagen ausgewandert war. Der Gemswirth ſtand unter ſeiner Thür und grüßte ehrerbietig die beiden Reiter mit dem Reitknecht hinterdrein.

Man ſtieg ab. Bruno warf dem Reitknecht den Zügel ſeines ſchweißtriefenden Pferdes zu, der Intendant führte den Freund in den Vorgarten, wo ſie ſich ſetzten, und er that es nicht anders, Bruno mußte ein Glas Wein trinken; der Gemswirth brachte ſchnell eine Flaſche Geſiegelten und lobte ihn als ſeinen beſten; auch einen großen Braten brachte er und ſtellte ihn auf den Tiſch; das ſtand nun da und mußte bezahlt werden, wenn es auch nicht berührt wurde.

Der Intendant nahm den Gemswirth beiſeite und fragte ihn leiſe, ob es wahr ſei, daß hier eine Frauenleiche aus dem See angelandet.

Der Gemswirth bejahte ſchmunzelnd. Das iſt etwas Beſonderes, was im Dorfe vorgeht, davon gehört ihm das Vortheil zuerſt. Der Intendant fragte weiter, wo das Haus ſei, in dem die Leiche liege.

„Ich werde Sie führen," lächelte der Gemswirth.

„Laſſen Sie auch den Bürgermeiſter rufen."

„Iſt nicht nöthig, ich bin Gemeinderath," entgegnete er, ging ſchnell in das Haus und kam zurück in ſeinem langen Rock mit der Denkmünze. Die Herren ſollen ſehen, mit wem ſie's zu thun haben, und vornehme Leute ſind das, ſonſt hätten ſie keinen Reitknecht und

hätten geſagt: „Trag' Deinen Braten weg, wir bezahlen ihn nicht.“ Den Einen glaubte er ſogar zu kennen.

„Verzeihen Sie,“ ſagte er zum Intendanten, „vor Jahren iſt einmal ein Maler hier geweſen, der war Ihnen ſo ähnlich, wie ein Bruder dem andern.“

Der Intendant wußte, daß er ſelbſt gemeint ſei, aber er war jetzt nicht geneigt, auf eine Erneuerung der Bekanntſchaft einzugehen.

Der Gemswirth geleitete die Fremden nach dem Hauſe Hanſeis.

Unterwegs ſagte er: „Eine ſchöne Perſon iſt's geweſen, mächtig ſchön, aber gar arg nichtsnutz. Und ihre Angehörigen ſind auch nichtsnutz, beſonders der eine Bruder.“

Der Intendant winkte dem Redſeligen, daß er ſchweige. Bruno biß ſich die Lippen wund.

Beim Hauſe Hanſeis, im Garten und am Weg ſtand eine große Menſchenmenge, man konnte kaum durchdringen; die Weiber klagten, die Kinder ſchrieen, die Männer ſchalten.

„Platz da!“ rief der Gemswirth. Er ſchritt den beiden Männern voran durch die Menge, und Bruno hörte hinter ſich ſagen: „Der ſchöne Mann mit dem großen Schnurrbart das iſt der König.“

„Nein, das iſt er nicht, aber ſein Vetter,“ ſagte ein Anderer.

Die drei kamen in den Garten. Bruno lehnte ſich an den Kirſchbaum und der Intendant bedeutete den Gemswirth, den Gefährten nur ein wenig ausruhen zu laſſen. Bruno ſtand da und die ganze Welt ging im Kreiſe mit ihm herum. Vom Kirſchbaum fielen welke Blätter auf ihn nieder — er erſchrak bis ins Herz hinein von der leiſen Berührung. Endlich ſagte er auf Franzöſiſch zu dem Freunde:

„Was nützt es der Todten, wenn ich ſie ſehe? Und mir ſchadet es ewig — es bleibt mir im Gehirn ſtecken.“

„Mein Freund, Sie müſſen hinein! Bedenken Sie, dieſe Leute haben an der Fremden aus reiner Menſchenliebe alle Wiederbelebungsverſuche gemacht.“

„Dafür kann man ihnen Geld geben, aber was ſollen wir uns noch mit den todten Reſten abplagen?“

Bruno mußte doch hinein. Auf den Freund geſtützt, trat er über die Schwelle.

Da lag im Hausflur die Leiche einer Frau. Auf demſelben Fleck, wo Hanſei vor zwei Tagen ihrer gedacht, lag jetzt die ſchwarze Eſther; ihr glänzend ſchwarzes Haar hing in dicken Strähnen über das Geſicht, der Mund ſtand offen — der letzte Schrei den Irma gehört, lag noch darauf.

„Eſther!“ rief Bruno und bedeckte ſich das Geſicht mit den ſchwarzbehandſchuhten Händen.

„Das iſt nicht Ihre Schweſter,“ tröſtete der Intendant, „kommen Sie fort, kommen Sie!“

Bruno konnte ſich nicht von der Stelle bewegen.

„Ja, Schweſter!“ rief eine alte Frau, die jetzt ſich an der Leiche emporrichtete. „Ja, Schweſter. Habe ich dir nicht geſagt, thu' ihr nichts, weil ſie dem ſchönen Fräulein durchgeholfen hat, ſie thut ſich ſonſt ein Leid an? Jetzt haſt du's! Und gerade in dem Haus liegſt du! O das Haus, das Haus! Der See wird's noch wegſchwemmen; komm' herauf, See, hol' das ganze Haus! Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr?“ rief ſie aufſpringend und faßte Bruno am Arm. „Wer biſt Du mit den ſchwarzen Händen? Laß Dich ſehen! . . . Du biſt's? Du? — Du haſt Deinen Vater nicht ſterben ſehen wollen — was willſt Du von meiner Eſther? Herr im Himmel — jetzt weiß ich's, Du biſt's geweſen, Du! Sag', Du biſt's geweſen, ſag's, mach' nicht die Augen zu, ich kratze ſie Dir doch aus! Du biſt's. — Ich will Dir einen Nagel in Dein Hirn ſchlagen, in das verfluchte Hirn, das ihrer vergeſſen. O, warum weiß ich's jetzt erſt? Aber es hat Zeit genug, mein Thomas hat Dir ſchon einmal die Kugel aufs Genick gehabt — er wird Dir noch einmal . . .“

Bruno ſank ohnmächtig um. Der Intendant fing ihn auf, aber er konnte ihn nicht halten und legte ihn nieder auf dem Boden, auf dem Eſther lag.

Der Gemswirth eilte hinaus, um Waſſer zu holen, und jetzt traten durch die offene Thür mehrere Männer ein, Doktor Sixtus, der Phyſikus, der Juſtiziar und Baum.

Sixtus brachte Bruno ſchnell wieder zum Aufathmen. Baum überſah mit raſchem Blick, was hier vorging; er hielt ſich an der Thürpfoſte, er klammerte ſich mit den Fingern wie mit einer Zange daran,

dann ſchlich er hinaus. Er iſt hier nicht nöthig, und es kann noch Alles verloren gehen, wenn er jetzt ſich verräth. Er brachte ſich bis an den Kirſchbaum im Garten, dort ſetzte er ſich auf die Bank und knüpfte ſich die Gamaſchen auf und zu, dann nahm er ſeine Uhr heraus, zählte die Sekunden ab, zog die Uhr friſch auf, hielt ſie ans Ohr und ſpielte nachläſſig mit der Uhrkette. Er beſann ſich. Er ſagte ſich ſtill, daß er das Große, das noch auszuführen iſt, allein vollenden muß; er glaubt Irma auf der Spur zu ſein. Sixtus will nichts davon wiſſen und ſpottet ihn aus — deſto beſſer, dann fällt ihm das Verdienſt allein zu; d'rum iſt jetzt keine Zeit, jetzt am wenigſten, ſich der Mutter anzunehmen. Die Schweſter iſt todt — das iſt vielleicht das Beſte für ſie, und keinesfalls kann er ſie wieder ins Leben zurückbringen. Später kann er ja unentdeckt für die Alte ſorgen.

Baum war ſtolz auf ſeine Faſſung und ſtreichelte ſich das Kinn.

Drin im Hauſe ging von Sekunde zu Sekunde Erſchütterndes vor. Die Alte ſchrie und heulte, ſie rannte in die Stube, riß das Fenſter auf und ſchrie: „Schlagt ihn todt! Erſäuft ihn! Er hat ſie erſäuft!“

Baum auf der Bank im Garten ließ die Uhr fallen, als er dieſe Worte hörte. Jetzt wurde die Alte vom Fenſter weggeriſſen, Doctor Kumpan hielt ſie.

Sie kam wieder an die Leiche ihrer Tochter.

„Schlaget uns Alle todt!“ rief ſie. „Es giebt keinen König auf der Welt und keinen Gott im Himmel!“

Die Alte raſ'te, dann weinte ſie, dann rief ſie wieder ihrem Kind:

„Du haſt den Mund offen, ſag' nur ein einziges Wort, nur ein einziges Ja vor den Zeugen! Sag' ſeinen Namen, er hat Dich ins Unglück geſtürzt und Dich im Elend verkommen laſſen! Sie glauben mir's ja nicht. Sag' Du,“ rief ſie dem Intendanten zu, ihn packend — „ſag' Du: Hat er nicht ihren Namen gerufen und hat es bekannt? Geſchieht dem nichts, der ein armes Weſen ins Elend und in den Tod geſtürzt? Sag Du's“ — wendete ſie ſich zu Bruno — „da haſt Du den Ring, den mir Deine Schweſter geſchenkt, ich will nichts von euch!“

Sie ſtürzte ſich wieder heulend und wehklagend auf die Leiche.

Bruno wurde endlich hinausgeführt. Er ſah leichenblaß aus. Von den ſchwarzen Handſchuhen waren Striemen in ſeinem Geſicht. Man ſetzte ihn unter den Kirſchbaum auf die Bank; Baum ſtand auf, brachte Waſſer herbei und Bruno wuſch ſich das Geſicht; er ſah verwundert auf das weiße Tuch, das ſchwarze Flecke von ſeinem Geſicht abnahm.

Man kehrte nach dem Wirthshaus zurück. Bruno ließ die Hand des Intendanten nicht mehr los; er war wie ein furchtſames Kind, bei jedem Geräuſch glaubte er, die Alte komme und kratze ihm die Augen aus und reiße ihm das Herz aus dem Leibe. Endlich faßte er ſich und fragte den Intendanten, was er denn an der Leiche gerufen habe. Der Intendant erwiderte, er habe „Schweſter!“ gerufen und die Alte habe „Eſther“ verſtanden und ſei darauf ganz raſend geworden.

Bruno hörte zu ſeiner Beruhigung, daß er ſich nicht verrathen. Er beſtimmte indeß eine namhafte Summe zur lebenslänglichen Unterſtützung der Alten, bei der Irma ihre letzte Herberge gefunden.

„O Freund,“ klagte er dem Intendanten, „ich werde das Bild der Ertrunkenen mein Lebenlang nicht vergeſſen.“

Bruno war ſo matt, daß er nicht mehr zurückreiten konnte. Der Wagen des Doktor Sixtus ſtand bereit, er ſetzte ſich mit ihm ein, um nach der Reſidenz zurückzufahren. Der Hofarzt gab Bruno den traurigen Troſt, daß man die Leiche Irmas nicht finden werde; die des verlorenen Weſens ſei an die Oberfläche geſchwemmt. Irma aber — das habe er vorausgeſagt — ſei von dem langen Reitkleid in die Tiefe gezogen und werde nie gefunden werden.

Beim Abſchied ſagte der Intendant zu Bruno:

„Ich habe Ihr tiefes Herz kennen gelernt!“

Bruno nickte ſtill. Er ließ ſich das gefallen, es mag gut ſein, wenn der Intendant das ſo bei Hofe erzählt.

Als man zum Wagen ging, war die ganze Gegend in Regen gehüllt. Man ſah nicht Berg, nicht See. Noch im letzten Augenblick der Abfahrt rief Bruno den Lakaien Baum und übergab ihm ſeinen rothkragigen Mantel, denn Baum ſollte das Pferd Brunos beſteigen und mit demſelben heimkehren.

Der Intendant ritt von Baum geleitet zurück. Er rief Baum, der hinter ihm dreinreiten wollte, an seine Seite.

„Herr Intendant," sagte Baum, „das ist ein arges Theater."

„Ja, schauervoll. Ich glaube, die Mutter der Ertrunkenen ist verrückt."

„Herr Intendant," begann Baum wieder, „ich möchte Ihnen etwas sagen. Ich meine, es könnte doch sein, daß die Gräfin gar nicht ertrunken ist. Der Herr Hofarzt hat mich ausgelacht, aber ich hab' eine Spur und —"

Ein Schuß knallte. Baum stürzte vom Pferde.

„Diesmal hab' ich Dich getroffen!" schrie eine Stimme.

Thomas sprang aus dem Gebüsch hervor.

„Packt mich!" rief er. „Ich hab' ihn doch —"

Er sah die Leiche Baums am Boden — da schrie er rasend auf: „Den Bruno hab' ich erschießen wollen, und nun Du? Du?"

„Bruder! mein Bruder!" brachte Baum noch mit röchelnder Stimme hervor — „Ich bin Wolfgang" — Dein Bruder Jangerl! — Wolfgang — Zenza, meine Mutter . . ."

Thomas eilte in das Dickicht zurück und drin hörte man noch einen Schuß.

Der Intendant stand verzweifelt. Der Regen rauschte nieder. Baum zuckte noch einmal. Da kam etwas mit Scherzen und Lachen herbei, wunderliche Gestalten mit aufgeschürzten Kleidern und seltsam verhüllt; es war die Badegesellschaft, der man heute früh im Wald begegnet war. Die Damen eilten entsetzt davon. Die Männer halfen dem Intendanten. Es wurden Bauern vom Feld gerufen, um Baum in's Dorf zurückzuschaffen: Andere durchsuchten das Dickicht und brachten bald die Leiche des Thomas mit zerschmettertem Kopf heraus.

Der Intendant traf den Justiziar im Dorfe. Er legte bei ihm alle Aussagen nieder und bald war das ganze Dorf im Wirthshaus versammelt. Es war aber auch kein kleines Ereigniß, drei Geschwister auf Einmal todt; und daß Baum sich zuletzt noch als Wolfgang Rauhensteiner zu erkennen gegeben, darüber wollte sich fast

Niemand wundern, Jeder wollte ihn ſchon längſt erkannt haben, ſchon damals, als er in Begleitung des Hofarztes Walpurga abholte.

Am Abend ſaß der Intendant noch lange beim Gemswirth, dem er ſich nun als der Maler von ehedem zu erkennen gegeben. Der Gemswirth erzählte viel von Hanſei und Walpurga, es läßt ſich denken, in welcher Art.

Die alte Zenza nahm die Nachrichten, die ihr wurden, dumpf dreinſtarrend auf; ſie ſchien Alles nicht recht zu faſſen. Als man ihr ſagte, daß der Graf Geld dagelaſſen und verſprochen habe, immer für ſie zu ſorgen, lachte ſie hell auf, und als man ihr zu eſſen brachte, aß ſie Alles, was man ihr vorſetzte, mit Gier.

Baum, Thomas und die ſchwarze Eſther wurden miteinander begraben.

Dreizehntes Capitel.

Der König war zur Jagd, die Königin war krank. Das Hofgefüge hielt feſt, die Herren und Damen ſpeiſten an der gemeinſamen Marſchalltafel und unterhielten ſich über fernliegende Gegenſtände; man war heiter, denn es iſt Pflicht, den gegebenen Ton aufrecht zu erhalten.

Es war am vierten Tage nach der Schreckensnachricht. Die Hofdamen ſaßen nach der Mittagstafel unter dem ſogenannten Pilz. Der Pilz war ein rebenüberwachſenes rundes Dach an der Bergecke des Weingeländes; das Dach ruhte auf einer Säule in der Mitte und ſah von fern aus wie ein aufgeſpannter Schirm oder auch wie ein rieſiger Pilz. Man war ſo glücklich von den Vorbereitungen zur Verlobung der Prinzeſſin Angelique ſprechen zu können; man pries ihre erhabenen Eigenſchaften, obgleich ſie nur ein einfaches, beſcheidenes und gutherziges Mädchen war. Man hatte den Katechismus des Hofes vor ſich, den genealogiſchen Kalender; denn es hatte ſich ein Streit darüber erhoben, in welchem Grade der mediatiſirte Fürſt Arnold von großmütterlicher Seite mit dem regierenden Hauſe verwandt ſei. Die ganze Unterhaltung war indeß nur Nothbehelf.

Man ſprach davon, daß der Intendant von der Reiſe zurückge-

kehrt sei, und man war noch nicht recht klar, welche Abenteuer er erlebt; daß es dabei Todte gegeben, Erschossene, Ertrunkene, wußte man, aber das Wer? und Wie? war noch räthselhaft.

Glücklicherweise sah man den Intendanten jetzt selbst des Weges daher kommen. Man begrüßte ihn mit halb neckischem, halb mitleidigem Zuruf. Er sah entschieden angegriffen aus. Man bot ihm den besten Stuhl in der Mitte — er sollte erzählen. Der Intendant sah sich geschmeichelt von dieser allgemeinen, wenn auch etwas neckisch vorgebrachten Huldigung, und war schnell wieder der Gefällige; er war bereit, um den Preis der Beliebtheit Alles zum Besten zu geben, und wenn's nöthig ist, auch sich selbst.

Er wollte zuerst von Brunos tiefer Trauer erzählen, aber dies war es nicht, was man wissen wollte. Gut — man will von Bruno nichts hören, übergehen wir ihn. Nun erzählte er nicht ohne geschickte Anordnung den grausigen Tod Baums, der als echter Bedienter für einen andern in den Tod gehen mußte, aber doch auch nicht unverdient; denn er hatte Mutter und Geschwister verleugnet, und fiel nun durch die Hand des Bruders, der sich dann selbst den Tod gab.

Alles war von Schauer ergriffen und man fand es höchst seltsam, daß hinter einem alltäglichen Lakaien, wie Baum war, so viel Abenteuerliches stecken sollte.

„Sie haben nun eine Tragödie erlebt, die sich selbst in Scene setzte," sagte eine der Hofdamen.

Der Intendant wußte, daß Tragödien nicht mehr beliebt sind, und gefällig wie immer, erzählte er nach den wahrheitsgetreuen Mittheilungen eines decorirten Biedermannes, des höchst ehrenwerthen Gemswirthes, einiges sehr Anziehende über Walpurga, die ehemalige Amme des Kronprinzen. Man stellte sich zwar — oder war es wirklich so? — als ob man diese Person völlig vergessen, ja kaum je gekannt habe — mein Gott, wer kann sich alle diese untergeordneten Personen merken? aber in Ermanglung eines andern unverfänglichen Unterhaltungsstoffes ließ man sich auch wieder von Walpurga erzählen, und Schöning berichtete nach den streng glaubwürdigen Mittheilungen des sehr ehrenwerthen Gemswirthes — so lautete immer seine Einleitung — überaus Lustiges von Walpurga und

ihrem tölpelhaften Gemahl. Der gute Hanſei wurde in den Geſchichten ſo bockſteif gemacht, daß er weder Hände noch Füße ſelbſt gebrauchen konnte, und wenn er einen Gulden zählen ſollte, ſo mußte der Schulmeiſter geholt werden. Beſonders ſchmackhaft, und zwar mit etwas Wildgeſchmack hergerichtet, war die Geſchichte von einer Wette und einem Kammerfenſterchen. Die Damen kicherten in ſich hinein und ſchalten auf den Intendanten, daß er ſolch eine Geſchichte erzähle; aber der Intendant wußte recht gut, daß ſie ſolche Geſchichten um ſo lieber hörten; je mehr ſie ſchalten. Dabei hatte der Intendant mehrfach Gelegenheit, im Dialekt zu ſprechen; er kam ja eben friſch aus der Heimath des Gebirgs-Dialektes, und er hatte das Talent, verſchiedene Stimmen von Bauern und Bäuerinnen, die damals am Kammerfenſterchen geſtanden, nachzuahmen und dabei allerlei ſaftige Kraftworte anzubringen; es vergnügte ihn ſelbſt, ſolche losplatzende Fröſche und Sprühteufel unter die Damen zu werfen, daß ſie da und dort laut aufſchrieen: „O Sie entſetzlicher Menſch! Sie abſcheulicher Menſch!“ Eine Dame ſtach ihn ſogar mit ihrer Sticknadel; aber er erzählte immer ruhig weiter; er wußte wie dankbar man ihm war.

Und ſo wenig es Hanſei etwas ſchadete, daß von ihm als einem Tölpel geſprochen wurde, ſo wenig ſchadet es ja Walpurga, wenn man ſie etwas bunter ausſtaffirt — auf dem Theater ſind ja die Röcke der Bäuerinnen auch kürzer als in der Wirklichkeit. Und ſo dichtete der Intendant — gewiß mit dem beſten Willen, er that es ja nur, um den Damen gefällig zu ſein — Walpurga allerlei wunderbare Eigenſchaften an, ja man wollte ſogar wiſſen, daß ſie der Pfarrer am erſten Sonntag nicht ohne Grund in die Sacriſtei hatte rufen laſſen.

Zuletzt, allerdings mit Vorbehalt und Verwahrung, berichtete der Intendant, daß Walpurga von einer gewiſſen Dame, die ihre Freundin war, Tauſende und Tauſende erhalten habe, es ließe ſich allerdings nicht ſagen, wofür, aber ein großes Bauerngut hätten ſich die Leute gekauft; freilich hätten ſie auswandern müſſen, denn derart erworbenes Gut bringe keine Ehre, ſelbſt auf dem Lande nicht. In der ganzen Gegend ſpreche man davon, und auch der Amtmann habe es beſtätigt, daß ſie das ganze Gut baar in blankem Golde aus-

bezahlt habe und das betrage mehr als das Sechsfache deſſen, was Walpurga nachweisbar erhalten habe.

Der Intendant wiederholte, daß er nicht entfernt die Abſicht habe, eine Verleumdung weiterzutragen; aber er wollte intereſſant ſein, und dafür gab er ſich und Andere preis.

Man war glücklich, dieſe ewig aufgeputzte Landunſchuld einmal in ihrer Wirklichkeit zu ſehen, und man wünſchte nur, daß die Königin auch vernommen hätte, wie ihre geliebte Geſtalt aus dem Volke in Wahrheit ausſieht.

Es ſchien aber dafür geſorgt, daß ſie es erfahre.

Vierzehntes Capitel.

Der König jagte im Hochgebirge; er war in Wahrheit ein Jäger; er ließ ſich das Wild nicht vor den Lauf treiben, er ſtieg der Gemſe nach auf den ſteilſten Berggrat, ſein abgehärteter elaſtiſcher Körper überſtand mit Leichtigkeit jede Strapaze und ſein ganzes Weſen gewann ſehnige Spannkraft und friſchen Muth im Waidwerk.

Die Hofcavaliere hatten eine Witterung davon, daß im Geiſte des Königs etwas vorging; die beſtändige und faſt ausſchließliche nächſte Begleitung Bronnens war räthſelhaft.

Es war bekannt, daß Bronnen es verweigert hatte, als Kriegsminiſter in das Miniſterium Schnabelsdorf einzutreten; jetzt, hieß es, hat Schnabelsdorf den Nachtheil davon, daß er nur am grünen Tiſch Meiſter iſt und nicht mit zur Jagd gehen kann. — Bronnen hat auf mehrere Tage das Ohr des Königs.

Die Büchſen knallten auf den Höhen und manches Thier erlag; die Büchſen knallten im Thal und ein Bruderpaar ſank in den Tod, und in der Hauptſtadt war ein Gerede, das wie Meeresbrauſen tönte. — Die Königin vernahm von alledem keine Kunde; in ihren Gemächern war es ſtill, nicht einen Fußtritt, nur manchmal leiſes Flüſtern hörte man.

Die Königin hatte die Worte über den Tod Eberhards in der Zeitung mit Bitterkeit geleſen, und doch hatte die Zeitung dem, was die öffentliche Stimme ſprach, noch mit Zurückhaltung Ausdruck gegeben.

Man erzählte ſich Grauſenhaftes vom Hofe. Die Königin ſei bei der Nachricht vom Tode der Gräfin Wildenort in Wahnſinn verfallen.

Die Menſchen ahnten nicht, was in dieſem Gerücht lag. So ſchauervoll war nicht der Weg Irmas in jener Nacht über Berg und Thal, als der Gedankengang der Königin.

Sie dachte an Irma, ſie haßte und verabſcheute ſie und doch beneidete ſie ihr den Selbſtmord — eine Königin darf ſich nicht ſelbſt morden; es iſt unerhört in der Geſchichte. Eine Königin muß warten, bis man ſie langſam, etikettengemäß tödtet, lebendig einbalſamirt, bis ſie endlich todt iſt, und dann noch wird ſie nicht begraben, nein — beigeſetzt in der Gruft ... Nur immer erhaben, nur immer droben. Nur um Alles in der Welt keine Königin, die ſich ſelbſt mordet ...

Man wollte der Königin ihr Kind bringen; ſie wollte es nicht ſehen — Irma hat es geküßt. Sie rieb ſich oft und oft die Hand und die Wangen; ſie waren unrein, ſie brannten — Irma hat ſie geküßt.

Alles war ihr vernichtet: Liebe, Freundſchaft, Glaube, Treue, die weite Natur, wie ſie dem Auge ſichtbar und dem Ohr hörbar, die Kunſt des Bildes, des Klanges, des Wortes — Alles war ihr verwüſtet, denn Alles hatte Irma beſeſſen, erhöht, beſprochen, und es war nun Lüge, Fratze geworden.

Schaudernd ſprang die Königin einmal auf! die ſtrenge Folge der Gedanken muß den König zum Selbſtmord zwingen. Er kann es nicht ertragen, daß die, die er zu Grunde gerichtet, noch ſo viel Muth und Geradheit hatte, nicht weiterleben zu wollen ... Er kann nicht weiterleben. Wie will er die Flinte auf ein unſchuldiges Thier richten und nicht auf ſich ſelbſt?

Wer von Tauſenden genannt und Tauſenden verpflichtet iſt, darf nicht ſelbſt Hand an ſich legen ... Wie durfte er aber ſich ein Thun geſtatten, das ſeine Erhabenheit tödtet! Wo konnte er noch irgend Wahrheit verlangen, wenn er ſelbſt ...

Die Königin fuhr wie wahnſinnig auf bei dieſen Gedanken.

Die Menſchen fabelten, die Königin ſei wahnſinnig — ein dunkles Gefühl ſagte ihnen, an welchem Abgrund ſie wandelte.

Sie gab Befehl, daß Niemand zu ihr eingelaſſen werde; ſie

ſchaute dabei lächelnd auf — ſie kann noch befehlen, es gehorcht ihr noch etwas . . .

Nach geraumer Zeit erhob ſie ſich und befahl, daß man den Leibarzt rufe; er erſchien ſogleich, er hatte im Vorgemach verweilt.

Die Königin berichtete ihm die ganze Wirrniß ihres Denkens, es erleichterte ihr das Herz; nur das Eine konnte ſie nicht ſagen: daß ſie doch fühle, wie der König ſie liebte — ſo weit ſein unſteter raſtloſer Sinn das aufkommen ließ, was Liebe zu nennen iſt. Sie geſtand dem Leibarzt Alles, nur dies Eine nicht — ſie ſchämte ſich, daß ſie noch jetzt einen Gedanken der Liebe mit dem König verband.

„Ach Freund," — klagte ſie zuletzt — „giebt es denn nicht auch ein Chloroform für die Seele, für eine Provinz in der Seele, ein Tropfen Lethe? Lehren Sie mich vergeſſen, ſtumpf ſein. Ich vergehe im Denken."

Der Leibarzt wollte nach ſeiner Weiſe und wie es ſeine Wiſſenſchaft erheiſchte nicht von Fall zu Fall heilen und flicken, er wollte den Organismus umſtimmen. Hat die Königin gelernt, anders zu denken, ſo iſt auch der nächſte gegebene Fall in die entſprechende Perſpective geſetzt. Er tröſtete daher nicht, er leitete ihre Gedanken nur weiter; deckte ihr die Gründe auf im Thun und Laſſen der Menſchen. Er behandelte ſie nach dem großen Grundſatz jenes einſamen Philoſophen, daß in allem Treiben der Menſchen die Naturgeſetze walten; hat man dieſe begreifen und verſtehen gelernt, dann iſt keine Rede mehr von Verzeihen, wenngleich das Verzeihen mit eingeſchloſſen liegt in dem Erkennen der Naturnothwendigkeit.

In dieſer Betrachtungsweiſe ſuchte Gunther wie nach einem Brande Schutt und rauchende Trümmer wegzuräumen; noch ſchlug da und dort bei der Hebung eine Flamme auf, aber ſie war doch nur vereinzelt.

Die Königin klagte, wie ſie nichts als das Chaos vor ſich ſehe; ſie ging ſo weit, es einen Wahnwitz zu nennen, gut ſein zu wollen. Gunther gab ihr keinen andern Troſt als den, daß auch er den ganzen Jammer der Verzweiflung kenne; er gab ſich nicht wie ein draußen in Geborgenheit Stehender, der dem in Todesangſt Ringenden zuruft: Komm zu mir, hier iſt gut wohnen. — Er war ein Genoſſe

des Elends. Er erzählte von den Zeiten, da er nicht nur an seiner Kunst verzweifelte, an keine Heilung und keine Gesundheit mehr glaubte, sondern ihm auch aller Glaube an eine vernünftige Weltordnung geschwunden war. Er verfuhr nach dem Grundsatz, daß man dem Verzweifelnden nur zeigen kann: Siehe, es haben Andere gelitten wie du, und sie haben gelernt, weiterzuleben.

Ist dieses Bewußtsein in dem Bedrängten aufgegangen, so athmet er zum Erstenmale wieder im Licht und betritt die erste Stufe der Erlösung.

„Ich will Ihnen das schwerste Bekenntniß meines Lebens machen," sagte der Leibarzt.

„Sie?"

„Es gab eine Zeit, wo ich die Leichtfertigen, ja die Lasterhaften beneidete; ich neidete ihnen ihren Leichtmuth. Ich wollte auch so sein. Wozu sich die Seele belasten mit sittlichen Erwägungen, wenn sich's so gut leben läßt im Zusammenraffen alles dessen, was reizt und lockt?"

Der Leibarzt hielt inne, die Königin sah ihn groß an. Er fuhr mit Ruhe fort:

„Ich habe mich gerettet und in meiner reichen Erfahrung habe ich gefunden: Jeder Mensch, auch der zum Besten strebende, hat — wenn man so sagen kann — eine Gespensterkammer in seiner Seele; es gab eine Zeit, einen Moment, wo er in Unreinheit verfiel oder doch nahe daran streifte, eine Unthat zu begehen."

Aus langem stillem Brüten fragte die Königin:

„Sagen Sie, giebt es glückliche Menschen auf der Welt?"

„Wie meinen Sie das, Majestät?"

„Ich meine: Giebt es Menschen, in deren Leben Neigung und Bestimmung vollkommen harmonieren, und die sich dieser Harmonie bewußt sind?"

„Ich danke. Ich sehe, Sie befleißigen sich geschlossener Fassung im Ausdruck. Sie wissen, Majestät, ich beurtheile einen Menschen wesentlich nach seiner Satzbildung. Es kommt nicht darauf an, sogenanntes Geistreiches vorzubringen, sondern das, was man sagt, klar und bündig."

Die Königin merkte wohl, daß der Freund ſie zur Kraft allgemeiner Betrachtung und feſter Geſchloſſenheit führen wollte; ſchmerzlich lächelnd ſagte ſie:

„Und wiſſen Sie eine Antwort auf meine Frage?“

„Ich glaube. Majeſtät kennen die Geſchichte vom Hemd des Glücklichen?“

„Nicht mehr ganz.“

„Alſo kurz gefaßt: Ein König war krank, er konnte nur geſund werden, wenn ihm das Hemd eines Glücklichen verſchafft wurde. Man ſucht und ſucht, und findet endlich einen unſäglich armen und dabei unſäglich glücklichen Menſchen und — er hat kein Hemd auf dem Leibe. — Ich, nach meiner Ueberzeugung, drehe die Geſchichte um. Wäre ich ein Dichter, ich würde in einer großen Reihe von Bildern von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land das Leben der Menſchen aufrollen und zeigen: Seht her! da klagt dieſer und jener, dieſe und jene, und ſie ſind glücklich, oder vielmehr ſie ſind eben das, was ſie ſein können. Jedem Menſchen iſt das Maß ſeines Glückes in ſeiner Eigenthümlichkeit zugetheilt, er empfindet Glück oder Unglück gleich hoch oder tief, dumpf oder klar. Die Dichter ſind die Glücklichſten oder Unglücklichſten, weil ſie Glück und Unglück am höchſten empfinden. Jedem iſt das Glück gegeben, das ſeiner Naturnothwendigkeit entſpricht, und Unglück iſt nothwendig, um das Glück zu fühlen, wie wir nur aus dem Schatten das Licht erkennen.“

„Sie glauben alſo, alle Menſchen ſeien glücklich?“

„In Wahrheit ſind ſie es, aber in der Wirklichkeit nicht, weil ſie ſich nicht mit ihrer Naturnothwendigkeit einigen und immer und überall ihr Glück in dem ſuchen, was ſie nicht haben, oder beſſer, nicht ſind.“

„Ich faſſe das noch nicht ganz, aber ich werde es zu faſſen ſuchen,“ erwiderte die Königin. „Aber ſagen Sie mir: Kann auch der Schuldbewußte noch glücklich ſein?“

„Ja, wenn er frei wirkt und ſchafft und das Bewußtſein ſeiner Schuld ihn nur verzeihender und thätiger macht. Majeſtät! Der Irrthum, die Unebenheit, oder das, was man Fehler eines Menſchen nennt, iſt entweder ein Ueberſtrotzendes oder ein Mangel, was ſich

gewiſſermaßen als Hautrelief oder Basrelief ſeiner Natur darſtellt. Die Fehler des Ueberquellenden laſſen ſich durch Erziehung und Erkenntniß ausgleichen, die des Mangels nicht. Die meiſten Menſchen verlangen aber von ihren Zugehörigen und Allen, die ſie ſchön und groß wünſchen, daß ſie die Mängel ihrer Natur ausfüllen. Das geht nun und nimmer."

Die Königin war lange ſtill. Sie nahm offenbar die Gedanken des Freundes in die Seele.

„Auch ich habe einen ſolchen Basrelief-Fehler," ſagte ſie endlich, „ich weiß es. Ich ſehe es als eine Strafe Gottes oder der Natur an, daß mir mit Untreue und Abfall gelohnt werden mußte, weil ich den Glauben meiner Väter hatte aufgeben und einen fremden annehmen wollen. Ich war dem König dadurch ſchwach und haltlos erſchienen, er mußte mich verlaſſen. Ich wollte abtrünnig werden und werde mit Abtrünnigkeit geſtraft."

So rief die Königin und weinte; ſie weinte über ſich ſelbſt.

Gunther blieb ſtill und ruhig.

Die Königin betrat die zweite Stufe der Erkenntniß.

„Jener Abfall in Gedanken" — begann Gunther nach geraumer Pauſe, „Majeſtät, wiſſen, ich habe ihn nie gebilligt — jene Lockerung des Gewohnten war doch auch ein Symptom, daß Majeſtät ſich Ueberzeugungen neu aufbauen müſſen, die nicht nur mit Ihrer Natur ſtimmen, ſondern auch aus Ihrer Natur heraustönen. Majeſtät! Jede klare Erkenntniß, jede Ueberwindung des Schmerzes iſt eine Wandlung und Neubildung des Daſeins, eine Läuterung, wie man es ſonſt nennt."

„Ich verſtehe," erwiderte die Königin. „Ja, ich möchte die Weltordnung kennen, ich möchte die Vernunft im menſchlichen Geſchick verſtehen. Warum muß ich das erleben? Macht es mich beſſer? Bringt es mich zu edlerem Thun? Wäre ich nicht viel beſſer, wenn mein Leben ungetrübt geblieben? Ich habe die Menſchen alle ſo ſehr geliebt. Ach, es war ſo ſchön, Niemanden auf der Welt zu wiſſen, der mir feind, und noch ſchöner, Niemanden zu wiſſen den ich haſſen, verabſcheuen muß. Und nun? Was ſoll ich noch thun? Mir iſt, als wenn ich zu jedem Schritt über eine Schwelle müßte, darauf eine

Leiche liegt. Ich habe keinen freien Schritt mehr in der Welt. Sie ſind ein weiſer Mann. Helfen Sie mir! Führen Sie mich hinweg über dieſe entſetzlichen Gedanken!“

„Ich bin nicht weiſe, und wäre ich's, ich könnte es Ihnen nicht geben. Die Alten haben die Sage, daß man die Heſperidenäpfel nur zeigen, aber nicht für Andere pflücken kann.“

„Wol! Wol! Es ſei. So antworten Sie mir: Wäre es nicht beſſer, in Tugend, im Glauben an die Menſchen größer, ſchöner, ſtärker zu werden?“

„Die Kindſchaft der Seele iſt ein Glück, die klare Erkenntniß ein Verdienſt und, wie ich glaube, ein nothwendiges und haltvolles Glück —“

„Sie lenken mich ab. Sie haben den Schlüſſel auch nicht.“

„Ich habe ihn nicht. Unſer Leben iſt nichts als harte Nothwendigkeit. Duck' unter! heißt es — laß es auf dich hereinhageln und ſtehe feſt! Die Sonne kommt wieder. Wir ſtehen im Bannkreis unſeres eigenen kleinen und des allumfaſſenden Naturgeſetzes. Es kreiſt kein Stern am Firmament für ſich und vollzieht ſelbſtändig ſeine Bahn ohne Abirrung, die Geſtirne rings um ihn her ziehen an, ſtoßen ab; aber es gilt, in ſich zu verharren. So auch die Menſchen.“

„Sie geben eine Medicin und hoffen doch allein auf die Heilkraft der Natur.“

„Allerdings, Majeſtät. Das in unſerer Natur gegründete Geſetz allein hilft.“

Nach einer Weile fügte er hinzu:

„Man kann zu dem momentan Gebeugten nicht von erfriſchenden Wanderungen auf den Höhen ſprechen, ihn nicht dazu aufrufen. Wenn Du können wirſt, wirſt du wollen; denn der Wille iſt das nach außen gewendete Können. Jetzt in der Betroffenheit des erſten Schlages ſind Sie, Majeſtät, noch eingehüllt in die allgemeine Naturmacht, die Sie trägt. Die allgemeine Naturmacht ſetzt das Daſein fort, bis es wieder zum Leben, zur freien That wird. Meine gute Mutter faßte das in ihrer religiöſen Weiſe in die Worte: Wenn Gott nur ſo lange hilft, bis man ſich ſelber helfen kann.“

„Ich danke,“ ſagte die Königin. „Ich danke,“ wiederholte ſie und ſchloß die Augen.

Fünfzehntes Capitel.

Am selben Morgen, an welchem der König auf dem Jagdschloß mit Bronnen saß, trat der Leibarzt, zur Königin gerufen, ein. Sie lag aufgerichtet auf dem Ruhebett, weiß gekleidet, und sah erschöpft und bleich aus; sie sprach es aus, wie sie voll Zorn sei über sich selbst, über die Eitelkeit und Einbildung, daß sie, eine junge Königin, sich für gut und klug, ja für eine höher bevorzugte Natur gehalten; sie spottete über ihre Albernheit und Eitelkeit.

„Wußten Sie von dem, was hier vorging," fragte sie den Leibarzt.

„Nein. Ich konnte es nicht glauben, und jetzt erst verstehe ich den gräßlichen Tod meines guten Eberhard. Ein Vater in solchem Schmerze! —"

Die Königin ging nicht auf dieses ein; sie sprach fast zu sich:

„Wenn ich mir die Tage zurückrufe, die Stunden, in denen sie sang — ist es möglich, solche Lieder, solche Worte zu singen, von Liebe, Güte, Hoheit, Reinheit und dabei nichts in der Seele, ja schrecklicher als nichts, Falschheit, Heuchelei? Jedes Wort schielt! Dürfen wir Fürsten sein, uns über Andere stellen, über Andere herrschen, wenn wir uns nicht durch Reinheit und Seelengröße über sie emporheben? Ich bin eine Andere geworden seit gestern. Meine Seele lag tief unten auf dem Seegrund und über mir die Wellen des Todes, der Verzweiflung. Nun aber will ich leben. Sagen Sie mir nur, wie man es aushält. Sie sind nun schon so lange hier am Hof und verachten Alles; schütteln Sie nicht den Kopf, ich weiß, Sie verachten Alles! — Sagen Sie mir, wie hält man das aus? Wie macht man es, daß man doch bleiben, doch leben kann? Sie müssen das Geheimmittel haben. Geben Sie mir's! Das allein wird mich retten."

„Majestät!" versetzte der Arzt, „Sie sind noch in fieberischer, überreizter Stimmung."

„Wirklich? Das also ist Ihre Wissenschaft? Die Fürsten haben Recht, wenn sie die Menschen mißbrauchen, denn die Menschen, auch die besten, sind Höflichkeitsschatten! Auf Sie hatte ich Alles gesetzt, Sie hatte ich hochgehalten. Und was geben Sie mir? Einen Handschuh, wo ich eine Hand fassen will. Sie lächeln? Ich bin nicht

wahnwitzig, ich bin nur aufgewacht. Ich habe die Stunde gelebt, wo mir auf Einmal die ganze ſchöne Welt — ach, ſie war ſo ſchön! — lauter kriechendes Gewürm, fauler entſetzlicher Grabesmoder ward. O, es iſt ſchrecklich! Ich glaubte, daß es Einen freien Menſchen gäbe, Einen, dem man Alles ſagen, von dem man Alles fordern könnte — Sie ſind es nicht. Ach es gibt nur titeltragende Geſchöpfe auf dieſer Erde, es giebt keine Menſchen!"

„Du ſollſt nicht vergebens an mir geriſſen haben," murmelte Gunther halblaut und erhob ſich.

„Ich wollte Sie nicht kränken!" rief die Königin. „Ach, ſo iſt's ja, in Kummer und Schmerz verletzen wir gerade unſere Nächſten."

„Beruhigen Sie ſich, Majeſtät!" erwiderte Gunther ſich niederlaſſend. „Wenn etwas gut an mir iſt, ſo darf ich ſagen, ich verweichliche mich nicht. Ich bin hart gegen mich, und darum bin ich es auch gegen Andere."

Die Königin ſchloß die Augen, dann aber ſchaute ſie wieder groß auf und ſagte:

„Ich fürchte nichts mehr."

Gunther fuhr fort.

„Nun denn, ſo wiſſen Sie. Keine Phantaſie eines Menſchen kann ausdenken, wie niederträchtig und jammervoll das Gewirre des Menſchenlebens iſt, aber auch Keiner kann ergründen, wie ſchön, wie groß, heilig und erhaben trotz alledem. Majeſtät! Ich bin hier im Schloſſe, das eine Welt im Kleinen iſt, eine Welt für ſich. Da iſt hingezogen Alles, was gräßlich, und Alles, was erhaben iſt, und — die Blumen blühen und die Bäume grünen und die Sterne ſchimmern darüber. Auch im Verächtlichſten blüht noch eine Blume, glänzt noch ein Stern. Es fällt ein Tropfen aus der Himmelswolke, er fällt auf die ſtaubige Straße und Staub und Tropfen werden zu Straßenſchmutz. Aber für das Auge, das tiefer ſieht, iſt der Tropfen noch rein, wenn auch faſt bis zur Unkenntlichkeit zerſplittert und bis zur Untrennbarkeit vereint mit dem trübenden Staub. Doch auch dieſes Bild genügt nicht ganz. Kein ſinnliches Bild, das uns das Ewige, das uns Gott veranſchaulichen ſoll, trifft ganz zu. Auch im Stäubchen iſt Gott. Nur vor unſerm Auge iſt es Staub, vor dem Auge

Gottes iſt es ſo rein wie das Waſſer und gleicherweiſe eine Stätte der Unendlichkeit. Die Menſchen alle, die Ihnen ſo verlogen erſcheinen — dieſe Menſchen alle möchten gern gut ſein, wenn es nur nicht ſo viel Mühe koſtete und ſo manche Entbehrung auferlegte. Die meiſten Menſchen wollen Tugend gewinnen, aber nicht erwerben; ſie möchten gern das große Loos in der Morallotterie gewinnen. „Ach, wenn ich nur ganz gut wäre," klagte mir einmal eine verdorbene Unſchuld. Majeſtät! Der reine Gedanke ſpricht: Haß und Verachtung ſind nicht gut, denn ſie ſchädigen die Seele. Die Kunſt des Lebens iſt: das Niedrige als niedrig zu erkennen, aber durch Leidenſchaft gegen das Gemeine ſich nicht ſelbſt zu erniedern. Sie müſſen den Haß aus dem Herzen ziehen und Frieden ſchließen mit dem Geiſte. Der Haß zertrümmert die Seele. Sie müſſen wiſſen: Laſter und Miſſethaten ſind bei Licht betrachtet gar nicht wirklich, ſie ſind nichts als Mängel! ſie können tauſendfache traurige Folgen haben, aber ſie beſtehen nicht; die Tugend allein iſt eine Wirklichkeit. Stellen Sie ſich hier herauf, und es ſind nur noch Schatten, die Sie quälen."

„Ich ſehe die Stufe," ſagte die Königin, „helfen Sie mir hinauf!"

„Es giebt nur Selbſthülfe. Jeder muß lernen, ſouverän zu werden; ſelbſt die Königskrone verleiht das nicht. Das Geſetz lehrt: Du biſt ſouverän, wenn du deine Seele nicht von Haß und Verachtung erfüllen und dir damit die Welt rauben läſſeſt, die dir gegeben, ſei dieſe Welt groß oder klein."

„Ich glaubte zu ſehr an Tugend und Güte —"

„Wol. So lange man an die Menſchen glaubt, kann man getäuſcht werden und wird verzweifeln; man will und wird immer nur ſehen, was die Menſchen für uns ſind, nicht, was ſie für ſich ſind. So lange man an die Güte der Menſchen glaubt, kann uns das Verkehrte, wo man Gutes erwartete, irre machen. Sobald man aber weiß und erkennt das Göttliche in Jedem, das der Träger ſelbſt nicht kennt, iſt man geborgen im Höchſten, und die Welt iſt dir geborgen im Höchſten."

Die Königin richtete ſich raſch auf, ſie reichte dem Leibarzt beide Hände und rief:

„Sie ſind ein Wunderthäter!"

„Ein Wunderthäter? Nicht doch, nur ein Arzt, der ſchon viele fiebernde und viele todesſtarre Hände in ſeiner Hand gehalten. Ja, meine ärztliche Kunſt mag Ihnen ein Sinnbild ſein. Wir helfen dem Menſchen, und fragen nicht, wer er ſei, wir helfen ihm zu jeder Tages-, zu jeder Nachtzeit, weil ihm geholfen werden muß — und ſei es, daß er dann, wieder geſund geworden, ſeinen ſchlimmen Weg weiter wandle. Das Einzelne iſt unſere That, das Ganze unſer Denken. Wir ſelber ſind Stückwerk, unſer Thun iſt Stückwerk, das Ganze iſt Gott."

„Ich verſtehe das, ich glaube es zu faſſen. Wir leben aber doch nur im Einzelnen, und wie erträgt man das einzelne ſchwere Schickſal? Kann man denn im Guten genommen — ich meine es im Guten — immer außer ſich ſein?"

„Ich weiß, Leidenſchaften, Affekte, laſſen ſich nicht durch Ideen berichtigen; denn ſie erwachſen auf verſchiedenem Grunde oder vielmehr ſie bewegen ſich in ganz andern Sphären. Majeſtät! Es ſind wenige Tage her, da habe ich meinem alten Freunde Eberhard die Augen zugedrückt. Er war ein Mann, der zum Höchſten ſtrebte und im Beſten lebte, einſam, von der Welt abgewendet; aber nur ſelten und nie voll gelang es ihm, ſein Naturell durch die Idee zu berichtigen. In ſeiner Sterbeſtunde ſchwang er ſich hinaus über das Leid, das entſetzliche, das ihm im Herzen brannte um ſein Kind: er rief ſich Gedanken zu, die er aus der klaren Erkenntniß ſeiner beſten Stunden geſchöpft, und ſtarb in ihnen frei und erhoben. Majeſtät, Sie ſollen noch leben und wirken, ſich ſelbſt erhöhen und Andere. Ich rufe Ihnen eine Stunde in Erinnerung. Dort unter jener Hänge-Eſche, wo Sie, aufgenommen vom reinen Menſchenthum, ſich des armen Kindes erbarmten, das zwiefach hülflos in die Welt geſetzt iſt, und ihm die Mutter nicht rauben wollten — den reinen und echten Geiſt jener Stunde rufe ich in Ihnen an. Damals waren Sie groß und verzeihend, weil Sie noch nichts gelitten; Sie warfen keinen Stein auf Gefallene, Sie liebten und Sie verziehen."

„O Gott!" rief die Königin, „und was iſt mir geworden? Das Weib, an deſſen Bruſt mein Kind ruhte, iſt der Verworfenſten eine. Ich hatte ſie geliebt wie die Bewohner einer andern unſchuldsvollen

Welt, und nun iſt mir's klar geworden, ſie war die Vermittlerin, eine Heuchlerin ohnegleichen unter der Maske der Naivetät. Ich hatte geglaubt, in der einfachen ländlichen Welt lebt noch die Reinheit und Wahrhaftigkeit — es iſt Alles verdorben und verkehrt. Die Welt der Naivetät iſt ſchlecht, ja noch ſchlechter als die der Corruption."

„Ich ſtreite jetzt nicht um die einzelne Perſon; ich glaube, daß Sie ſich in Walpurga irren; aber ſei es auch, daß Sie Recht haben, ſo viel iſt doch klar: das was man Bildung und was man Unbildung, Glauben oder Unglauben nennt, kann ſittlich und unſittlich laſſen; die wahre Erkenntniß allein iſt die Reinheit, die wiedergewonnene, feſte. Erweitern, erheben Sie den Blick und ſehen Sie über das Einzelne hinweg und ſehen Sie das Ganze; nur im Ganzen iſt Verſöhnung."

„Ich ſehe wol, wo Sie ſtehen, aber ich kann nicht hinan; ich kann nicht mit Ihrem Teleſkop hinausſchauen — immer nur in Ihren blauen Himmel. Ich bin zu ſchwach. Ich weiß wol, wie Sie es meinen. Sie ſagen: ſiehe hinweg über dieſe paar Menſchen, über dieſe Spanne Raum, die man ein Königreich nennt, ſie ſind nicht mehr als einige Halme im Feld, eine Scholle im All."

Der Arzt nickte zufrieden, aber die Königin fuhr traurig fort:

„Ja, aber dieſer Raum und dieſe Menſchen — das iſt meine Welt. Wenn nicht um uns her — iſt die Reinheit dann bloße Phantaſie? Wo iſt ſie?"

„In uns," erwiderte Gunther, „und wenn in uns, überall, und wenn nicht in uns, nirgends. Der ſteht auf der Vorſtufe, der noch etwas verlangt. Das iſt die rechte Liebe noch nicht; die rechte Liebe zu den Dingen der Welt und zu ihrem Urgrunde, Gott, hat man erſt, wenn man keine Gegenliebe, wenn man nichts dafür verlangt. Du liebſt das Göttliche in den Dingen, die ſich nicht ſelbſt in ihrer Göttlichkeit erkennen, die verſunken und verſchüttet ſind, unerlöſt, wie es die Kirche nennt; dieſe Liebe zur Gottheit oder zur ewigen reinen Natur iſt die höchſte Freude, hat mich mein Meiſter gelehrt und ich habe es in mir gelernt, und Sie, Majeſtät, ſollen es auch und können es. Dieſer Park gehört Ihnen; die Vögel, die in ihm wohnen,

Luft und Licht, die darin strömen und schaffen, und seine Schönheit gehören nicht Ihnen, sondern mir und Jedem, so gut wie Ihnen. So lange man noch im gemeinen Besitz der Welt ist, kann man sie verlieren, sobald man aber in den reinen Besitz der Welt gekommen, kann Niemand mehr sie uns rauben. Es gilt, stark zu sein und zu wissen: Haß ist Tod, Liebe allein ist Leben, und so viel Liebe in dir, so viel Leben und Göttlichkeit ist in dir."

Gunther erhob sich und wollte sich entfernen. Es ist genug. Das innere Denken der hohen Frau darf nicht überschüttet werden. Die Königin bat ihn indeß mit einem Wink der Hand, noch zu bleiben. Er setzte sich wieder. Lange war es lautlos im Gemach.

„Sie können nicht denken," begann die Königin wieder, „doch, das ist eine der Redensarten, die wir auswendig gelernt haben, ich meine das Gegentheil: Sie können sich denken, welch eine Umwälzung alles das, was Sie mir sagen, in mir machen muß."

„Ich begreife es."

„Lassen Sie mich nur noch Einiges fragen. Da, wo Sie stehen und wohin Sie mich führen wollen, ich glaube — nein, ich sehe, ich weiß, daß hier oben ewiger Friede, es ist aber auch so einsam und kalt; ich habe ein Gefühl der Bangigkeit, als würde ich in einem Luftballon in die dünne Atmosphäre hinaufgetragen und es würde immer mehr Ballast ausgeworfen. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich verstehe nicht, wie man den Menschen liebreich nahe sein und ihnen doch nur so von fern zusehen kann, wie einem Spiel der Naturkräfte. Hier oben verschwindet doch eigentlich jeder Klang und jedes Bild."

„Gewiß, Majestät, es giebt ein Reich des Denkens, in dem Hören und Sehen vergehen muß; da ist nur Denken und nichts Anderes mehr."

„Ist das aber nicht ein Denken aus dem Tode heraus in das Leben hinein? Ist das etwas Anderes, als klösterliche Selbsttödtung?"

„Das gerade Gegentheil. Dort liebt man den Tod oder preist ihn wenigstens, weil nach ihm das Leben erst beginnen soll. Ich gehöre nicht zu denen, die ein anderes Leben verneinen; ich sage nur mit meinem Meister: unser Wissen ist ein Wissen vom Leben und

nicht vom Tode, und wo mein Wiſſen aufhört, hört mein Denken auf. Unſere Arbeit, unſere Liebe gehört dem gegenwärtigen Leben. Und weil Gott in dieſer Welt iſt, in Allem, was darin erſcheint, und nur in den Dingen, darum haben wir dies Göttliche in Allem zu befreien. Das Geſetz der Liebe ſoll walten. Und was das Naturgeſetz in den Dingen, das iſt das Sittengeſetz und das Recht im Menſchen."

„Ich kann mich nicht darein finden, wie Sie die Gotteskraft ſo in Millionen Theile zerſplittern. Wenn man einen Stein in Splitter zerbricht, bleibt jeder Theil noch ein Stein; aber eine Blume, die man zerreißt, da ſind die Stücke keine Blume mehr."

„So nehmen Sie dies Bild, obgleich in Wahrheit kein Bild ausreicht. Die ganze Welt, das Firmament und die darauf lebenden Geſchöpfe — ſie alle ſind nicht zertheilt, ſie ſind Eins, ſie ſind, vor dem Gedanken zuſammen geſchloſſen, die Blume, daraus die Gottesidee duftet, und der Duft, der hinausſteigt, iſt in der Blume und haftet an ihr; die Werke aller Dichter, aller Denker, aller Helden ſind nur Duftſtröme, die durch Raum und Zeit dahinſchweben. In der Blume ſelbſt haften und ſind ſie ewig. Nicht im Einzelnen zertheilt iſt der ewige Geiſt da, er iſt nur als Einheit in der ganzen Welt, in jedem Weſen, jeder Zelle am Baum, an der Blume. Wer in der Unendlichkeit denkend ſteht, ſieht als die Welt den großen Blumenkelch, daraus der Gedanke Gottes duftet."

Die Königin hielt längere Zeit das Geſicht mit beiden Händen verdeckt. Gunther verließ das Gemach.

Sechzehntes Capitel.

Der König kam von der Jagd zurück. Das muthige Wandern über die Berge hatte ihn erfriſcht und dazu trug er ein neues Gedankenleben in der Seele.

Er hatte bereits Alles erfahren, was am See vorgegangen. Das iſt nun abgethan, man kann ſich nicht mit Vergangenheiten ſchleppen.

Er erfuhr, daß die Königin ſeit der Schreckensnachricht ihre Ge-

mächer nicht verlaſſen hatte. Er ließ den Leibarzt rufen. Dieſer erſtattete ihm Bericht über das Befinden der Königin, und empfahl noch große Schonung.

Der König glaubte in Wort und Ausdruck des Leibarztes eine noch ſtrengere Zurückhaltung als ſonſt zu bemerken; er hätte ihn gern gefragt, was die Königin denke, wie ſie ſich das traurige Ereigniß zurecht gelegt und überwunden habe; aber es war ja die Pflicht des Arztes, ihm das von ſelbſt zu berichten. Endlich entſchloß ſich der König, zu fragen:

„Iſt die Königin auch im Gemüth ruhig?“

„Schön und edel wie immer,“ erwiderte der Leibarzt.

„Hat ſie in dieſen Tagen etwas geleſen? Hat ſie den Oberhofprediger rufen laſſen?“

„Ich wüßte nicht, Majeſtät.“

Zum Erſtenmal war dem König die ſonſt ſo bequeme Hofordnung zuwider.

Der Leibarzt ſollte von ſelbſt ſprechen, viel erklären, und nun gab er nur Antwort auf das, was er gefragt wurde, und ſelbſt dieſe Antworten waren ſo knapp.

„Sie haben auch Schweres erlebt — Sie haben in Graf Eberhard einen alten Freund verloren,“ ſagte der König.

„Der Todte iſt mir noch geblieben, wie mir der Lebende war,“ erwiderte Gunther.

Der König war im Innerſten voll Zorn. Er hat ſich dem Manne ſo freundlich nahe geſtellt, hat ſich nach einem Ereigniß aus ſeinem Privatleben erkundigt, und er bleibt noch immer bei aller angemeſſenen Form ſo verſchloſſen und ablehnend.

Ein alter Widerwille gegen dieſen Mann, der inmitten des bewegten Lebens ſtets etwas Unbewegliches hatte, erwachte wieder im König. Er entließ den Leibarzt mit huldvoller Handbewegung, aber als er wegging, ſtarrte er ihm finſter nach.

Eine Erkenntniß, die ihm die Wange glühend machte, beſtimmte ihn zu einem andern Verfahren. Es ward ihm klar, wie das Grundweſen ſeines Vergehens darin beſtanden habe, daß ein Drittes zwiſchen ihn und ſeine Gattin geſtellt war. Das ſollte nicht

mehr sein, auch in der besten Weise nicht. Er wollte den Arzt nicht weiter ausforschen über Denken und Empfinden seiner Gattin, unmittelbar und allein soll sie ihm Alles sagen. Er fühlte die tiefe Neigung zu ihr und wußte, daß er ihrer aufs Neue würdig sei, denn er hatte so vieles in sich überwunden.

Der König ließ die Oberhofmeisterin zu sich entbieten. Seit dem traurigen Ereigniß hatte der König nur Männer vor sich gesehen, vor denen derartiges leichter zu nehmen, ja kaum zu berühren ist; jetzt stand ihm zum Erstenmal wieder eine Frau vor Augen, und zwar eine solche, die mit der Orthodoxie der Hofformen einen edlen Geist verband. Der König war haltungsvoll gegen die Oberhofmeisterin, während im Innersten sein Herz zitterte.

„Wir haben Schweres erlebt," sagte er ihr.

Die Oberhofmeisterin wußte mit geschickten Wendungen über alles Geschehene hinwegzugehen und jede Erörterung des Königs abzulenken, denn es ist durchaus ungehörig, daß die Majestät sich rechtfertige oder gar sich schwach und betroffen zeige, und es ist Pflicht der nächsten Umgebung, alles Unangenehme und Scharfe mit Anstand abzuglätten.

Der König verstand diese sorgfältige Wendung. Er fragte, ob die Oberhofmeisterin in diesen Tagen oft bei der Königin gewesen und wer jetzt den Dienst habe. Gräfin Brinkenstein erzählte, daß sie nur einmal bei der Königin gewesen, die ihr einen Wunsch in Bezug auf Se. königliche Hoheit den Kronprinzen ausgesprochen habe.

„Ja, wie geht's dem Prinzen?" fragte der König. In diesen ganzen Tagen hatte er kaum an seinen Sohn gedacht und es durchzuckte ihn wie ein neues Bewußtsein, daß er einen Sohn habe.

„Vortrefflich," erwiderte die Oberhofmeisterin, und nannte die Hofdamen und die Kammerherren, die jetzt Dienst bei ihrer Majestät der Königin hatten. Niemand hatte sie in diesen Tgen gesehen, nur die Kammerfrau Leoni war stets bei ihr und der Leibarzt hatte stundenlang mit ihr sich unterhalten.

Der König ließ sich den Prinzen in seine Gemächer bringen. Er küßte den Knaben, der mit seinen feinen vollen Händchen ihm im Gesichte spielte.

„Du ſollſt mit Ehrerbietung Deines Vaters gedenken — könnte ich nur auch das Eine fortwiſchen," ſprach er in ſich hinein.

Wie von der Berührung des Kindes neugeſtärkt, wollte er zu ſeiner Gattin ſich begeben, aber Schnabelsdorf hatte ſich zum Vortrag melden laſſen. Der König mußte ihn empfangen.

Der Miniſterpräſident berichtete, daß nunmehr das Ergebniß ſämmtlicher Wahlen bekannt ſei; er werde einen ſchweren Stand haben, da ſich eine Mehrheit für die Oppoſition ergeben.

Der König zuckte die Achſeln und ſagte:

„Man muß die Ereigniſſe abwarten."

Schnabelsdorf ſah ſtaunend dieſe Gleichgültigkeit. Was iſt vorgegangen?

„Es iſt nur eine einzige Nachwahl nöthig," ſagte er. „Majeſtät wiſſen, daß der verſtorbene Graf Eberhard Wildenort zum Abgeordneten gewählt war."

„Ich weiß, ich weiß," ſagte der König. „Wozu das?"

Schnabelsdorf ſah zu Boden und fuhr fort:

„Wie ich höre, wird der Generaladjutant Eurer Majeſtät, Oberſt v. Bronnen, der ſchon früher im Wurf war, nunmehr dort als Candidat aufgeſtellt."

„Bronnen wird die Candidatur ablehnen," ſagte der König.

Schnabelsdorf verbeugte ſich wiederum, kaum merklich. Er ahnte, was vorgeht.

Der König ließ ſich nun noch das Nöthigſte berichten, bat aber Schnabelsdorf, recht kurz zu ſein.

Schnabelsdorf war ſehr kurz.

Der König entließ ihn.

Er wollte Schnabelsdorf die neugewählte Kammer eröffnen laſſen. Wenn dann die Mehrheit, wie ſicher zu erwarten, ſich gegen ihn ausſpricht, wird Bronnen ein neues Miniſterium bilden.

Es war kein geringer Kampf, den der König mit ſich auszukämpfen hatte, indem er das, was ſelbſtherrlicher Beſchluß ſein ſollte, nun als Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen ſich darſtellen ließ. Aber er ſelbſt erkannte es als das erſte wirkliche Zeichen ſeiner Unter-

ordnung unter das Gesetz, er wollte seinen höchsten Ruhm darin finden, dem geprüften Willen des Volkes den Ausdruck zu geben.

Treu und frei — der neue Wahlspruch stand wieder vor seiner Seele.

Er sammelte sich in Ruhe, um zu seiner Gemahlin zu gehen.

Siebzehntes Capitel.

Die Königin hatte vernommen, daß der König zurückgekehrt war, und die Ruhe und Fassung, die sie gewonnen hatte, schien verschwunden. So lang der König räumlich fern war, glaubte sie sich fest in der Betrachtung von der Höhe des Gedankens, jetzt aber da er nahe war, zitterte sie in der Furcht, ihm vor Augen zu treten; die gekränkte Empfindung rüttelte an den so mühsam und kaum befestigten Grundsätzen.

Es war schon Nacht, als die Königin die Stimme ihres Gemahls im Vorzimmer hörte; er wolle sie sehen, sagte er, auch wenn sie schliefe. Er trat leise ein. Sie hielt gewaltsam die Augen geschlossen und zwang sich zu ruhigem Athmen. Es war die erste Heuchelei ihres Lebens; sie hatte nur Schlaf zu heucheln, und wie oft hatte der, der jetzt vor ihr stand, Innigkeit und Treue geheuchelt ... Ihr Athem ging schwer. Sie bedurfte aller Kraft sich ruhig zu halten. Das Grausen des Scheintodes kam über sie.

Sie lag regungslos mit gefalteten Händen, und vor ihr stand ihr Gatte. Sie meinte, seinen sorgenvollen liebenden Blick zu spüren — aber was ist hier Liebe und Sorglichkeit? Sie spürte den Athem aus seinem Munde; sie fühlte, wie seine Finger sich an ihren Puls legten, und sie bewegte sich nicht; sie fühlte einen Kuß auf ihre Hand, und sie bewegte sich nicht; sie hörte, wie er zu Madame Leoni sagte: „Sie ist gottlob ganz ruhig. Sagen Sie nicht, daß ich hier war" — sie hörte seine Worte und seinen leisen Schritt, wie er nun hinausging, und sie bewegte sich nicht; und um auch vor der Kammerfrau nicht zu gestehen, daß sie geheuchelt, mußte sie sich noch schlafend stellen und durfte von allem Geschehenen nichts wissen.

Im Vorzimmer ſagte der König zur Kammerfrau Leoni:

„Ich danke Ihnen, liebe Leoni.“

„Majeſtät!“ erwiderte Frau Leoni, ſich tief verbeugend.

„Sie haben ſich in dieſen Tagen der Königin wieder neu bewährt, ich werde Ihnen das nicht vergeſſen. Es iſt mir ein Troſt, die Königin von ſolcher Sorgfalt umgeben zu wiſſen. Und, liebe Leoni, thun Sie nur Alles, um der Königin recht viel Ruhe zu ſchaffen, und wenn die Königin etwas beſonderes wünſcht, wovon Sie glauben, daß die Hofdamen und die Oberhofmeiſterin nichts zu wiſſen brauchen, ſo wenden Sie ſich an mich. Hat die Königin viel geſprochen in dieſen Tagen?“

„O ja, leider zu viel, davon iſt ſie eben ſo matt — ſtundenlang, unaufhörlich.“

„Hat ſie mit Ihnen ſo viel geſprochen?“

„O nein.“

„Alſo mit dem Leibarzt?“

„Ja wol. Verzeihen Majeſtät, aber ich meine, ſeine Apotheke beſteht in Worten.“

Der König erinnerte ſich, daß Madame Leoni der Königin, mehr aber noch dem Leibarzt gram geworden, weil nicht ſie zur Aja des Kronprinzen ernannt wurde, ſondern Frau v. Gerloff; er war nicht geſonnen, ſich das zunutze zu machen; er ſagte daher nur:

„Der Arzt, liebe Leoni, muß der Vertraute ſein.“

„Gewiß, Majeſtät — aber unſere erhabene Königin iſt ſo ſchwermüthig, und da thäte es wol beſſer, wenn man ſie erheiterte, daß ſie lachte, und nicht immer ſo ſchwere und entſetzliche Dinge mit ihr ſpräche. Majeſtät verkennen mich gewiß nicht, aber ich möchte unſerer erhabenen Königin gern beiſtehen, und ihr einziger und beſter Beiſtand ſind Sie, Majeſtät, und wer da irgend ſich dazwiſchendrängt, der thut nicht gut.“

Dem König ward es bang. Er hat ſich nie mit Spioniren abgegeben, und jetzt, wo er ſich gereinigt und erhoben fühlte, war es ihm doppelt zuwider. Dennoch ſagte er:

„Bitte, erzählen Sie, was iſt denn geſchehen?“

„Ach, Majeſtät! Ich möchte lieber ſterben, ehe ich ein Unrecht

an meiner erhabenen Herrin begehe; aber ich thue gewiß kein Unrecht, es ſoll ihr ja nur helfen.“

„Vertrauen Sie mir nur Alles,“ ſagte der König leiſe — er hörte ſelbſt nicht gern, was er ſagte — „ebenſo unwürdig, als es Ihrer wäre, hin- und herzutragen, ebenſowenig würde ich es je geſtatten oder verlangen; aber es iſt gut, wenn ich weiß, wie man der Königin aus ihrer jetzigen Verwirrung helfen kann, und dazu muß ich wiſſen, was ihr zugetragen wird und wie die Dinge beſprochen werden.“

„Das iſt's ja, Majeſtät,“ erwiderte Madame Leoni, und nachdem ſie nochmals um Entſchuldigung gebeten, beſonders wegen der unſchönen Worte, gab ſie einen Bericht, wie der Leibarzt von der Entſtehung des Straßenſchmutzes geſprochen, wie ein reiner Tropfen aus der Himmelswolke ſich mit dem Staub auf der Straße vermengt, und dann ſei von Bildhauerei die Rede geweſen, von Hautrelief und Basrelief.

Frau Leoni konnte nur unzuſammenhängenden Bericht geben, aber der König wußte genug.

Achtzehntes Capitel.

Am Morgen ließ der König ſeiner Gemahlin melden, daß er ſie ſprechen müſſe.

Er eilte zu ihr.

Sie waren Beide allein im Gemach.

Der König wollte ſeine Gemahlin umarmen.

Sie bat ihn, ſich auf einen Stuhl zu ſetzen.

„Wie Du willſt,“ ſagte er in ſanftem Tone; er war entſchloſſen, in Aufrichtigkeit und Liebe wieder ihre ganze Seele zu gewinnen.

„Willſt Du zuerſt ſprechen, oder ſoll ich?“ fragte er nach einer Weile.

Sie erſchrak vor ſeiner hellen Stimme. Sie ſah ſein friſches Ausſehen und wurde noch blaſſer. Sie legte die Hand aufs Herz. Sie konnte noch nicht ſprechen.

„Gut, ſo laß mich reden. Mathilde! Wir haben uns gewonnen in aufrichtiger Liebe. Ich bekenne offen, ich habe ſchwer gefehlt, an Dir und an Andern. Nun bitte ich Dich: glaube an meine herzliche Umkehr und ſei nicht klein."

„Nicht klein? Ja wol, ich weiß es! Ihr großen Seelen, euch iſt die Sittlichkeit nur Engherzigkeit; ihr ſeid weite große Herzen, weltumfaſſende und ich bin ein bornirtes Weſen, ach, gar ſo bornirt!"

„Mathilde, ſprich nicht ſo, ich wollte Dich nicht verletzen."

„O nein, Du wollteſt mich nicht verletzen, gewiß nicht, nie."

„Mathilde, das iſt der Ton nicht, in dem wir wieder den reinen Accord finden. Verlange etwas von mir, als Zeichen meiner Umkehr. Du haſt das Recht. Ich ſchwöre Dir —"

„Schwöre nicht! Ich beklage Dich. Du haſt nichts, wobei Du ſchwören kannſt. Schwöre beim Haupt Deines Kindes — an der Wiege dieſes Kindes haſt Du mit ihr Blicke und Worte der Untreue —"

„Die Zukunft ſoll alles Vergangene vergeſſen machen."

„Gut. Erlaß eine königliche Botſchaft: Die Welt und meine Gemahlin vor Allem ſollen vergeſſen, daß je eine Gräfin Irma gelebt! So iſt mein königlicher Wille."

Der König ſah ſtaunend auf ſeine Gattin: Iſt das das zarte empfindſame Weſen? Was iſt aus ihr geworden?

„Laß die Todten ruhen," brachte er endlich hervor.

„Aber die Todten laſſen uns nicht ruhen. Sie ſieht mich an aus Deinem Auge, ſie ſpricht mich an aus Deinem Mund, ſie rührt mich an mit Deiner Hand, denn Deine Hand, Dein Mund, Dein Auge waren ihr."

„So will ich mich wieder entfernen, bis Du Faſſung gewonnen."

„Nein, bleib', ich habe Faſſung. Oder willſt Du mich nicht hören?"

„Ich höre," ſagte der König, ſich wieder ſetzend. „Sprich."

„So wiſſe denn: Du haſt ein Heiligthum verwüſtet, darin Du als Angebeteter ſtandeſt, wie es ſchöner und herrlicher nie auf Erden war. Ich darf Dir das jetzt ſagen, denn der Tempel iſt nicht mehr

und Du biſt nicht mehr darin. Ich wollte Eins mit Dir ſein, in Allem, in jedem Athemzug, in jedem Wort, in jedem Blick, im Aufſchauen zu dem Höchſten ſollte unſer Blick einig ſein. Darum wollte ich Dir meinen Glauben opfern —."

„Du willſt abrechnen? So bedenke: das Opfer, das Du mir bringen wollteſt, verlangte ich nicht; es wäre eine Laſt für mich geworden. Von einem Opfer iſt hier nicht die Rede."

„Gut, ich will nicht mehr daran denken. Ich wollte Dir nur ſagen, daß das, was ich für ein Opfer hielt, zu einer Schwäche vor Deinen Augen wurde. Ich rede nicht mehr davon. Aber Du haſt mit meiner Freundin, mit der, die ich dafür hielt, in Untreue gelebt. Ich weiß, wie es in der Welt iſt. Die Steigeneck, die Dein Vater —"

„Beleidige meinen Vater nicht! Mir darfſt Du ſagen, was Du willſt — nur beleidige meinen Vater nicht."

„Ich beleidige ihn nicht, ich ehre ihn. Er war ſittlich und rein gegen Dich, fern von Schönthuerei, Lüge, Heuchelei und Verrath."

„Wer ſpricht hier?" unterbrach der König. „Iſt das meine Gemahlin, iſt das eine Königin, die ſolche Worte ſpricht?"

„Es ſind nicht meine Worte, ſie ſollten's nicht ſein, Du haſt mir ſie aufgezwungen. Doch — ſtreiten wir nicht um Worte. Dein Vater hat einer Fremden, die draußen lebte, die ſeine Frau nicht kannte, ſeine Neigung zugewendet — das iſt Sittlichkeit und Tugend gegen Dein Verfahren. . . .

Du brachſt die Treue mit meiner Freundin, mit der, die mir ſtündlich zur Seite war. Wir ſprachen, wir dachten gemeinſam, von Gott, von Liebe, von den Sternen, von Baum und Berg und Thal, wir ſchauten miteinander die Werke der Kunſt, wir ſangen und muſicirten — und das konntet ihr beide neben mir, ins innerſte Heiligthum alles höheren Lebens eintreten. . . . Ihr habt mir Alles verwüſtet, den Himmel, die Erde, alle höchſten Gedanken im Herzen, alle reinſten Worte im Munde. Ich möchte den Tag kennen, an dem ihr es zu wagen begonnen, mit Blick und Wort falſches Spiel zu ſpielen. Bei jedem Kuß, den Du ihr gabſt, mußteſt Du immer ſagen: Ach, meine Frau — wie unglücklich bin ich — ſie iſt ſo klein — gar ſo ſehr —

nicht großartig . . . Sprich nicht! So viel verſtehe ich, nie kann ein Mann oder eine Frau die Hand eines Andern in Liebe berühren, ohne damit zu ſagen: ich bin im Elend! — Was ich Dir jetzt ſage, ſpricht nicht Haß und Rache, nur die Gerechtigkeit aus mir. So lange ich Dich noch liebte, konnte ich Dich haſſen, jetzt richte ich Dich nur. Du ſollſt die Folgen Deines Thuns tragen. Das iſt Gerechtigkeit. Ich bejammere und beklage Dein Loos. Wie willſt Du Dich noch je am Wald erfreuen — und eine durch Dich Schuldbeladene jagte durch den Wald in den Tod! Wie willſt Du Dein Auge noch am See erquicken — da drin hat ſie die Sünde verſenkt! Die ganze Welt iſt Dir vernichtet. Du armer Mann! Die Feder muß zittern in Deiner Hand, wenn Du künftighin ein Todesurtheil unterſchreiben ſollſt — Du haſt ſelbſt gemordet, Todte und Lebende. Schreibe Begnadigung! Wer begnadigt Dich, Du von Gottes Gnaden?"

„Mathilde, ich hatte geglaubt, daß alles Unziemliche ſelbſt im Worte Dir unmöglich wäre."

„Das haſt Du geglaubt? Und was nennſt Du für Dich unziemlich?"

„Sprich weiter! Sprich weiter!" ſagte der König, als jetzt die Königin tief aufathmend innehielt. Er ſah das lodernde Feuer, das ſein Liebſtes verzehrte und ſah doch die Schönheit der Flamme. So wunderbar ſind die Doppelgriffe in der menſchlichen Seele, daß den König plötzlich inmitten von Empörung und Zerknirſchung der Gedanke anmuthete, welch eine Kraft ſeiner Gattin innewohne; das hatte er nie geahnt, ſie iſt größer und mächtiger, als er glaubte, und in ſeinem Zuruf lag etwas wie ein Ton der Anerkennung aus dem Bewußtſein überlegener Kraft. Das empörte die Königin doppelt. Mit gewaltſamer Ruhe fuhr ſie daher fort:

„Man kann von Niemand, von keinem Fürſten, auch von Dir nicht verlangen, daß Du ein Genie ſeieſt; aber daß Du ein rechtſchaffener Mann, Gatte und Vater ſeieſt — das kann jeder von Dir verlangen; Du kannſt es ſein, ſo gut wie jeder Bauer, jeder Taglöhner."

Schmerz und tiefer Unwille malten ſich auf dem Geſicht des Königs.

„Mathilde," begann er endlich mit bewegter Stimme, „Mathilde, bedenke es wohl, — ich ſpreche nicht davon, was Du mir — bedenke nur, was Du Dir ſelbſt anthuſt mit dieſen Worten!"

„Mir? Ich hab's bedacht, ich weiß, alle die tauſend kleinen Freuden des Lebens ſind mir von nun an geraubt. Ich trage eine ewige Laſt, die mir nur der Tod abnimmt. Ich weiß das. Aber ich habe auch mit mir ſelbſt kein Mitleid. Wo die Liebe todt iſt, muß die Gerechtigkeit herrſchen!"

„Die Liebe, die ſterben konnte, war keine Liebe."

„Streiten wir nicht, wir verſtehen einander nicht mehr. So höre noch mein einziges und unverbrüchliches Wort! Was bleibt mir? Selbſt verächtlich zu werden oder Dich zu verachten. Hier ſtehe ich," ſie richtete ſich auf, ſie erſchien größer, und dunkle Röthe ergoß ſich über ihr Antlitz, „hier ſtehe ich und ſpreche das Wort aus: Ich verachte Dich! — — Ich werde mit Dir leben, neben Dir, ſo lange Leben in dieſem Leib — aber ich verachte Dich. Das wiſſe! Und nun geh'! Ich werde heut' Abend beim Hoffeſt mit Dir erſcheinen — Du ſollſt über keine Formloſigkeit zu klagen haben. Ich habe Dich einmal ganz geliebt — das bleibt mein, Du bedarfſt deſſen nicht."

Der König erhob ſich. Er wollte ſprechen, aber er brachte lange kein Wort hervor.

„Weiß noch Jemand von Deiner Geſinnung gegen mich?" fragte er endlich, ſeine Stimme war heiſer.

„Nein. Wir ſind es unſerm Sohne ſchuldig, daß Niemand davon wiſſe."

„Mathilde, ich hätte nie geglaubt, daß Du ſo mit mir reden könnteſt. Das kommt nicht aus Dir. Es hat ſich ein Anderer zwiſchen uns gedrängt. Wer hat Dich gelehrt, ſo zu ſein und ſo zu reden?"

„Du ſelbſt biſt mein großer Lehrmeiſter. Du haſt mich ſtatt Liebe Haß, ſtatt Anbetung Verachtung gelehrt."

„Weiß Dein Freund, der Leibarzt, nichts von dem, was Du mir hier anthuſt?"

„Ich kann Dir nicht ſchwören. Du kannſt keinen Eid mehr glauben. Aber das ſage ich: Wüßte Gunther davon, daß ich mich von der Leidenſchaft meiner vergangenen Liebe zu Dir hinreißen ließ — wüßte er das, es würde ihn tief ſchmerzen; denn Zorn und Haß und Rache ſind ſeinem großen Weſen fremd."

„Dieſes große Weſen kann klein gemacht werden!“

„Du wirſt — Du willſt mir doch nicht den einzigen Freund rauben? Ich beſchwöre Dich, ich will Dich um nichts mehr bitten mein ganzes Leben lang, ich will Dir gehorchen und unterthan ſein — Liebe kann ich Dir nicht mehr bieten — ich bitte Dich nur um dies eine: laß mir den einzigen Freund!“

„Den einzigen Freund? Ich kenne dieſen Titel nicht. So viel ich weiß, iſt das keine Hofcharge.“

„Auf den Knien will ich Dich bitten, kränke ihn nicht. Laß ihn mir. Er iſt groß, rein und erhaben, er iſt's, der mich noch mit dem Leben zuſammenhält.“

Die Königin wollte ſich vor dem König auf die Knie werfen. Der König berührte ſie — ſie zuckte zuſammen und richtete ſich auf.

„Sei ſtolz!“, rief jetzt der König. „Sei es! Trage die Folgen! Sei die Erhabene, der reine Tropfen aus der Himmelswolke, der ſich mit mir, dem Straßenſtaub, vereinigt und verunreinigt.“

Die Königin ſchaute verwirrt auf. Was iſt das? So die Worte des edlen Mannes hinterbracht und ſo verdreht? Es wirbelte ihr vor den Augen.

„Sei, was Du willſt!“ fuhr der König fort. „Sei allein und ſuche den Halt in Dir.“

Er zog an dem Trauring an ſeiner Hand. Der Ring löſte ſich ſchwer, das ganze Geſicht des Königs wurde roth, indem er gewaltſam zog. Endlich brachte er ihn über den Knöchel. Ohne weiter ein Wort zu ſagen, legte er den Trauring auf den Tiſch vor der Königin.

Er ging nach der Thür; eine Secunde noch ſtand er ſtill, wie lauſchend: ſie ruft ihn, er ruft ihr zu, ein Wort aus tiefſter Seele, ein erlöſendes.

Die Königin ſchaut ihm nach. Wird er ſich nicht umwenden? nicht noch einmal in ſeiner zum Herzen dringenden Stimme rufen: Verzeihe mir. Die Liebe, die noch in ihr waltete, wollte ſie vorwärts drängen, ihm nach. Es war ein kurzer Augenblick, in dem der König anhielt und die Königin unwillkürlich die Arme nach ihm vorwärts ſtreckte — der Augenblick entſchwand, der König ging.

Die Königin ging und ſtarrte auf den Thürvorhang. Dann ſank ſie zurück auf das Sopha und weinte. Sie weinte lange.

Neunzehntes Capitel.

Die Königin war nun doppelt unglücklich; ſie hatte den unſäglichen Schmerz um die verlorne Liebe und ſie hatte ſich noch dazu in häßliche und gehäſſige Leidenſchaft verleiten laſſen. Die freie Erhobenheit, in der ſie ſich durch die Anrufungen Gunthers gefühlt hatte, war von ihr gewichen. Und nun, da die herzzerſchneidende Trennung vollbracht war, nun war es wie der Eintritt eines Todes, den man vorausgeſehen; alles Vorausdenken hilft nichts, die erfolgte Thatſache bringt neues, ungeahntes Wehe.

Die Königin ging nach den Gemächern des Kronprinzen. Sie kam am Kabinet des Königs vorüber. Sie ſtand eine Weile ſtill. Wie, wenn ſie nun hier einträte, die Arme um ihn ſchlänge und ſagte: es ſoll Alles vergeſſen ſein. Du biſt ja auch unglücklich, ich will Dir tragen helfen?

Sie ging vorüber, ſie fürchtete, wiederum nur als ſchwächlich und weichmüthig zu erſcheinen, und ſie wollte ſtark ſein.

Als ſie ihr Kind ſah, ſtrahlte ihr Auge wieder hell. Das Kind hatte die ſchmerzlich ringende, die weinende Mutter nicht geſehen; jetzt war ſie wieder bei ihm. Eine Stimme, die ſie kaum hören wollte, ſagte ihr: auch er wird jetzt hieher kommen. Sie zitterte. Sie hörte, daß der König den Prinzen ſchon heute zu ſich hatte bringen laſſen.

Sie wartete lange, ſie küßte das Händchen des Knaben und ſchaute oft um, ob ſein Vater nicht komme.

Er kam nicht.

Der König ſaß in ſeinem Cabinet und hielt ſich die brennende Stirn. Er hat einen entſcheidenden Wendepunkt ſeines Lebens betreten, jetzt ſollte er nicht noch von perſönlichem Seelenjammer bedrückt werden. Er hat bereut, nun iſt's genug. Er iſt entſchloſſen, ſich zu ändern, das iſt mehr als genug. Wozu noch das Anklagen und Strafen? Tiefer Zorn über ſeine Gemahlin ſtieg in ihm auf.

Sie ist klein und rachgierig, — Nein — klein nicht! Es ist eine Macht in ihr, die er nie geahnt hätte. Er fühlt tief die schwere Sünde, solch eine Gattin hintergangen zu haben. Noch ist ein Etwas in ihm, das die Strafe als eine Beleidigung seiner hohen Stellung ansehen will. Und in dieser Zertrümmerung seines persönlichen Daseins soll er nun die Selbstverleugnung üben, das Leben im großen Ganzen neu zu gestalten? Nur ein in sich versöhntes und befriedigtes Herz kann versöhnend und befriedigend wirken. Trotz und Mißmuth wollen ihn bereden, nun abzulassen von der begonnenen Umkehr, sie wird doch nicht gerecht erkannt, von seiner Nächsten, von seiner Gattin nicht.

So sitzt er lange dumpf und schwer. Endlich richtet er sich empor und ein Ausdruck von Trotz und Festigkeit tritt in sein Antlitz. Er ist entschlossen, das Gute zu vollführen ohne Anerkennung, ja mitten in Verkennung; die beste Kraft seines Wesens tritt siegesmächtig hervor: aus sich und um der Selbstehre willen wird er vollbringen, was er als richtig erkannt, und dies Glück soll ihm Ersatz bieten für das verlorene Liebesglück . . .

Am Abend war große Cour.

Die Verlobung der Prinzessin Angelique mit dem Fürsten Arnold wurde officiell gefeiert.

Die Königin erschien am Arm ihres Gemahls, überallhin freundlich mild grüßend. Sie sah angegriffen aus, aber nicht minder schön.

Niemand sah etwas vom Zerfall des fürstlichen Paares, so wenig Jemand das Fehlen des Ringes an der Hand des Königs bemerkte. Der König sprach mit großer Selbstbeherrschung zutraulich mit der Königin und sie antwortete ihm in derselben Weise.

Oft aber war's ihr, als müsse sie ihn fragen: Ist denn nichts vorgefallen?

Dann schaute sie wieder scheu um in den großen Sälen, als müsse plötzlich die Todtengestalt Irmas erscheinen, schneeweiß, in nassen Gewändern.

Als der König mit seiner Gattin am Arme den Rundgang durch die Säle vollendet hatte, begrüßte er Bronnen überaus herzlich und verweilte lange mit ihm in lebhaftester Unterhaltung.

Die Königin sah es staunend. Sie wußte, daß Bronnen im

Stillen Irma verehrt, ja ſogar um ihre Hand geworben hatte. Was iſt geſchehen, daß der König ſich ſo nahe mit dieſem Manne befreundet und ihn vor dem ganzen Hofe auszeichnet? Es gab keine Gelegenheit, darüber Erkundigungen einzuziehen.

Das ganze Sommerſchloß war erleuchtet, auf der Terraſſe brannten die bunten Lampen, im Park waren Pechpfannen aufgeſtellt, die hellen Schein in die Spätſommernacht hinauswarfen, das Muſikcorps vom Regiment des Fürſten Arnold ſpielte muntere Weiſen auf, Lichtglanz und Muſikklänge drangen weit hinaus ins Thal und bis zu den Bergen, wo auf einſamen Höhen die Menſchen leben.

Die Königin begegnete dem Leibarzt, ſie ſprach nur einige flüchtige Worte mit ihm. Der König grüßte ihn im Vorübergehen freundlich.

Er wird mir das nicht anthun — tröſtete ſich die Königin. Es lag etwas eigenthümlich Scheues in ihrem Auge, wenn ihr Blick auf den Leibarzt fiel; das bemerkte der König einmal und er nickte. Die Königin fühlte, daß Gunther mit ihr unzufrieden ſein müſſe, ſie hatte nicht nach den Geſetzen gehandelt, die aus ſeiner Lehre floſſen.

Am andern Tag ging das Gerücht durch die Reſidenz, der Leibarzt habe ſeine Entlaſſung genommen.

Die Regierungszeitung brachte am Abend neben den Hofnachrichten von den Verlobungsfeſtlichkeiten die Mittheilung: Se. Majeſtät der König haben in Gnaden geruht, Allerhöchſt Ihrem Leibarzt, dem Geheimrath Gunther, auf deſſen Geſuch die Entlaſſung aus dem Staatsdienſt zu gewähren und ihm zum Zeichen Ihrer Zufriedenheit das Comthurkreuz des ** Ordens zu verleihen.

Unter den Privatanzeigen ſtand:

Meinen Freunden ſage ich Lebewohl. Ich ziehe nach meiner Vaterſtadt * im Gebirge.

Dr. Wilhelm Gunther,
Geheimrath und Sr. Majeſtät des Königs
Leibarzt a. D.

Digitized by Google

Vom einſamen Weltkind.

Siebentes Buch.

(Irmas Tagebuch.)

Ans Ufer geſchleudert — was ſoll ich nun? Blos leben, weil ich nicht todt bin?

Tage lang, Nächte lang, hielt mich dieſe Räthſelfrage wie in der Schwebe zwiſchen Himmel und Erde, wie in jener grauenhaften Minute, da ich vom Felſen niederglitt.

Jetzt bin ich das Räthſel los.

Ich arbeite.

Ich will feſthalten, was aus mir wird. Es befreit mich, indem ich aufzeichne.

Ich war krank, im Fieber ſagen ſie. Und jetzt arbeite ich.

Ich hatte der Großmutter berichtet, was ich zu arbeiten verſtehe. Ich kann hier nichts davon anwenden. Sie führte mich in den Garten; wir ſammelten die Aepfel, die der Ohm Peter vom Baume ſchüttelte. Da kam der alte Auszügler, der über mir wohnt, und ſchrie ſcheltend, daß von den Aepfeln ihm ein beſtimmtes Maß gehöre. Er ſuchte nach einem Apfel und wollte ſchmecken, welcher Baum jetzt geſchüttelt wird. Ich reichte ihm einen Apfel und erklärte, daß ich unter ihm wohne.

Als wir noch ſo im Garten ſtanden, kam ein Mann, der Hanſei zwei am Feldwege ſtehende Ahornbäume abkaufen wollte, um daraus Holzſchnitzereien zu machen. Wie eine rettende Hand erſchien mir das. Ich ſagte der Großmutter, daß ich aus Thon Figuren zu bilden verſtünde, und wol leicht die Holzſchnitzerei lernen könnte. Nun bin ich als Lehrling in der Werkſtatt.

Jetzt, am ersten freien Sonntag, während Alles in der Kirche ist, schreibe ich das.

*

Ich kannte einen Mann, er hatte schon auf dem Sandhaufen gekniet, die Flintenläufe waren schon nach ihm gerichtet und — er wurde begnadigt. Ich habe ihn oft gesehen. Hätte ich ihn nur gefragt, wie er weiter lebte.

*

Ich habe keinen Spiegel in meinem Zimmer, ich habe mir vorgesetzt, mich selbst nicht mehr zu sehen.

Und weil ich keinen Spiegel habe und keinen will, so seien diese Blätter ein Spiegel für meine Seele.

*

O diese Ruhe! Dieses Allein! Wie aus dem See auftauchend, wieder athmen. Diese Ruhe, diese Stille jetzt.

Hier oben und auf tausend Punkten der Erde war diese Ruhe, während ich drunten das Entsetzliche thun wollte.

*

Ich komme aus der Werkstatt. Oft, wenn wir von der Sommerburg aus über Land durch die gewerblichen Dörfer fuhren, hielten wir an und besuchten die großen Werkstätten und ließen uns Alles zeigen. Ich schämte mich damals — ach, wie lange ist es her? — daß wir nur eine Welle der Arbeit zusehen, dann wieder in die harrenden Wagen steigen, und die Menschen da drin weiter arbeiten lassen. Mit welchen Gedanken mußten sie uns nachschauen, als wir in den Wagen stiegen?

Ich bin jetzt selbst an der Werkbank.

*

Warum hat keine Religion vor allem Andern das Gebot: Du sollst arbeiten! —?

*

Man sagt: wenn eine Wunde mit liebenden Lippen ausgesaugt wird, heilt sie schnell. Ich möchte Dir, die Du Königin genannt wirst, das tröpfelnde Blut Deiner Seele aussaugen mit meinem Mund.

*

Habe ich den Brief an die Königin vernichtet, oder iſt er ihr zugekommen?

*

Tief ins Herz erſchreckte mich's, als die Großmutter mich fragte, warum ich der Königin das angethan und ihr mein Vorhaben berichtet habe.

Warum that ich das? Ich weiß kein Warum, ich weiß nur, daß ich es mußte als nothwendige und letzte, ſich ſelbſt vollziehende That der Wahrhaftigkeit.

Warum liegt uns nur daran, wie man nach dem Tode von uns denkt, da unſer Sein doch nur leerer Schall geworden!

*

Schwere Tage, peinvolle.

Ich hielt es für Pflicht, an die Königin zu ſchreiben, aus der Verborgenheit heraus. Der Bruder der Großmutter, ein gar treuherziges und williges Männchen, das ſich mir immer zu Gebote ſtellt und mir gern jede Minute etwas Gutes erweiſen möchte, erklärte ſich bereit, meinen Brief nach einer entfernten Stadt zu tragen. Die Königin ſoll nicht leiden um mich, wenigſtens nicht um meinen Tod, und ſie ſoll wiſſen, daß ich büße, lebend büße. Wenn ich nur wüßte, ob ich die Briefe in der That verbrannt habe oder ob ſie an ihn und ſie gelangt ſind ... Ihm brauche ich nichts mehr zu ſagen. Die gute Mutter ſah mir an, daß etwas in mir vorgeht, das ich ihr nicht mittheile. Sie kam oft, fragte aber nicht. Endlich hielt ich's nicht mehr aus und erzählte meinen Entſchluß. Sie faßte mich bei der Hand und ſagte — wenn ſie mir etwas ganz ſagen will, faßt ſie immer meine Hand, ſie muß mich körperlich halten — „Kind, Du mußt Dir nur klar machen, was Du thun willſt. Wär' Dir's eigentlich im Grund des Herzens nicht lieber, wenn Du entdeckt würdeſt? Frag' Dich im Gewiſſen."

Ich erſchrak. Es iſt wahr. Ich möchte nichts thun, aber wenn es geſchehe ...

„Gieb mir keine Antwort," fuhr die Mutter fort, „gieb ſie Dir und frag' Dich weiter, ob Du übermorgen, wenn Du dort wäreſt, wo Du geweſen, nicht wieder fortmöchteſt. Das aber ſag' ich Dir;

Was Du thun willſt, thue ganz. Entweder ſchreib' der Königin gar nicht, laß ſie trauern; um ein Todtes trauert ſich's beſſer, als um Eines, das man verloren hat und das noch lebt. Oder aber thue das Andere, ſchreib' ihr ehrlich und gradaus: Da bin ich! Wie geſagt, was Du thun willſt, thue ganz. O Kind," ſetzte ſie hinzu, „ich fürchte, Dir geht's wie der armen Seele. Kennſt Du die Geſchichte von der armen Seele?"

„Nein."

„So will ich ſie Dir erzählen. Da iſt einmal ein junges Mädchen, weil es ſich verfehlt hat und wie es früh geſtorben iſt, in die Hölle gekommen, und da hört der heilige Petrus immer, wie es aus den Flammen herausſchreit: Paul, Paul! und das ſo herzrührend, daß die ärgſten Teufel nicht haben darüber ſpotten können. Da kommt der heilige Petrus einmal ans Höllenthor und fragt: Aber Kind, was ſchreiſt Du immer: Paul! Paul! und gar ſo erbärmlich? Und da ſagt das Mädchen: Ach, lieber heiliger Petrus, was ſind alle Höllenqualen! Gar nichts! Mein Paul hat's viel ärger. Wie wird er's aushalten ohne mich? Ich bitt' nur um ein Einziges: Laß mich nur noch ein einzigmal hinunter auf die Erde und laß mich einen Augenblick ſehen, wie's ihm geht. Ich will ja dann gern noch hundert Jahre länger hier in der Hölle bleiben.

Hundert Jahre — hat da der heilige Petrus geſagt — bedenke Kind, iſt gar eine lange Zeit.

Mir nicht, o ich bitt', ich bitt', laß mich nur noch ein einzigmal auf die Erde nach meinem Paul ſchauen, ich will dann gewiß ſtill ſein und Alles in Geduld hinnehmen.

Der heilige Petrus hat ſich lang gewehrt, aber die arme Seele hat keine Ruh' gegeben, und da hat er endlich geſagt: Nun meinetwegen, geh', aber Du wirſt's bereuen.

Und da iſt die arme Seele hinab auf die Welt zu ihrem Paul. Und wie ſie hinunterkommt, da ſieht ſie den Paul und er iſt luſtig mit Andern. Und da iſt die arme Seele wieder ſtill hinauf in die Ewigkeit und hat nur gewinkt, ganz ſtill, und hat geſagt: Ich will jetzt wieder in die Hölle und will büßen. Und da hat der heilige Petrus geſagt: Die hundert Jahre, die Du verſprochen haſt, ſind Dir

geſchenkt; Du haſt in der Einen Minute mehr durchgemacht als hundert Jahre Hölle.

Das iſt die Geſchichte von der armen Seele."

*

Ich dürſte nach einer Quelle außer mir, die mich tränkt, erlöſt; ich ſchmachte nach Muſik, nach Glauben, nach einer befreienden Weihe. Ich finde ſie nicht. Ich muß die Quelle in mir finden.

*

Oft in meinem tiefſten Schmerz iſt mir's, als hätte ich das Alles nicht ſelbſt erlebt; ich gehe dahin und es iſt, als erzähle mir Jemand eine fremde Geſchichte.

*

Ich habe zum Erſtenmal im Leben das Gefühl des Geduldeten, Begnadigten. Ich ſollte eigentlich nicht da ſein; ich genieße das Gnadenbrod. Ich weiß jetzt, wie es den armen Heimathloſen zu Muthe. Hanſei könnte, wenn er wollte, mich heute aus dem Hauſe ſchicken, und was würde dann aus mir?

*

Daß ich in Gemeinſchaft mit meinen Gaſtfreunden eſſen muß, wird mir ſchwer. Am meiſten dauert mich aber Hanſei. Er hat ein fremdes Geſpenſt am Tiſch ſitzen, das er nicht kennt. Ich bin eine Störung ſeines Glücks.

*

Ich habe mir mit dem Bohrer in die Hand geſtochen, weil ich bei der Arbeit zu viel an Anderes denke.

Mein Pechmännlein hat mir eine Heilſalbe aufgeſchmiert.

*

Das Holz iſt nur Nothmaterial; es folgt den Abſichten der Kunſt nur ſchwer, iſt ſpröder, eigenſinniger Stoff. Antike Formenſchönheit iſt nicht für das Holz.

*

„Ach, hier oben wohnen — das müßte herrlich ſein!" — Wie oft ruft man das auf Landpartien aus. Aber man vergißt daß Landpartienſtimmung und Wohnſtimmung zwei ganz verſchiedene Dinge ſind.

Es iſt anders, wenn der Wind über die Stoppeln ſauſt und in

den Bäumen des kahlen Waldes rast, wenn träge Nebel über die Berge wegkriechen, wenn die Wolken tagelang an den Bergen hängen, und nur manchmal eine Spitze wie ein Traumgesicht erscheinen lassen und wieder verhüllen; wenn du Nachts vom Windsturm aufwachst und es gar nicht Tag werden will. Ja, ihr Landpartiengeister, mit frischen Kränzen auf dem Hut, seid nur wochenlang hier oben, ohne Sopha, ohne frisches Brod — ohne Sopha — denkt euch nur das aus!

*

Einsamkeit mit gutem erhellendem Zurückdenken, friedsam und selig müßte das sein; das ist Einsamkeit wie die des Baumes, der durch saftiges Erdreich seine Wurzeln bis zum frischen Bach im Thal hinabschickt; aber Einsamkeit mit schwerem nächtigem Zurückdenken, das ist Einsamkeit des Baumes, dessen Wurzeln immer auf Felsen stoßen, er muß mit seinen Wurzeln darüber hinweg, muß sie umklammern und ewig in sich tragen — einen schweren Stein im Herzen der Wurzel.

*

Das beste Alleinsein ist, wenn kein Menschenauge auf unserem Antlitz geruht, einen ganzen Tag. Zu wissen, kein Menschenauge hat dich gesehen, der Spiegel der Mienen ist rein, unangehaucht — das thut wohl.

*

Allein sein macht leicht abergläubisch. Man will sich auf etwas stützen, an etwas halten, was außer uns.

Morgens, wenn mir das Werkzeug gleich beim Anfassen aus der Hand fällt, erschreckt's mich; das wird ein schlimmer, schwerer Tag, der so anfängt. Ich kämpfe diesen Aberglauben nieder.

*

Mit einem festen Glauben allein sein, ist man nicht allein.

*

Mein Meister ist beständig verdrossen. Die Frau und drei Töchter helfen bei der Arbeit. Hansei hat mir das Lehrgeld vorgestreckt. Ich lerne schnell.

Ich merke es wol — und das Pechmännlein hat mir's verrathen, daß Hansei diese schützende Tarnkappe über mich ausgebreitet — ich

gelte hier bei den Leuten für nicht ganz geheuer. Das giebt mir Freiheit und ſchützt mich; aber mir iſt doch manchmal bange dabei.

Auch mein Meiſter glaubt, daß ich irrſinnig ſei. Er ſpricht behutſam mit mir und hat Freude, wenn ich etwas faſſe.

*

Die Schwalben ziehen fort. Ach, ich kann's nicht leugnen, mir wird bange vor dem Winter. Wenn ich nur nicht krank werde. Das wäre entſetzlich! Dann müßte ich mich verrathen oder . . . Ich darf nicht krank ſein! Aber ich bin noch ſo erregbar. Es wird mir ſchwer, es zu ſagen, aber auch ſchwer, es zu ertragen: eine Kuh in dem nahen Stall hat eine Schelle um, die ſie ſtets bewegt, Tag und Nacht, ſo unrhythmiſch. Ich muß mich daran gewöhnen.

*

Ich habe ein wahres Grauen vor dem Winter. Wäre nur jetzt nicht Herbſt, wäre nur Frühling! Die Natur wäre meine Freundin. Die Natur iſt überall ſich gleich. Aber jetzt den Winter vor Augen! Du mußt Dich drein finden, wir Menſchen machen uns die Jahreszeiten nicht. Ich will ſehen, was ſtärker iſt, mein Naturell oder meine Willenskraft. Ich will meiner Seele nichts Anderes zu denken geben, als was ſie denken ſoll.

Ich will.

*

Der Schuhmacher will Aſchenbrödel am Fuß erkennen — er findet meinen Fuß unerhört klein für ein Bauernmädchen.

Ich hoffe, das Märchen bleibt Märchen.

Mir geht heut' immer die rührende Melodie aus Iſouards Aſchenbrödel durch den Sinn mit dem Texte:

O gutes Kind, gieb dich zufrieden,
Ein beſſres Loos iſt dir beſchieden.

Wie einfältig ſind die Worte. Aber die Muſik iſt die Fee, die die einfältigen Worte Aſchenbrödels mit königlichen Gewändern ſchmückt und es dazu bringt, daß ſie auf den Lippen aller Menſchen thronen.

*

O du glückliches Kindermärchen! Du fragſt nicht: Wie lebte die

Prinzeſſin als Gänſemagd? Deine Phantaſie ſpricht ihr ſchöpferiſches „Werde“ und ſiehe da, es ward.

Aber in der Wirklichkeit koſtet ſolche Verwandlung ſchwere Mühe.

Walpurga hat meinen Zuſtand getroffen. Sie ſagte heute:

„Dir geht es hier faſt ſo, wie mir im Schloß. Du kannſt Dich auch nicht in Das finden. Aber freilich, man gewöhnt ſich leichter an ein ſeidenes Bett, als an einen Laubſack.“

Und wenn man wieder heim will, nimmt ſich auch Alles leichter mit, hätt' ich ihr gern geſagt; ich drückte es aber nieder. Man darf dieſe Menſchen nicht mit logiſchen Conſequenzen plagen; ihr Denken und Empfinden iſt wie der Vogelſang, ohne Rhythmus, höchſtens wie das Volkslied, deſſen Melodie mit der Terz ſchließt und nicht mit dem Grundton.

*

Daß ich das lockende, flimmernde und ſchimmernde große Leben täglich haben könnte, das giebt mir den freien Muth, es nicht haben zu wollen und doch nicht zu entbehren.

Wäre ich in ein Kloſter gegangen und lebte dort, gebunden, gezwungen durch ein Gelübde, durch äußern Zwang — ich weiß, ich vertrauerte meine Tage am Gitter.

*

Ohne Handſchuhe! Ich wußte gar nicht, daß die Hände ſo frieren. Ohne Handſchuhe, ich faſſe es nicht. Damals, als er mir den Handſchuh auszog, es durchſchauerte mich — ahnte meine Seele? —

*

Am Morgen vermiſſe ich tauſend Kleinigkeiten; ich wußte nicht, daß ich ſie hatte.

Die alltäglichſten Dinge muß ich von der guten Mutter lernen. Gerade die alltäglichſten lernen wir nicht. Wir lernen tanzen, bevor wir ordentlich gehen können.

O, wie viele Dinge, wie viel dienende Hände braucht der Menſch, vom Schuhputzen des Morgens bis zum Anzünden und Verlöſchen der Lampe am Abend. Vor lauter Kochen und Waſchen und Scheuern, Waſſerholen, Holztragen, vor all dem Tauſenderlei kommt der Menſch

nicht zu ſich ſelbſt. Dem Thiere wachſen die Kleider und wächſt die Speiſe; der Menſch muß ſpinnen und kochen.

Ich habe mir Schweres auferlegt, daß ich mich in nichts bedienen laſſen will. Ein Einſiedler darf nicht ſäuberlich und nicht heikel in Speiſen ſein. Ich paſſe nicht dazu.

*

Es hat mich ſchwer bedrückt, aber jetzt bin ich ſtolz darauf, ein Robinſon im Geiſte geworden zu ſein.

Jeder, der zu ſich ſelbſt kommt und nicht vom Herkömmlichen leben kann, iſt auf eine Inſel verſchlagen und muß ſich Alles neu ſchaffen.

Warum aber mußte ich innerlich belaſtet Schiffbruch leiden?

*

Wenn ich ſo in die Nacht hinausſchaue, Alles dunkel, nirgends ein Licht mir zu zeigen: da ſind Menſchen wie du — Mir iſt ſo ſchauerlich und bang, mir iſt, als wäre ich allein auf der Welt.

*

(October.) Heut' am Abend — ach, die Abende ſind ſchon lang — da kam mir plötzlich zu Sinne: Tauſende leben in der gebildeten Welt in Wohlſtand und Freuden, die —

Warum ſoll ich allein entſagen, entbehren und mich in Einſamkeit vergraben?

Weil ich will und muß. Ich habe nichts als ein geſchenktes, begnadigtes Daſein. Ich habe mein Leben verſcherzt, ja verſcherzt, das iſt's. Soll ich es in bitterem Ernſte wieder gewinnen? Die Sprache, mit der ich einſt ſpielte, feſſelt und richtet nun.

*

„Du haſt noch zu ſchwer geladen," ſagte mir die Großmutter.

„Wie ſo?"

„Schau, einen ſchwerbeladenen Wagen kann man nicht ſchmieren, daß ſeine Räder nicht ächzen und krächzen; man muß warten, bis der Wagen wieder leer iſt, dann kann man ihn mit der Winde in die Höhe heben, die Räder abnehmen und die Achſen ſalben. Du haſt noch die ſchweren Kiſten mit Deinem Zurückdenken aufgeladen; thu' ſie ab, dann wirſt Du ſehen, wie wir ſchmieren."

*

Ich weiß doch jetzt, warum ich aufstehe. Du sollst arbeiten! ruft es mir zu. Heut' wird Das, morgen Jenes fertig, und wenn ich mich niederlege, ist etwas mehr in der Welt als am Morgen da war.

*

Arbeit, Arbeit! heißt hier die Parole. Täglich, stündlich. Die Menschen denken an gar nichts, als Arbeiten, „Werken," wie sie es nennen. Die Arbeit ist ihnen eine Naturnothwendigkeit, wie dem Baum das Wachsen. Das macht fest.

*

Auch hier Elend und Zerfall.

Walpurga spricht in ihrer Gutherzigkeit davon, wie sie es nicht ertragen könne, daß der alte blinde Auszügler so allein esse, sie wolle ihn an den Tisch nehmen.

„Das leid' ich nicht," sagte Hansei. „Kein Wort davon, das leid' ich nicht."

„Warum nicht?"

„Warum? Das solltest Du selber wissen. Wenn der Jochem einmal am Tisch gewesen ist, da kann man ihn nicht wieder weg thun; drum besser, gar nicht. Und Du weißt nicht, wie ein blinder alter Mann ißt."

Nach dieser Verhandlung saßen wir nur noch stumm bei Tische, es wurde kein Wort weiter gesprochen. Walpurga that, als ob sie esse, aber sie schluckte nur ihre Thränen hinab und stand bald auf. Sie empfindet diese Rohheit und Hartherzigkeit schwer, aber sie klagt nicht, auch nicht mir.

*

(Bei heftigem Sturmwind.) Wie mich das heute erschreckte! Mein Pechmännlein berichtete mir, daß in der Nachbarschaft sich ein Mann erhenkt habe.

„Das hat so sein müssen," meinte er, „der Mann hat sich vor fünfzehn Jahren schon einmal aufgehenkt gehabt, aber da hat man ihn abgeschnitten, nun hat er doch gelebt, wie wenn er immer einen Strick um den Hals hätte — wer einmal so etwas gewollt hat, der stirbt keines geraden Todes."

Wie mich das erschreckte!

Wäre mir doch noch das Entsetzliche beschieden?
Ich sage Nein! Ich will nicht.

*

Aus der warmen Stube in das Schneegestöber draußen schauen — es ist mir wie Zurückdenken in den Wirrwarr der großen Welt.

Nun schon die neunte Woche.

Noch ist mir's dumpf, wie wenn man mir mit einem Hammer aufs Hirn geschlagen hätte. Ich lebe nur so fort. Aber schon fängt es an, mich zu wecken. Wenn ich Morgens erwache, muß ich mich besinnen, wer ich bin und wo ich bin. Mein ganzes Elend muß ich zurückrufen. Dann aber ruft mich die Arbeit.

*

Ich habe gar nichts mehr von der Welt draußen zu erwarten und nichts mehr vom morgenden Tag, Alles nur von mir und Alles von heute. Für mich sind die Straßen verschüttet, für mich giebt es keine Post, keine Briefe, keine Bücher, gar nichts. Morgens aufstehen und wissen, es kann keine Nachricht von draußen kommen, die mir Glück oder Unglück verkündete, Alles aus mir, aus dem ewigen Gesetz der Natur — wer es zu dieser Selbstheit, zu diesem Alleinleben im All bringen könnte, er wäre jenes Kind, das aus sich leuchtet, wie es Correggio gemalt.

Hammer und Axt, Feile und Säge und Alles, was mir als Marterwerkzeuge der armen geknechteten Menschheit erschienen war, das sind die erlösenden Werkzeuge. Sie jagen die Dämonen aus dem Hirn; wo diese Werkzeuge sich rühren und die Hand rüstig wirkt, können die Schwarmgeister nicht weilen.

Der Erlöser muß noch kommen, der die Arbeit und den Werktag heiligt.

*

Ich sehe nun, daß ich auch der künstlerischen Bethätigung entsagen und mich bescheiden muß.

Das Holz ist zu so vielem nützlich und Bedürfniß, es will sich nicht auch zur freien selbständigen Schönheit verwenden lassen. Der Stoff meiner Kunst, oder eigentlich meines Handwerks, bleibt immer dürftig und kann nur decorativ auftreten. Erz und Marmor sind

Weltſprache; ein Bildwerk in Holz behält etwas Provinziales, ſpricht immer im Dialekt, kommt nicht zum vollen durchſichtigen Ausdruck des Höchſten. Wir können Thiere und Pflanzenbildungen, die unſeren Augen vertraut ſind, in Holz nachbilden, im Relief auch Engel; aber eine lebensgroße Büſte oder ganze Menſchenfigur in Holz — es geht nicht.

Die Holzſchnitzerei iſt nur ein Anfang der Kunſt, ſie bleibt ſtotternd oder beſtenfalls monoton. Was ſchon einmal eine organiſche Erſcheinung hatte, wie der Baum, läßt ſich nicht zum künſtleriſchen Organismus umgeſtalten. Dem Stein und dem Erz geben wir Menſchen erſt ihre organiſirte Erſcheinung.

O unſere gräßlichen Heiligenbilder! Wenn ein Grieche aus Perikles' Zeit ſie ſähe, er würde ſchaudern über uns Barbaren.

*

Dieß Tagebuch iſt mir ein Troſt. Ich kann da meine Sprache ſprechen, ich komme heim zu mir ſelbſt.

Dieſes beſtändige Reden im Dialekt — ich komme mir dabei ſo affectirt vor und Alles, was ich ſage, erſcheint mir ſo verzerrt, ich trage eine fremde Tracht; über mein Seelenantlitz iſt eine eiſerne Maske geſchmiedet. Ich bin ein Kind der Berge und höre mich doch wie eine Fremde. Der Dialekt iſt eine Beſchränktheit, ein dürftiges Inſtrument, eine Pauke, auf der man kein Concertſtück ſpielen kann, nein, beſſer: die Sprache Leſſings und Goethes iſt der ſchöne geflügelte Schmetterling, der aus der Puppe ausgeflogen iſt; er kann nicht mehr in ſeine Puppe zurück.

Wehe! Aus Allem heraus ſpringt mir wieder das Entſetzliche entgegen. Ich habe euch beleidigt, verleugnet, ihr Genien meines Volkes, ihr Genien der Menſchheit. Ihr habt mich genährt und ich habe alle Bildung entweiht. Ich muß im Exile leben.

*

Es dampft noch eine Gluth in meinem Herzen, ſie brennt. Die muß verlöſchen.

Mein Herz iſt ſo ſchwer; es wird mich tiefer hinabziehen, als wenn Steine an mir hängen.

*

Ich bin so müde, so zerschlagen und müde, als müßten mir alle Glieder abfallen; ich möchte immer schlafen, nur schlafen.

*

Ich möchte nach einem Ort, zu einem Menschen wallfahrten, daß ich gesühnt würde.

Ich verstehe nun den Grund der sichtbar gewordenen Religion.

Ich will fort, nach Italien, nach Spanien, nach Paris, nach dem Orient, nach Amerika. Ich will nach Rom, ich will Künstlerin werden, es muß sein. Soll ich noch auf der weiten Welt leben, so will ich sie ganz haben, nicht entsagen, ich bin keine entsagende Natur. Ich konnte den vollen Lebensbecher in den Grund schleudern; aber ihn vor mir sehen und verschmachten, mich kasteien, mir die Hände binden, das kann ich nicht. Ich will, ich muß fort. Es ruft mich. Neapel liegt vor mir ausgebreitet, eine Villa am Strande, helle Meerfahrten, lachende, singende, bunt gekleidete Menschen — ich stürze mich in den Strom des Lebens. Besser als in den des Todes. Und doch — ich kann nicht...

*

Eine entsetzliche Dämmerstunde! Es lockt etwas in mir, ich soll umkehren, die ganze Welt ist mein; was ist geschehen? Leben nicht Tausende, wie ich — in Ehren und im Selbstvergessen? Was ist das, das in mir ruft: Du mußt büßen? Ich trete hinaus und es ist nichts geschehen. Es war ein pikantes Abenteuer. Einige Wochen verschwunden... Ich muß nur keck sein... Das Viergespann greift aus, Alles grüßt, ich bin schön, Niemand sieht die Hand auf meiner Stirn, ein Diadem glänzt darauf...

Da steht nun das Grelle, geschrieben... mir ist, als hätt' ich meine Seele vor mir...

*

Es giebt eine Kindschaft der Seele, sie waltet in der Großmutter, bei all' ihrer gediegenen Erfahrung.

O könnte ich diese Kindschaft gewinnen! Aber hat sie nicht der auf ewig verloren, der sie sucht?

*

Der alte Jochem bringt mir oft sein baares Geld; ich muß es

ihm zählen, jedes Stück einzeln. Er behauptet, daß man mit dem Geld gar so arg betrogen wird.

Mein Pechmännlein sagt, daß die Bauersleute fast immer ihre abgedankten Eltern hart behandeln und da fragt er mich: „Warum muß nur der Jochem so lang leben, und hat doch nichts auf der Welt als Haß und Mißtrauen?“ Ich weiß keine Antwort!

Der alte Jochem ist ein wahrer Bauern-Lear, aber weil er bei Gericht klagen kann und geklagt hat, ist sein Schicksal nicht rein tragisch.

Ein König aber hat kein Gericht, bei dem er klagbar werden kann, will keines; darum ist sein Schicksal groß und tragisch.

Mein Freund! Wenn du in dir vor Gericht stehst, rufe mich, Niemand kann dich anklagen als ich und ich klage dich nicht an, nur mich ... Und ich büße.

*

Glückliche Stunden macht mir das offene Herdfeuer. Wie schön ist das Feuer! Was sind dagegen alle Edelgesteine? Mein armer Blinder, der das Feuer nicht sehen kann! In jedem Haus ist das Feuer das Schönste — der Mensch mußte das Feuer anbeten.

„Jetzt hast Du was Gutes gedacht,“ sagte Hansei zu mir, als ich heute so am offenen Fenster saß. „Du hast so gut dreingesehen,“ fügte er hinzu. Er hatte offenbar Verlangen, mich zu fragen, aber er bleibt streng bei seinem Vorsatz; er fragt mich nie, er setzt Alles in andere Redeweise um. Ich sagte ihm nun meine Gedanken. Seine Mienen erwiderten: Das ist nicht der Mühe werth, das zu denken.

„Ja, so beim Feuer,“ sagte Hansei zuletzt, „das ist wahr, da gehen die Gedanken spazieren.“

Das Verwerflichste von Allem, was es auf der Welt giebt, ist für Hansei Spazierengehen. In der Welt herumlaufen, wo man nichts zu suchen hat und nichts zu thun — es ist ihm unbegreiflich, warum man sich da nicht lieber auf die lange Bank legt und schläft.

*

Ich denke mir den braven Kent immer mit der Stimme Bronneus, aus breiter voller Brust; und in seiner Jugend muß Kent ausgesehen haben wie Bronnen.

Es zieht eine Proceſſion von Geſtalten an meiner Seele vorüber. Die Königin und Bronnen allein leben ſtets mit mir fort. Der König iſt mit meiner Vergangenheit verſchwunden, ausgelöſcht; in meinen Träumen leben mir noch viele Menſchen, er allein nicht. Hier liegt ein Räthſel — ich kann es nicht löſen.

Wenn man in der Einſamkeit ſich beſinnt, da fällt ſo viel ab, ſo viele Menſchen. Der Leibarzt war mir perſönlich nicht mehr als jedem Andern; Emmy war nur Echo.

Wenn man ſo überzählt, hat man nur wenig, und ich habe auch nur wenig in der Welt zurückgelaſſen.

*

Das Schellengeläute der Schlitten iſt jetzt der einzige Ton, den man vernimmt; nun iſt größte Thätigkeit im Walde. Schnee und Eis, die draußen unwegſam machen, werden hier an den Bergen zu Straßen.

*

Arbeit ſetzt die Lebenskraft ein für Andere. Meine Lebenskraft geht hinaus in die Welt durch meine Arbeit. Das Gebilde geht zu den Menſchen und ich darf doch einſam ſein, allein, verborgen.

Den Menſchen verläßt ſeine Arbeit. Ich glaube, ich habe den Gedanken einmal in Ottiliens Tagebuch geleſen.

*

Der Hund iſt der Freund und Vertraute des Menſchen in der Einſamkeit. Man lernt ſeine Treue und Wachſamkeit lieben und ſchätzen, hier draußen in der Einöde; da ſchallt doch ein Ton, und bei jedem neuen Ereigniß wird Kunde gegeben.

*

Wenn der Hund im Hofe bellt, ſpringe ich oft ans Fenſter — es kann ein Fremder gekommen ſein, wer weiß, wer.

Wenn jetzt auf einmal der Intendant käme oder noch beſſer der Leibarzt und riefen und führten mich zurück?

Ich zittere.

Müßte ich folgen?

*

Daß ich einmal alles Leben hinter mich geworfen hatte, nur noch

einen Schritt und einen Sprung ... das macht mir das Leben leichter. Mich kann kein Unglück mehr treffen.

Und doch — wenn mich das Leben wieder faßte ...

*

Ich bin auch eine Ameiſe, die ihre Fichtennadel ſchleppt.

*

Ich bin doch nicht ganz verlaſſen. Ich trage Melodien und Bilder in mir und vor Allem hat mein Gedächtniß Lieder unſeres Meiſters Goethe bewahrt:

Ueber allen Gipfeln iſt Ruh' —

Das zog mir ſchon hundertmal durch die Seele und erquickte mich wie kühlender Thau. Ich freue mich des melodiſchen Tonfalls, der einfachen Worte.

Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte das Lied einer andern Seele ſagen. Ich habe es meinem alten Auszügler vorgeſagt, er verſteht's, und mein Pechmännlein hat es ſchon auswendig gelernt. Wie glücklich ein Dichter! Eine Stunde, die er gelebt, wird zum ewigen Leben von Tauſenden nach ihm. Wie freue ich mich dieſes Gedächtnißſchatzes! Ich bin wie mein alter Auszügler, der ſeine paar Lieder gelernt hat und ſich ſtill vorſingt.

*

Der alte Auszügler wird mir doch auch ehrwürdig.

Heut in der Frühe kam er zu mir, ſonntäglich angethan, mit der Denkmünze aus den Befreiungskriegen auf der Bruſt, und mit einem gewiſſen Hochgefühl ſagte er: „Heut wird in der Kirche eine Meſſe für mich geleſen. Ich habe damals Napoleon gedient, wie der König auch. Es war anno Neun, bis heute Nachmittags um drei Uhr, ſo zwiſchen drei und vier, da war ich ein geſunder Menſch, und da hat mich eine Kugel getroffen, hier, in die dritte Rippe — ich trage darum die Denkmünze auch auf der rechten Seite — und da bin ich umgeſunken und hab' gedacht: Gute Nacht, Welt! Behüt' dich Gott, mein lieber Schatz! Meine Frau iſt ſchon damals mein Schatz geweſen. Und da haben ſie mir nachderhand die Kugel herausgezogen mit dem Kugelzieher, und ich hab' dabei geraucht, mir iſt die Pfeife nicht ausgegangen, und dann bin ich wieder geſund geworden. Aber ſo einen

Tag vergißt man nicht, und da hab' ich in die Kirche geſtiftet, daß man an dieſem Tag eine Meſſe für mich lieſt. Schau, da iſt die Kugel, die ſoll man mir wieder auf die dritte Rippe legen, wenn ich begraben werde."

Er zeigte mir die Kugel in einem ledernen Beutel und ging dann, von einem Taglöhnerkind geführt, hinab ins Dorf.

Ich will nun mehr Geduld haben mit dem Armen; ſein Leben war ein Tropfen im Meer der Geſchichte. — Von einer Feindeskugel getroffen . . . Man kann eine Bleikugel herausziehen, warum nicht auch . . .

Alles, was ich erlebe, verwandelt ſich in meinem Denken in das Eine, Unlösbare.

Die Mutter hat mir heut' das rechte Wort geſagt. Als ich ihr erklärte, daß ich auch damals nie vollkommen glücklich war, ſagte ſie:

„Du haſt Dich eben auch ſelbſt betrogen. Das iſt immer ſo in der Welt — wer betrogen iſt, hat ſich ſelbſt betrogen, aber er will ſich das nur nicht ehrlich eingeſtehen."

*

Der Ohm Peter iſt die wahre fröhliche Armuth, immer wohlgelaunt, und er iſt ganz glücklich geworden durch mich. Er bringt mir Arbeit, trägt die fertige fort, und wir haben Beide zuſammen guten Verdienſt. Daneben hilft er mir im Zurichten des Holzes, er handhabt Säge und Axt ſo leicht wie ein Vogel Kralle und Schnabel.

*

Heute habe ich das erſte Geld bekommen, das ich mit meiner Hände Arbeit verdient. Der Ohm Peter hat mir's auf den Tiſch gezählt. Er nimmt kein Papiergeld, nur Silbermünze. „Baar Geld lacht," ſagt er, und er ſelber lachte und ich auch.

Wie gering iſt dieſer Erwerb und doch ſo erquickend. Ich habe ihn errungen. Mein Lebenlang habe ich immer nur genoſſen. Wer hat mir's geboten? Andere die für mich arbeiteten, ein Erbe meiner Vorfahren.

Ich kann nun ſchon ordnen, was ich Walpurga für meinen Unterhalt bezahle. Sie wollte nichts nehmen, aber ich thue es nicht anders.

*

Es ist gut, daß mein Geschäft so viel Mechanisches hat, einfach Nothwendiges, worüber nichts zu besinnen, nichts auszumachen ist. Das muß gemacht werden, so fest, wie die Natur ihre Gegenstände hervorbringt. Hätte ich etwas den Geist Anstrengendes zu thun, ich verginge.

*

Ich bin nun vier Monate hier.

Meine Hände sind hart.

Ich sehe bei jeder Begegnung, daß Alle, die mich umgeben, mich von Herzen lieben.

*

Ich weiß nicht, wann etwas kommen kann, das mich aufscheucht aus meinem Versteck, wo ich mich niedergeduckt. Ich will diese Tage festhalten und Alles um mich her und in mir.

*

Wenn man nur immer sich gleich bliebe, ich meine, immer im Vollbesitz seiner Kraft stände.

Ich sinke so oft unter mich herab, fühle mich vernichtet, verlassen, hülflos und unfähig, und meine, es müsse mir Jemand helfen. Wer? Was?

Ich muß noch täglich die Morgenschwere überwinden. Am Abend bin ich ruhig — ich bin müde.

*

Den Regen hört man fallen, den Schnee nicht. Der herbe Schmerz ist noch laut, der gefaßte ist still.

*

Es ist grimmig kalt hier oben; aber wir haben den Wald nahe, und mein Ungeheuer von Kachelofen ist mir ein treuer Freund, der die Wärme bewahrt.

*

Wenn Hansei aus dem Wald kommt, dauert es oft eine Stunde, bis er im buchstäblichen Sinne des Wortes aufthaut. Da darf man nichts mit ihm reden, er wird da leicht ärgerlich, weil seine Stimme und seine Bewegungen noch so ungelenk. Wenn er dann aufthaut,

iſt er ganz glücklich. „Gottlob, daß ich Holzknecht geweſen bin," ſagt er dann immer.

Er hat mit dem Wald etwas Beſonderes vor, aber er ſagt es nicht.

*

Das Volk hat immer überheizte Stuben; es liebt den Rauſch, auch den Wärmerauſch.

*

Ich habe keinen Spiegel. Ich brauche nicht zu wiſſen, wie ich ausſehe. Der Spiegel iſt Anfang und Grund des Selbſtbewußtſeins. Das Thier ſieht ſich nicht, es wird nur geſehen, und doch putzt es ſich, der Vogel auf dem Zweig, wie die Katze vor meinem Fenſter. Auch ich kleide mich um meiner ſelbſt willen ſorglich, es iſt mir nicht wohl, wenn ich nicht ſtramm gekleidet bin.

*

Anfangs war's ein hartes Opfer, jetzt finde ich Beruhigung und Selbſtvergeſſen darin, viel mit meiner Umgebung zu leben. Ich möchte ihr Daſein nicht trüben, ſondern erhellen. Die Meinigen fühlen, daß ich nicht nur theilnehmend, ſondern auch theilgebend bin.

Ich glaube, das Wort habe ich von Goethe.

*

Heute war große Freude im Hauſe. Das Geſpiel der Walpurga erſchien plötzlich mit ihrem Mann, einem Förſter. Nun das Glück, dieſe Freude, dieſer Austauſch von Erlebniſſen!

Hanſei bat den Förſter gleich zu Gevatter für ſeinen Jungen — denn ein Junge muß es ſein! Walpurga ſagte ſchnell, ſie wolle der Freundin das ganze Haus zeigen. Ich mußte auch mitgehen.

Die Liebe iſt in den höheren Ständen vielleicht größer, energiſcher, tiefer, und hat mehr Alles, was mit Leidenſchaft zuſammen hängt; die Treue aber, dies beſtändige und warmherzige Verharren, ſcheint mir größer im Volke. In der Arbeit lernt man Treue.

*

Ich war mit Hanſei im Wald. O wie ſchön! Wir kamen an dem gefrorenen Waſſerfall vorbei; die kryſtallenen Säulen glitzerten im Sonnenſchein.

Hanſei zeigte mir hoch oben zwei Bäume, die er mir ſchlagen laſſe, damit ich das beſte Holz zum Verarbeiten habe.

Zwei ganze Bäume ſoll ich verarbeiten!

Ganz luſtig ward mein Hanſei, als ich ihm ſagte: „Ich habe mir Deine Bergregel behalten: Immer ſtat vorwärts und nie ſtehen bleiben.“

Dieſes friſche Bergſteigen im Winter hat mich ſehr müde gemacht; aber mir iſt ganz wohl.

*

Ich habe mich lange gewundert, daß ich gar nie von der Familie Hanſeis gehört habe. Jetzt erzählt mir Pechmännlein, daß ſeine Mutter ſchon früh geſtorben, und ſeinen Vater hat er nie gekannt.

Nun iſt mir Vieles von Hanſeis Benehmen erklärlicher, aber es iſt darum um ſo ſchöner.

*

Wir haben Metzelſuppe im Haus.

Groß iſt Hanſei und ein Spender vieles Guten.

Ja, auch groß. Wie verrottet ſind doch unſere Vorſtellungen! Ein homeriſcher Held, der Schweine zertheilt und kocht und bratet, bleibt uns ein Held, und Hanſei iſt ſo viel wie ſie alle, wenn auch nicht gerade mit dem Schwert.

Es iſt ein homeriſches Schmauſen im ganzen Hof, und ſie beißen mit ſo guten Zähnen, wie Held Menelaos.

*

Das Beſte auf der Welt iſt geſundes Blut, geſtählte Sehnen und ſtarke Nerven.

Wer noch ein ruhiges Gewiſſen dazu hätte!

*

Ich liebe die Dämmerung, dieſes Nachtwerden aus dem Tag, wie es in einander verſchwimmt. Wenn man ganz mit dem Naturwalten lebt, iſt jeder Tag voll gelebt.

Licht und Feuer machen den Menſchen zum Menſchen. Der Menſch allein lebt in die Nacht hinein.

Der allwiſſende Schnabelsdorf ſagte einmal: „Es iſt ein Gradmeſſer der Cultur, wie viel die Menſchen in die Nacht hinein leben.“

Jetzt ſetzen ſie ſich bei Hofe zum Diner; ſie ſcherzen, ſie lachen, es giebt Anekdoten. — Wenn ich plötzlich unter ihnen erſchiene . . .

Nein, ich ſtöre euch nicht, ihr ſollt ruhig leben!

Und dann fahren ſie ins Theater — Iſt heute nicht? — Ja, ich hatte es ganz vergeſſen — heut' iſt mein Geburtstag. Heut' vor einem Jahr ging ich als Seejungfrau auf den Ball, und er ſagte mir leiſe — dort im Palmenhaus, ich höre noch ſeine Stimme: „Ich habe dieſen Tag abſichtlich gewählt — nur Sie ſollen es wiſſen, nur Sie und ich."

O dieſe Nacht!

Ob ſie dort wol auch meiner gedenken?

Die Egypter ſtellten bei ihren Feſten die Gedenkzeichen der Todten auf . . . Ich kann nicht mehr ſchreiben — Ich will Licht anzünden — ich muß arbeiten.

*

Drunten im Dorf lebt ein Taubſtummer, der grobe Holzſchnitzereien macht. Er hat weder leſen noch ſchreiben gelernt, noch Religionsunterricht bekommen; er weiß von gar nichts. Aber die Kirchweihen, die Feſttage und beſonders Faſtnacht weiß er ganz genau. Da ſtellt er ſich mit ſeinem Schirm vor die Kirche, ſieht ſich die Bauern an, und wer ihm gefällt, zu dem geht er, zieht den Rock aus und ſetzt ſich an den Tiſch, und man giebt ihm, ohne ein Wort zu ſagen, drei Tage zu eſſen und zu trinken.

Und ſo kam er nun zu uns.

Manchmal weint er und kann nicht ſagen, worüber; aber er giebt durch Zeichen zu verſtehen, und das Pechmännlein erklärt, er weine darüber, daß er nichts mehr eſſen kann.

Ich habe mich mit dem Stummen zu verſtändigen geſucht, aber wir verſtehen einander nicht.

*

(Aſchermittwoch.) Heut iſt Alles im Hauſe ſo ſtill, gedankenvoll. Jede Stirn wurde mit Aſche beſtreut und dazu der Spruch geſagt: Menſch, gedenke, daß du Staub biſt!

Ach, ich habe einen langen Aſchermittwoch nach einem tollen Carneval.

*

Ich ſehe oft das Bild jener egyptiſchen Königstochter vor mir. Alle Gewänder ſind von ihr abgefault; nackt, mit aufgelöſtem Haar kniet ſie betend an ihrem offenen Grabe.

Wann wirſt du mich aufnehmen, du allbarmherzige Mutter Erde?

Mir kommt die einfach große Antwort der Antigone in den Sinn. Sie ſagt zu Kreon, der ihr das Todesurtheil verkündet:

„Ich wußte, daß ich ſterben werde, du ſagſt mir nur, wann.“

*

Ich will ruhig die Folgen meines Thuns tragen, ganz allein auf mich geſtellt, auf keine materielle und keine geiſtige Hülfe von außen.

*

Es iſt eine ſchöne Sitte, daß die Leute, wenn ſie das Ave Maria unter dem Geläute geſprochen haben, einander „Guten Abend“ ſagen.

Sie kommen vom Himmel wieder heim zu den Ihrigen.

*

Walpurga will, wenn wir allein ſind, „Sie“ zu mir ſagen und mich „Gräfin“ heißen.

Alles kehrt ſich um. Einſt ſagte ich zu ihm heimlich „Du“ und öffentlich . . .

Ach, in Alles hinein ſpringt das Eine.

Das Entſetzlichſte wäre, wenn ich empfindſam würde — bin ich's vielleicht ſchon?

Der Empfindſame iſt der Waffenloſe unter lauter Bewaffneten, der Unverhüllte unter lauter Maskirten.

Ich will ſtark ſein. Ich muß.

*

Walpurga brachte mir heute einige Blumentöpfe ins Zimmer, Rosmarin, Geranium und Oleander.

Hanſei hat ſie mitgebracht von einem großen Doctor, wie er ſagt, der einige Stunden von hier im Thal wohnt; ſein Gärtner darf Pflanzen verkaufen, und da bringt ſie mir nun Walpurga und ſagt: „Du haſt immer Blumen um dich gehabt, dieſe da halten ſich im Winter.“

Glücklich machen mich dieſe wenigen Pflanzen. Die Blume fragt nichts danach, welch' einen Topf ſie hat, wenn ihr nur Sonne und Regen wird. Was haben die Menſchen im Schloſſe dort von den Blumen

im Treibhaus? Sie haben ſie nicht gepflanzt und nicht gewartet, ſie kennen einander nicht.

*

Hanſei kam heute zu mir und ſagte:

„Irmgard, wenn ich dir einmal was Leid's gethan hab' — ich weiß zwar nichts — ſo bitt' ich, verzeih' mir's!"

„Warum fragſt du mich das jetzt?"

„Ich gehe morgen mit den Meinigen zur Beichte und Communion," erwiderte er.

Meine Thränen, die auf dieß Blatt fallen, beichten. In Worte kann ich es nicht faſſen.

*

Warum bin ich erſt über die beſudelte Schwelle hinüber in dies engumſchloſſene und doch in ſich gefriedete Leben eingegangen? Warum nicht rein und frei, ſtolz und ſtark?

Ich habe einmal von Franz von Aſſiſi geleſen, daß er, mit luſtigen Geſellen von einem Gelage kommend, Morgens in der Frühe, auf dem Weg plötzlich vom Geiſt ergriffen ward, Allem entſagte und ein heiliges Leben führte.

Alſo immer nur aus Sünde heraus?

Härter aber noch iſt die Frage: Warum mußteſt du, Königin, das erleben?

*

Ich gehe im triefenden Regen oft wie gefangen in den Feldern umher. Was hält mich hier? Was lockt mich fort?

*

Ich lebe auch gefangen wie zwiſchen Steinen und Eiſengittern, die aus dem Grunde meines Wollens genommen ſind.

Ich fühle den ganzen Schmerz des Verbannten.

Ich lebe in einer Erſtarrung. Warum muß ich auf den Tod warten?

Mir iſt oft, als läge ich träumend an einem Abgrund und kann doch nicht erwachen und mich aufraffen.

Wohin ſollte ich?

*

Oft, und wie mit Zaubergewalt, wie ein Reiter auf geflügeltem

Roſſe, ſprengt der Gedanke durch die Seelenöde und ſchleppt mich fort: du weißt ſo gar nichts mehr von der Welt draußen — deine Umgebung verhehlt dir's, wenn ſie etwas weiß, und du darfſt nicht fragen.

Wie, wenn die Königin todt wäre, und der dich einſt liebte und den du liebteſt — ach ſo ſehr — er iſt doppelt allein und verlaſſen und denkt trauernd deiner? Gieb ihm ein Zeichen und er kommt und holt dich, und auf weißem Zelter reiteſt du ein ins Schloß als Königin, und Alles iſt geſühnt und verſöhnt und du biſt eine Freundin des Volkes, denn du kennſt es, du haſt mit ihm gelebt und gelitten. . .

So packt's mich oft und umſchlingt mich wie ein Zaubernetz, und läßt mich nicht los, und ich horche, wie wenn ich Stimmen und Trompetentöne vernähme, die mich rufen. Noch iſt das wilde Heer in der Seele nicht zur Ruhe gekommen.

*

Es ſchlummern zuſammengekauert räthſelhafte Dämonen in der Seele, die Phantaſie ruft, ſie recken die Häupter und kriechen und fliegen und ſchwimmen und rennen. Sie haben kluge Augen und ſchillernde Geſtalten, und können auch als Tugenden erſcheinen, ſie borgen ſich das Prieſtergewand und reden die Sprache des Mitleids: Hab' Erbarmen gegen dich und gegen Andere. Sie prunken im Stahlpanzer der Kraft und Thatenluſt und ſprechen: Du kannſt beglücken den Einen und die Vielen, und kannſt Gutes und Großes thun an dem Einen und und an den Vielen.

Ich vernichte ſie, ich halte ihnen das Licht vor die Augen, ſie verſchwinden.

Du lebſt, Königin, von mir ſo tief gekränkte Freundin, du lebſt .... Ich frage nicht und will nicht wiſſen, ob du todt biſt.

Du lebſt, und ich wünſche nur, daß du von meinem Neueleben wiſſeſt, und wie ich wühle in den Eingeweiden meiner Seele.

*

Das griechiſche Drama vom gefeſſelten Prometheus liegt mir im Sinn. Prometheus war der erſte einſiedleriſche Menſch. Er iſt äußerlich angeſchmiedet. Wir ſchmieden uns ſelber an, durch Gelübde, Ordensregeln.

Ich bin kein Prometheus und keine Nonne.

*

Nach gar nichts in der Welt draußen habe ich Verlangen, nur nach einer guten Musik mit vollem Orchester. Ich freue mich, daß ich sie oft im Schlaf höre. Wunderbar! Meine Seele spielt im Traume alle Instrumente und große Orchesterstücke, die ich nie ganz auswendig konnte.

Unser Leben hat doch einen zweiten Boden.

*

Freiheit und Arbeit, das sind die schönsten Vorzüge des Menschen. Einsam und arbeitsam, das ist mein Alles.

*

Noch nie hat Walpurga jener vorahnenden Scene gedacht, wo sie mich warnte. Ach, sie hat mich mit derber Hand gefaßt, als ich am Abgrunde schwebte und ich habe sie gescholten und bethört und mich selbst verwirrt. Sie hält jede Erinnerung daran zurück.

*

Mein alter Jochem hat mir die ganze Bitterniß seines Lebens damit ausgesprochen, daß er mir heute sagte:

„Alte Ochsen und alte Kühe schlachtet man, alte Pferde und alte Hunde schießt man todt und alte Menschen füttert man zu Tode — das ist der einzige Unterschied."

*

Das Wohnhaus auf unserm Hof ist verwahrlost. Aber Hansei will nicht sofort bauen.

„Man muß sich mit dem alten Haus behelfen, zuerst muß man arbeiten," sagt er. Und dann hat er eine gewisse Scheu vor den Leuten: das Haus war bis jetzt gut genug — warum soll's ihm nicht sein?

Auch der Bauer auf seinem einsamen Gehöft ist nicht vollkommen unabhängig. Wem noch daran gelegen ist, was die Leute von ihm denken, muß auch Rücksicht darauf nehmen.

Da ist die ganze Sklavenkette.

*

(1. März.) Glück und Freude ist in unser Haus gekommen. Auch in mir ist es licht, als wäre nicht mein Leben in Nacht versunken.

Digitized by Google

Walpurga hat einen Knaben. Hansei ist ganz glückselig, er nennt den Knaben nicht anders, als den „jungen Freihofbauer."

*

Wir hatten Taufe im Haus. Es that mir weh, daß ich nicht mit zur Kirche gehen konnte. Aber ich konnte nicht.

*

Ich habe die Bauernkleider abgelegt. Die waren am Platze zur Flucht; jetzt nicht mehr. Ich trage nun einfachen Kattun, wie die Vielen auf dem Lande, die sich mit Hausindustrie beschäftigen. Nur den grünen Hut trage ich noch, und das ist nöthig, man kann sich gut darunter verbergen.

Ich habe viele äußere Gewänder abgelegt; wie viel innere muß ich noch abthun?

*

Furcht und Bangen weichen von mir.

Ich war zum Erstenmal im Dorf. Es liegt zerstreut am Berggelände, die Häuser stehen einzeln an den Wiesen und sehen von oben gesehen fast aus wie eine zerstreute Heerde.

*

In der Nacht ist mir das Rauschen des Wassers und des Waldes so wundersam. Das strömt und rauscht so ewig fort. Wie nichtig und klein ist doch ein Menschenkind!

*

O, dieses Erwachen durch den Finkenschlag, und Alles so voll stark und herb machender Morgenluft!

*

(19. April.) Dichter Nebel den ganzen Tag. Sterben und Erwachen der Natur geht verhüllt unter dem Schleier des Nebels vor sich.

*

Drüben am Bach singt eine Nachtigall den ganzen Tag und die ganze Nacht. Welch eine unermüdliche Kraft, welch ein unerschöpflicher Quell im Nachtigallensang!

Eben jetzt, da ich schreibe, als wüßte sie, daß ich mich nach ihr sehne, singt sie hier näher.

*

Ich ſehe jede Knospe aufgehen, ich ſehe das Farrenkraut noch in Schnecken zuſammengerollt und ſelbſt die herbe Rüſter hat eine zarte Blüthe. Alles blüht und ſingt. Auch das Gackern der Hühner iſt Geſang. Die Welt iſt eine unendliche Mannigfaltigkeit.

*

O dieſes glückſelige Warten auf jedes einzelne grüne Blättchen, das Aufgehen jeder Knospe. Das Schönſte an der Natur iſt doch, daß ſie nie Eile hat; ſie kann warten und unſer ganze Arbeit iſt: ihrer warten.

*

Anfangs will man jede kleine Entwicklung beobachten, jedes Wachsthum; bald aber geht's nicht mehr, es iſt zu viel.

*

Nur ein einziger Regentag und alle Knospen ſpringen auf. Der helle Frühling iſt da. Es giebt auch im Frühling eine Unruhe im Gemüthe, die dem Drängen draußen parallel geht.

*

Welch ein lautloſes und doch in der Bewegung melodiſches Wiegen in der Hängebirke, jetzt da ſie ſo voll Blüthentrauben hängt.

*

Das beſte Selbſtvergeſſen iſt: die Dinge der Welt mit Aufmerkſamkeit und Liebe anſehen — oder eigentlich in der Aufmerkſamkeit iſt ſchon die Liebe, vielleicht die am meiſten unſelbſtiſche.

*

Morgens in der erſten Frühe kommt der Kukuk ganz nahe an unſer Haus und ruft.

*

(Pfingſten.) Die Feſtes-Vorbereitungen ſind eine Freude, vielleicht eine höhere, als das Feſt ſelber. Dieſes Mehleinthun zum Kuchen-luxus, dies Kneten, Backen, dieſes Erquicken am Anblick des gelungenen Feſtkuchens.

Die ſelbſtbereitete Freude iſt ganze Freude.

Und nun das Feſt! Die Bäume blühen und die Menſchen blühen und da draußen ſteht der Wald und ſie tragen ihn als Pfingſtmaien in die Stube.

Hansei hat ein neues Gewand in hieländischer Tracht. Als er heute durch den Hof ging und sich wohlig umschaute, lag in seinem „Guten Morgen!“ eine ganze Welt voll Glück.

Es thut mir wieder wehe, daß ich nicht mit zur Kirche gehe. Die Festesstimmung hat ihre Höhe im Kirchgang; aber auch daheim ist das Haus voll Duft der Birken und des Festkuchens.

*

(24. Mai.) Wir hatten einen tollen Frühlingssturm mit Blitz und Donner. Die Bäume bogen und krümmten sich, als müsse Alles zerbrechen.

„Das ist bös,“ sagte mein Pechmännlein, „für den Roggen freilich ist's auch wieder gut; aber ein Gewitter im Frühling bringt viele Tage kalt, im hohen Sommer aber bringt's neue Wärme.“

Wie sinnbildlich ist das für frühreife Leidenschaftlichkeit . . .

Jetzt haben wir wieder hellen Sonnenschein. Ich war draußen. Millionen Blüthen liegen am Boden und im Wald liegen viele junge Vögel todt, sie hatten sich zu früh herausgewagt aus dem Nest, der Regen machte ihnen die jungen Flügel naß und sie konnten nicht mehr zurück, auch hatte das Nest keinen Raum mehr für sie; verlassen und hungrig mußten sie sterben.

Die Natur ist grausam. Sie arbeitet so lange an Hervorbringung eines Wesens, und dann plötzlich, muthwillig läßt sie's verkommen.

*

Die Sonntage sind mir das Schwerste. Man ist gewohnt, da etwas Besonderes zu wollen. Man zieht ein besonderes Kleid an und die Welt soll auch ein besonderes haben. Am Sonntag fühle ich am meisten, daß ich in einer fremden Welt bin; vielleicht überall, aber hier besonders.

Der Brunnen rauscht und die Vögel singen, so heute wie gestern. Wie kann ich verlangen, daß sie mir heute etwas Anderes singen?

Die Natur hat keine Stimmung. Der Mensch allein hat sie.

Da liegt ein schwerer Stein darin . . .

*

Die Wolkenbildungen und ihre Farben, die ich sonst nur hoch am Himmel sah, sehe ich jetzt auf der Erde und unter mir.

Ich kann ſtundenlang die Wolkenwandlungen, ihre wechſelnden Bildungen auf den Bergen betrachten. Aus ſolchen flüſſigen Formen hat ſich die Erde zu feſter Geſtaltung gebildet. Kein Künſtler kann je dieſe geſtaltenreiche Wolkenwelt ausmeſſen. Bevor die Gedanken feſt ſind in unſerer Seele, müſſen ſie auch ſolche Wolkenformen haben; wir können ſie nur nicht faſſen.

*

Am Saume des Waldes iſt der mannigfaltigſte Vogelſang, da tönt das Lerchenſchwirren zuſammen mit Ammer und Zeiſig, Amſel, Fink, Droſſel, Rothſchwänzchen und Kohlmeiſe. Nur wenige Vögel, die tief im Walde niſten, ſingen dort.

*

Im Frühling iſt in jeder Waldrinſe ein Bächlein; im Sommer iſt da nichts als eine ausgetrocknete Schlucht. Es geht auch im Menſchenleben ſo.

*

Wenn ich mich mit dem Frühling freue, da ſagt der alte Jochem: „Ha, was iſt denn dran? In ſo und ſo viel Wochen nehmen die Tage ſchon wieder ab.“

*

Wenn die Menſchen alljährlich wie die Bäume ſichtbare Blüthen trügen, es würden von Jahr zu Jahr andere Blüthen erſcheinen an Farbe und Geſtalt. Die Blüthe meiner Seele war einſt ſo feurig, und jetzt . . .

*

Ich habe zum Erſtenmal in meinem Leben ein Adlerpaar in den Lüften geſehen. Welch ein Leben, ſolch ein Adlerpaar! Sie ſchwebten im Kreiſe, hoch oben. Um was ſchwebten ſie? Dann ſchwangen ſie ſich höher und verſchwanden tief in den Lüften.

Es gibt noch freie Adler in der Welt. Der Adler hat Niemand über ſich, keinen Feind, der ihm beikommen kann. Nur der Menſch ſendet die tödtliche Kugel, und wirkt noch da, wohin nur ſein Blick reicht.

Auch er war damals ſtolz und hoch, als er einen Adler geſchoſſen. Warum? Weil es ein Zeichen ſeiner Kraft. Und mit dem Siegeszeichen ſchmückte er meinen Hut — o Wehe! Wehe!

Warum kommt aus der unendlichen Ferne immer wieder mein Elend auf mich hernieder?

*

Wir Frauen ſind nie allein in der Natur.

Immer wieder die Tiefſinnigkeit der alten Sage: Der Mann, zuerſt geſchaffen, war allein in der Natur; die Frau war nie allein da. Das wiederholt ſich durch die ganze Geſchichte der Geſchlechter, und ich verſtehe ein räthſelvolles Geheimniß.

*

In der vornehmen Welt werden wie im Park die Fußtapfen von gefälligen Dienern wieder ausgelöſcht. Nur keine Fußtapfen von geſtern!

Und doch ſoll ihr ganzes Leben Geſchichte ſein.

*

Nichts Böſes mehr thun — das iſt noch nicht Gutes thun.

Ich möchte eine große That vollziehen. Wo iſt ſie?

In mir allein.

*

Mein Pechmännlein iſt draußen in der Natur ein ganz anderer Menſch. Er liebt die Natur nicht, er hat nur — wie er ſagt — ſeinen Spaß daran, ſeine Freude an den kleinſten Zügen des Vogellebens, und wie kennt er ſie alle!

*

(In vielen Regentagen.) Ich vergehe faſt vor Heimweh nach der Sonne. Ich gehe umher, wie verwelkend, wie verdurſtend — ich kann nicht leben ohne Sonne, ſie iſt mir dieſe holden Maitage ſchuldig, ſie ſind mein Labſal, ich muß ſie haben.

*

Wenn ich ſo abhängig vom Wetter bleibe und jede Wolke mir die Seele verfinſtert, jeder Regen mich in das fröſtelnde Gefühl der Verlaſſenheit taucht, dann wäre mir beſſer, ich läge tief im See, und der Schiffer im Kahn, der über mein Gebein wegſchwimmt, erzählte dem Ueberfahrenden, wie dort beim Kloſter: Hier unten ruht ein junges Hoffräulein ...

Ich habe der Sonne ſchon einmal Ade geſagt, ich will frei ſein von ihr . . .

*

Es giebt Menſchen, die nur Regen und Sonnenſchein kennen und haben.

Es giebt aber auch Seelen voll thaubildender Kraft — das ſind die ſtillen, in ſich reichen, triebkräftigen, die mehr innerlich als äußerlich erleben.

*

(12. Juni.) Es hat nach heißen Tagen geregnet in der Nacht. Alles glitzert und tropft. O dieſer wonnige Morgen nach einem Nachtgewitter! Solch einen Morgen voll gelebt zu haben, iſt der Lebensmühe werth.

*

Jochem hat eine Lerche im Käfig — er muß noch etwas bei ſich eingeſperrt haben.

Die Lerche macht mir Freude. Es giebt hier oben keine Lerchen, wir haben hier lauter Wieſen — über den Getreidefeldern im Thal, dort ſchwirren ſie.

*

Nach der Sonnenwende um Johanni iſt der Wald ſtumm. Die Sonne zeitigt nur noch; ſie ruft keine Blüthen und keinen Sang mehr. Der Fink allein iſt noch luſtig.

*

Das Schimmelfüllen graſt vor meinem Fenſter auf der Wieſe. Es kennt mich. Wenn ich aufſchaue, ſieht es mich lange ſtillſtehend an, dann ſpringt es tollend hin und her. Ich habe ihm den Namen Wodan gegeben; es hört darauf und kommt zu mir, wenn ich Wodan rufe.

Ich habe das Schimmelfüllen gezeichnet und ſchneide es nun in Birke aus. Ich glaube, es gelingt mir. Holz iſt aber doch ein ſpröder, eckiger Stoff. Ich werde ſo leicht ungeduldig. Ich darf's nicht ſein.

*

Geſtern war es ein Jahr, daß ich drunten am Felſen lag. Ich

konnte kein Wort ſchreiben, ich verging faſt vor Schwindel über all dem Denken von damals. Nun iſt's vorbei.

Ich glaube, ich werde nicht viel mehr ſchreiben.

Ich habe nun alle Jahreszeiten in meiner neuen Welt durchlebt. Der Ring iſt geſchloſſen. Es kommt von außen nichts Neues mehr, ich kenne Alles, was da iſt und kommen kann. Ich bin in meiner neuen Welt daheim.

*

Die Schriftgelehrten und Phariſäer brachten ein Weib zu Jeſus, das den Steinigungstod erleiden ſollte, und er ſprach zu ihnen: Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie.

So ſteht geſchrieben.

Ich aber frage: Wie lebte ſie weiter, die vom Steinigungstod Errettete, zum Leben Begnadigte oder Verdammte? Wie lebte ſie weiter? Kehrte ſie in ihr Haus zurück? Wie ſtand ſie in der Welt? Wie in ihrem Herzen?

Keine Antwort. Keine.

Ich muß die Antwort erleben.

*

Wer ſich rein fühlt, werfe den erſten Stein auf ſie. Du größtes Wort, das je ein Menſchenmund geſprochen und ein Menſchenohr gehört! Du theilſt die Geſchichte des Menſchengeſchlechts in zwei Hälften. Du biſt das „Werde" der zweiten Schöpfung. Du theilſt und heilſt auch mein kleines Leben und ſchaffſt mich neu.

*

Darf ein Menſch, der nicht ganz rein, den Anderen Lehren und Betrachtungen geben?

Greift in euer eigen Herz! Wer ſeid denn ihr?

Seht her, meine Hände ſind rauh von der Arbeit — ich habe ſie nicht bloß betend erhoben.

*

Ich habe in meiner Einſamkeit noch keinen gedruckten Buchſtaben geſehen. Ich habe kein Buch. Ich will keines. Nicht aus Kaſteiung. Ich will mich allein haben.

*

Erdrückend iſt die Laſt, immer für ſich allein den Ewigkeitsgedanken zu hegen, die Abgeſchiedenheit von der Welt auf ſich zu nehmen.

Das Kloſter hat doch ſein Gutes. Im Chorgeſang hebt und trägt eine Stimme die andere, und wenn der Ton einmal ausgleitet, er verſchwimmt und verſchwindet. Hier aber bin ich ganz allein, bin Prieſter und Kirche, Orgel und Gemeinde, Beichtiger und Beichtkind, Alles zuſammen, und meine Seele iſt mir oft ſo ſchwer, ſo centnerſchwer, als müßte ein Anderes mir tragen helfen. Nimm du mich und trage mich, ich kann nicht weiter! ruft meine Seele. Aber dann raffe ich mich wieder auf, faſſe Bündel und Wanderſtab und wandere, wandere einſam und allein mit mir, und im Wandern gewinne ich wieder Kraft.

*

Seit einem Jahre zum Erſtenmal habe ich dort auf der weißen Straße im Thal eine Kutſche fahren ſehen. Die Darinſitzenden ahnen nicht, wie ich ihnen nachſchaue. Wohin geht der Weg? Wer ſeid Ihr?

*

Ich muß doch wieder ſchreiben. Ich glaube jetzt zu wiſſen, was gemüthlich iſt: Ausdenken und Vorſorgen für das Kleinſte, vollkommenes Verſetzen in Lage, Bedürfniß und Stimmung eines Anderen, ein Dichten mit dem Herzen, die Phantaſie der Empfindung.

Die echte Bildung iſt Gemüthlichkeit. Denn was iſt Bildung? Die Kraft, ſich in die Zuſtände eines Andern zu verſetzen und ſeine eigenen Zuſtände wie fremde anzuſehen.

Ich bleibe beim erſten. Mein Hanſei erſcheint ſtockig und iſt viel gebildeter als ein Dutzend Herren mit Orden und Epauletten, die als die intereſſanteſten Cavaliere brilliren.

*

Ich meine immer, in mir liege etwas, was ich noch nicht gefunden. Es läßt mir keine Ruhe. Iſt's ein Gedanke? Iſt's eine Empfindung? Iſt's ein Wort? Eine That? Ich weiß es nicht. Aber ich ſpüre, es will noch etwas aus mir heraus. Vielleicht ſterbe ich und habe es nicht gefunden.

*

Mein alter Jochem weiß noch einige Verſe aus dem Geſangbuch

auswendig. Er ſagt ſie immer vor ſich hin, aber ganz verkehrt, und es iſt purer Unſinn, was er daraus gemacht hat. Ich wollte ihm nun die Verſe richtig ſtellen. Darüber ward er ſehr bös und ſagte, das wäre Neues, das gelte nicht. Sein Unſinn iſt ihm lieber, er hat etwas Geheimnißvolles daran, und das imponirt ihm, weil er's nicht verſteht.

*

Wer es nicht ſelbſt erlebt, kann nicht wiſſen, was es heißt: Nach einer leichten Anſprache mit Menſchen gleicher Art ſich ſehnen. Es iſt brennender Durſt. Jeder, der meine Sprache ſpräche, wäre mir jetzt recht. Ich halte dieſe Spannung nicht aus. Ich komme mir vor, als wäre ich in fremdem Lande und lauſche auf den geliebten Ton meiner Heimathſprache, aber immer vergebens. Wohl mir, daß ich arbeiten kann.

*

So lange ich Walpurga im Schloß hatte, konnte ich gut von allerlei mit ihr reden. Ich kam zu ihr von Anderem, aus der eigentlichen Heimath meines Geiſtes. Hier, wo ich ſie allein und nichts Anderes mehr habe, iſt das anders. Es iſt nicht Stolz — wie ſollte ich und Stolz — es iſt eine Fremdheit, oder iſt's Verdroſſenheit, daß mir nur ſo Karges verblieben?

*

Die Naivetät iſt nur für eine kurze Weile anmuthend und ausgiebig. Die Weisheit allein iſt es immer, die Weisheit, wie ſie Mutter Beate und wie ſie der Leibarzt hat. Ja, nach ihm ſehne ich mich am meiſten.

Weisheit iſt gebildete Naivetät oder Naivetät des Genie's, ſie iſt der rothwangige Apfel von der ſchönen Apfelblüthe Naivetät, die als Putzen noch im Apfel da iſt.

Nacht und Tag und alle elementariſchen Einwirkungen, helle Erkenntniß und dunkler Naturdrang vollenden die ſchönſte Frucht.

*

Ich kann die Arbeit nicht als das Höchſte des Menſchen betrachten. Der ſchöne Menſch iſt der, der müßig geht, ſich hegt und pflegt, ſich

entwickelt — ſo leben die Götter, und der Menſch iſt der Gott der Schöpfung.

Da iſt meine Ketzerei. Ich habe ſie gebeichtet. Aber drin im Beichtſtuhl ſitzt ein anderer Menſch und der hat doch eigentlich Recht, wenn er ſagt: Wol, mein Kind, nichts thun, blos da ſein — das wäre das Würdigſte und Erhabenſte. Ganz recht! Aber da kein Menſch da ſein kann, ohne daß ein anderer für ihn arbeitet — komm her, tritt auf dieſen Punkt! — daran muß jeder auch arbeiten. Alles muß bezahlt werden. Die Einen ſind nicht da, um blos zu ſein, und die Andern, um blos zu arbeiten.

*

Wenn keine Vergangenheit wäre, wie glücklich könnte ich ſein. Ein zweites Leben mit Erinnerung — wie traurig! Und ohne Erinnerung, wär's da ein zweites Leben?

*

Jetzt erſt iſt die rechte Freude im Haus. Wenn wir etwas genießen, ſagt meine Walpurga: „Das haben wir ſelber gepflanzt, an dem und dem Tag haben wir die Bohnen geſteckt, ich hab' ſie der Burgei in die Hand gegeben und dann hat ſie ſie aufs Beet fallen laſſen."

Und ſo geht's mit Allem. Die vergangenen Tage wachen wieder auf.

*

Es iſt mir ſchwer geworden, denſelben Gegenſtand der Arbeit zu wiederholen, und nicht nur Einmal, ein Dutzendmal und mehr. Aber das iſt Arbeit; daſſelbe immer wieder thun. Alles Andere iſt Luſt, Liebhaberei.

Die Natur thut immer das Gleiche, und wir müſſen ihr dienen, es ihr nachthun. Die Natur wiederholt ſich im Geſetz, der Menſch in der Pflicht.

Ich habe aber doch Variationen gemacht und auch dieſe gefallen. Beim Gang durch den Stall ſah ich die Kuh, wie ſie ſich zu ihrem ſaugenden Kalb wendet und ihm zubrummt. Das habe ich nun auch geſchnitzt.

Ich möchte die ganze Natur noch einmal ſchaffen, neuſchaffen. Die Menſchen ſollen ſie ſehen mit meinem Blick.

O, Dank Dir, ewiger Geiſt, daß Du mir dieſe Gabe verliehen.

*

Nicht die Freude, nicht die Ruhe iſt Lebenszweck. Arbeit iſt es, oder es giebt überhaupt keinen Zweck.

*

Arbeit und Liebe, das iſt Leib und Seele des Menſchenſeins. Glückſelig, wo ſie eins.

Ich habe die Liebe verwirkt, mir bleibt nur die Arbeit.

*

Mein Schimmelfüllen! Du ſiehſt mich an und ich dich; frei und ungebunden rennſt du umher, und ich halte dich doch feſt und ſchicke dich hinaus in alle Welt, ſie ſollen auch Freude an dir haben, du ſchönes fröhliches Thier!

Ich habe mein Schimmelfüllen gezeichnet, wie es luſtig daher rennt, wie es graſt, wie es ins Weite hinaus horcht, Nüſtern und Augen aufſperrt, wie es niedergeſtreckt liegt und wie es ſich aufrichtet, wie es traulich mich anſchaut und zu mir kommt, wenn ich es locke. Wie rein und reich ſind dieſe Bewegungen, wie ſchön und feſt.

*

Ich habe es fertig gebracht, mit fliegendem Athem: ich habe mein Schimmelfüllen in Holz geſchnitten. Die Meinigen ſtaunen und ich ſelbſt ſtaune. Ich glaube, es iſt mir gelungen.

Mein Pechmännlein hat das Werk — warum ſoll ich's nicht ſo nennen? — hinabgetragen zum Händler. Es war mir eigentlich ſchmerzlich, meine Arbeit herzugeben, aber mein Zauberrößlein muß mich nähren und es nährt mich. Ich bekomme einen guten Preis und habe eine große Beſtellung erhalten.

*

Manchmal muß ich mich umſchauen, ob ſie nicht wirklich da ſind. Ich denke mir, was die Oberhofmeiſterin, was die fromme Conſtanze, was Schnabelsdorf, was Bronnen dazu ſagen würde, wenn ſie mich ſo ſähen, wie ich jetzt einhergehe.

Du biſt nicht frei, ſo lange du nicht auch deine Phantaſie beherrſcheſt. Die Phantaſie iſt der mächtigſte Deſpot.

*

Unſer Brunnen quillt und ſprudelt die ganze Nacht, und beſonders, wenn der Mond ſcheint, iſt es ſo ſchön und friedlich. Die Erde ſtrömt immerwährend ihre Labung aus, wir Menſchen brauchen nur zu kommen und ſchöpfen und trinken. Ich ſitze am liebſten am Brunnen und oft iſt es, als ob er ſchnell etwas Beſonderes zu bringen hätte, er ſprudelt raſcher und voller; es iſt aber wol nur eine Luftſtrömung, die mich das glauben macht. Es träumt ſich ſo gut am Brunnen.

*

Beſondere Freude macht mir Gundel, die Tochter meines Pechmännleins. Das gute, rechtſchaffene, einfältige Weſen iſt jetzt ſo gehoben und beglückt: Sie liebt und wird geliebt.

Hanſei hat einen Knecht aus ſeinem Heimathsorte. Er ſtand früher bei den Cüraſſieren. Und dieſer Knecht, ein derber und gar nicht ſchöner Burſch, aber äußerſt treuherzig, liebt die Gundel. Solch ein Mädchen, von Niemand beachtet, immer nur zur Arbeit da — von einem Manne geliebt, wird ſie auf einmal etwas, ihre Perſon hat nun ein Intereſſe für Andere, Alles an ihr wird gut und ſchön gefunden, ſie iſt aus der Niedrigkeit und Vergeſſenheit erhoben.

Die Liebe iſt die Krone jedes Lebens, ſie krönt auch das niedrigſte Haupt.

Wenn jetzt die Gundel Waſſer holt und die Thiere füttert und alle rauhe Arbeit thut — es umſtrahlt ſie bei Allem ein höherer Glanz.

Sie merkt es, mit wie theilnehmendem Auge ich ſie betrachte, obgleich ich ihr nichts geſagt; ſie kommt oft und fragt, ob ſie nichts für mich thun ſoll.

Ich möchte wieder reich ſein, um die Liebenden glücklich zu machen.

*

Ach, die Sucht, immer etwas Beſonderes ſein zu wollen! Die Natur iſt gar nicht originell, ſie wiederholt immer daſſelbe. Die Roſe von heuer iſt wie die Roſe vom vorigen Jahr.

Die Menſchen beſtimmen ſich — das iſt Wahl und Qual.

*

Ich bin doch noch eitel. Ich freue mich, wenn mir ein brillanter Ausdruck in die Feder kommt. Iſt das Eitelkeit! Geiſtiges Spie-

gelgefallen? Ich glaube nicht. Ich ſchmücke mich in meiner Zelle vor mir, ich muß ſchön ſein und Schönes um mich haben, ſonſt iſt mir nicht wohl. Derbes verletzt mich nicht, aber Unſchönes wie eine Disharmonie. Ueber eine Derbheit ſchreit die ſogenannte gebildete Welt Ach und Weh, aber eine elegante Gemeinheit wird belächelt.

*

Jede Woche wenigſtens Einmal muß ich dem alten Jochem ſeine Verſchreibungen vorleſen. Er weiß ſie zwar ganz auswendig, iſt aber doch glücklich, wenn er hört, wie Alles richtig geſtellt iſt — wie er ſagt — und vom Amt geſtempelt. Er läßt mich das Blatt nicht in die Hand nehmen, ich muß es ihm vorleſen, wenn er es in der Hand hält. Er iſt äußerſt mißtrauiſch.

Der Alte will immer, ich ſoll ihm eine Eingabe an den König machen — es iſt ihm faſt leid, daß er nichts mehr zu klagen hat — ich ſoll ihm die Eingabe aus Vorſorge machen. Wunderbar, wie ſich ihm der Begriff alles Rechts, aller Gerechtigkeit immer als König darſtellt.

Er erzählt auch viel vom verſtorbenen König, unter dem er als Soldat gedient, und ſagt immer: Das war ein ganzer Herr, der hat hier herum oft gejagt; der jetzige ſoll kein Jäger ſein, hab' ich mir ſagen laſſen, der hält's mit den Pfaffen und die geben ihm dafür Abſolution. Er fragt mich dann immer, ob ich den König auch ſchon einmal geſehen, und wenn ich hundertmal nein ſage, er fragt mich immer wieder.

*

O, wie Recht hatte Hanſei, wie möchte ich ihm Abbitte thun! Will man den Alten nicht bis zu ſeinem Tod am Tiſch haben — und es iſt grauſenhaft, wie er ißt — ſo iſt es beſſer, man hat ihn gar nicht dazu gebracht. Klug und brav war's von Hanſei und nicht hart und roh. Wenn man eine Gutthat nicht ausführen kann, iſt es beſſer, man fängt ſie nicht an.

Als ich heute Walpurga das erklärte, weinte ſie und ſagte: „Es iſt mir tauſendmal lieber, wenn Du meinen Hanſei lobſt, als wenn Du mich lobſt.“

*

Die Humanität kann zur ſchweren Pflicht werden, dann aber erſt zeigt ſich, ob man ſie wirklich übt, als Opfer, nicht blos als Luſt.

Ich habe mich dem alten Jochem natürlich freundlich erwieſen, habe ihn oft bei mir gehabt und ihn unterhalten, und nun will er mich gar nicht mehr allein laſſen, will immer bei mir ſein, und das Einzige, was ich habe, mir rauben: meine Einſamkeit. Es iſt mir ſchwer geworden, aber ich mußte feſtſetzen, daß er nur zu beſtimmten Stunden bei mir ſein darf. Auch das iſt ſchon hart für mich. Ich bin nicht mehr in ungemeſſener Zeit allein, ich bin an Stunden gebunden. Wenn es zwölf Uhr läutet vom Thal herauf, kommt der Alte und bleibt bei mir ſitzen. Unſere Geſpräche ſind nicht ſehr ergiebig, er hat nur ein kleines Contingent von Gedanken, und alles Andere, was da nicht anfaßt, daran iſt ihm kein Intereſſe beizubringen; dazu huſtet er viel, und will immer, ich ſoll ihm von meinem Vater erzählen; er vergißt immer wieder, daß ich ihm geſagt — und das war das Schwerſte, was ich je zu ſagen hatte — daß ich meinen Vater nicht gekannt habe. Ich habe ihn auch nicht gekannt, ſo lange er lebte; er wollte ſich mir zu erkennen geben im Tiefſten, aber ich verſtand ihn nicht. Aus der Tiefe meiner Seele rufe ich: Mein armer Vater, du wollteſt deine Vollendung, aber deine letzte That war die bittere That eines Gebundenen und doch wollteſt du mich nur wecken. Ich vollführe das, was du ſtockend begannſt; indem ich für dich arbeite, liebe ich dich ganz und voll; du biſt mir nahe, biſt was du mir ſein wollteſt, mein Erretter.

*

Ich habe nun doch — es ging nicht anders — dem Alten das Geſetz gemacht, daß er nur kommen darf, wenn ich ihn rufe. Und das iſt mir wieder eine neue Plage, faſt ſchwerer, als früher die beſtimmte Stunde; ich muß oft denken: jetzt wäre es Zeit, den Alten zu rufen, jetzt wird er dich nicht ſtören. Ich bin dadurch mehr mit ihm beſchäftigt als früher.

Ich muß lernen, es in Geduld tragen, und der Jochem wird auch immer beſſer. Wenn ich ihm ſage: Jetzt kann ich nicht ſprechen, ſo iſt er auch zufrieden; es iſt ihm ſchon genug, wenn er nur ſtill da ſitzen darf.

*

Von der Arbeit müde — wie gut ſchläft ſich's da! Hunger und Müdigkeit wie gut ſind ſie, wenn man ſie befriedigen kann.

Da draußen in der großen Welt eſſen und ruhen ſie, und ſind nicht hungrig und nicht müde.

Ich habe gar nicht gewußt, daß ich ehedem ſo viel geſprochen habe und mir Sprechen Bedürfniß war. Jetzt weiß ich beides, da ich ſtill und allein in mir ſein gelernt habe. Ich ſehe jetzt, jedes Zuſammenſein mit Anderen übte einen elektriſirenden Einfluß auf mich und überſpannte mein Weſen. Ich war nie unwahr, aber ich war mehr als ich bin. Ich machte Andere heiter und war es in mir ſelbſt ach ſo ſelten.

*

Die Einſamkeit hat eine heilende Tröſterin, Freundin, Geſpielin: es iſt die Arbeit.

Wer nicht einſam gelebt hat, weiß nicht was Arbeit iſt.

*

Ich denke oft an das Wort Dantes: Kein größeres Unglück giebt's, als ſich im Elend des Glückes erinnern. Warum ſagte er nicht, welchen Glückes? Sich ſchuldloſen Glückes erinnern, muß immer Wonne ſein und ſei das nachfolgende Unglück auch noch ſo groß. Franceſca aber ſpricht vom andern, vom ſchuldvollen Glück, und ſie hat Recht. Ich weiß es, daß ſie Recht hat.

Ich meine, auch mein Vater hat mir damals beim Abſchied geſagt: Laß nur ſolche Freuden über dich kommen, deren Erinnerung dir eine Freude ſein kann.

*

Wunderbare unterirdiſche Quellengänge der Seele! Weil ich mich heute eines ſo tief ſchmerzlichen Wortes von Dante erinnerte, überſetzte ich mir den ganzen Tag Alles, was ich dachte und was ich ſah, ins Italieniſche. Eben jetzt, da ich ſchreiben will, bemerke ich das.

*

Oft iſt mir's, als wär's eine Sünde, da ich doch leben ſoll, mich ſo zu vergraben. Ich mache meine Geſangsſtimme ſtumm und noch ſo Vieles in mir.

Iſt das recht?

Um mit mir ſelbſt ins Reine zu kommen, iſt dies Leben gut, für mich, aber ich möchte etwas für Andere thun, wirken. Wo? Was?

*

Ich habe einmal gehört, daß die ſchön geſchnitzten Möbel der Vornehmen von den Sträflingen im Zuchthaus gearbeitet werden. Wie ſchauderte mich's damals! Und jetzt — bin ich ſelbſt dabei, wenn auch in freier Gefangenſchaft, und es quillt mir noch ein Troſt der Gerechtigkeit aus dieſem Thun: die, welche das Leben verunſtaltet und verpeſtet haben, ſollen in der Buße arbeiten an der Schönheit des Daſeins für Andere.

*

Meine Arbeit gedeiht. Ich kann aber das Holz vom letzten Winter noch nicht gebrauchen. Mein Pechmännlein hat mir vortreffliches Holz gebracht, langjährig geräuchertes, von einem alten eingeriſſenen Hauſe. Wir arbeiten fröhlich mit einander und unſer Verdienſt iſt gut.

*

Das Laſter iſt ſich überall gleich, hier wie dort; hier nur offener. Die Laſter des Volkes ſind roh, die Laſter der Gebildeten ſind gemein.

Die Vornehmen ſchütteln die Folgen ihres Laſters ab, die Leute aus dem Volke tragen ſie.

*

Die rauhen Sitten dieſer Menſchen ſind nöthig und ſind beſſer, als die verlogenen Höflichkeitsformeln. Dieſe Menſchen müſſen rauh und derb ſein; dieſe Formen ſind die ſtarre grobgepanzerte Eichenrinde; nur weil dieſe Rinde ſie deckt, können ſie draußen in Wind und Wetter gedeihen.

Ich habe gefunden, daß viel mehr Zartheit und innige Empfindung hinter dieſer rauhen Rinde iſt, als unter allen glatten Formen.

*

Jochem ſagte mir heute, daß er wol noch gut zu Fuß ſei, aber das Gehen eines Blinden ſei gar beſchwerlich. Zuerſt mit lockerem Fuß taſten und verſuchen, ob der Boden auf den man treten will, feſt und eben iſt, und dann erſt ſtark mit dem Fuß auftreten — das ſei entſetzlich anſtrengend.

Iſt das nicht in meinem Leben auch ſo? Ich muß immer erſt

Digitized by Google

ängſtlich unterſuchen, ob das ein feſter Boden iſt, auf den ich meinen Fuß ſetzen kann, ſicher, ohne zu ſtraucheln und ohne verrathen zu werden.

Das iſt der Gang des Gefallenen.

Ach, warum wird mir denn Alles, was ich höre und ſehe, zum Sinnbild meines Lebens?

*

Wir leben hier wie die Pflanzen. Die Hauptſorge, Freud' und Leid, iſt das Wetter. Regen und Sonnenſchein, wie es gerade gut und nöthig iſt für das Wachsthum draußen, das trifft auch uns. Hanſei klagt noch oft, daß er ſich hier herum nicht aufs Wetter verſtehe — daheim am See, da habe er ganz genau gewußt, wie es werde. Dieſe Unkenntniß läßt ihn hier noch nicht recht daheim ſein. Dafür iſt unſer Pechmännlein ein glaubwürdiger Wetterprophet und dadurch eine wichtige Perſon im Hauſe. Ich bin ſeine gelehrige Schülerin und er iſt ſtolz auf mich. Er iſt zutraulich gegen mich, macht auch ſeinen Spaß, bleibt aber immer in eigenthümlicher Weiſe reſpectvoll.

Es iſt viel Tact unter den Menſchen, die nichts von Etiquette wiſſen. Als ich vorige Woche meinem Pechmännlein zu ſeinem Geburtstage gratulirte und ihm die Hand gab, wurde er feuerroth im ganzen Geſicht; er dankte mir ſehr und ſagte immer: Wenn er hinaufkomme in den Himmel, wolle er mir gutes Quartier beſtellen, und ſeine Alte dürfe nicht bös ſein, wenn er mich in der Ewigkeit noch dazu nehme zu ihr. Er thut ſehr gern etwas für mich. Wenn er in meinem Ofen einheizen darf, iſt er immer ganz glücklich, und wenn er mein Holz ſpaltet, liebäugelt er mit jedem Stück, wie wenn dem Holz eine beſondere Ehre geſchehe, daß es mir Wärme geben darf.

*

Die Volkszählung hat mir einen ſchweren Tag gemacht. Nach dem Eſſen zeigte Hanſei die Liſte, die er ausfüllen müſſe, und ſagte zu Walpurga: Schreib' du oder ſie — er meinte mich — ſoll ſchreiben, ihren Namen und Alter und woher.

Wir waren in großer Verlegenheit, bis endlich Walpurga be-

ſtimmte: das ſei gar nicht nöthig, die Herren auf dem Amt brauchten nicht Alles zu wiſſen.

Und das war eine bequeme Handhabe, weil ein Zettel dabei war, worin Alles ausgefragt wurde: Wie viel Milch man des Jahres gewinne? Wie viel Butter man verkaufe? Wie viel Hühner man halte? u. ſ. w. Hanſei war ganz grimmig über die Beamten, die gewiß jetzt wieder eine neue Steuer auf Alles legen wollen. Dieſer Grimm machte mich frei und der Staat iſt um eine Seele betrogen.

Die Leute hier halten den Staat und ſeine Beamten noch für ihre natürlichen Feinde und machen ſich gar kein Gewiſſen daraus, ſie zu hintergehen.

*

Ich habe zum Erſtenmal einen Baum fällen ſehen.

Das letzte Zittern hat etwas Schauerliches und dann das Krachen und Aufſchlagen. Es iſt wie ein Menſchenſchickſal, das von der Sonnenhöhe durch einen Schlag in die Tiefe und Nacht des Elends ſtürzt.

Hanſei läßt einen Weg durch den Wald ſchlagen, gerade vor meinem Fenſter; ich werde einen ſchönen freien Ausblick haben. Als ich ihm das ſagte, freute er ſich ſehr.

*

Hanſei war in der Hauptſtadt. Mit großem Stolz hat er ein großes Paket auseinander gewickelt und uns gezeigt, welch ein geſcheidtes Geſchenk er bringe. Es ſind die Bildniſſe des Königs und der Königin.

Er war ſo gut und wollte, daß ich die Bilder in meiner Stube aufhänge, und war ganz ärgerlich, daß ſeine Frau ſie für ſich behalten wollte. Endlich war er's zufrieden, da ich ſagte: „die Wohnſtube gehört ja uns Allen."

Es war mir nun peinlich in der Wohnſtube. Die Bilder ſchauen immer auf mich nieder. Walpurga merkte das und die Bilder mußten in die Schlafſtube auswandern. Jetzt bin ich wieder freier.

Hanſei ſieht auf ſolche Dinge gar nicht.

Der König hat ſich in bürgerlicher Kleidung abbilden laſſen. Iſt das ein Zeichen? . . .

*

Hansei rückt mit seinem Waldplan heraus. Er macht einen klugen Streich, er schlägt zuerst Wege durch den Wald, dann kann er die Stämme von weit oben als Langholz herunterbringen, und so haben sie einen dreifach größeren Werth, als wenn er sie verscheitern muß.

*

(3. April.) Anfangs hat man so viel zu beobachten, die ganze Welt ist wie ein junges Kind, wie das erste Grün im Frühling. Später ist man das Alles gewohnt, das spricht, das lacht, das steht und geht, das weint und scherzt, das grünt und blüht, und Alles ist wie immer und überall. Ich glaube, wir könnten nicht leben, wenn uns die Welt täglich neu wäre und uns keine Ruhe ließe.

Die zweite Mutter, Gewohnheit, ist auch eine gute Mutter.

*

Meinem Schimmelfüllen hat man die Füße mit einem Strick gebunden. Es kann nun nicht davonrennen, es kann nur im Schritt gehen. Die schönen freien Bewegungen sind dahin, bevor du eingespannt wirst.

Ach wie viele Menschenbrüder gleichen Schicksals hast du, mein Schimmelfüllen!

*

Ich liebe den Regen, dies gelassene Niederrieseln vom Himmel. Ich könnte stundenlang am Fenster stehen und träumerisch hinausschauen und hören, wenn ich nicht arbeiten müßte. Mir ist, als hätte ich Millionen Augen und sähe, wie die Tropfen auf halboffene Knospen fallen. Jetzt geht's auf, Alles!

Aber ich schäme mich, hier, wo Alles stetig arbeitet, mit offenen Augen müßig in die Welt hineinzuschauen. Schön und lind ist der Regen im Frühling; die Luft und jede kleinste Rinne vor dem Haus und am Berg gewinnt Stimme, Gestalt und Inhalt.

*

Sonst bedurfte ich immer eines Fernglases, jetzt erweitert sich mein Blick.

Weil wir nicht im Freien leben, sind wir kurzsichtig.

*

Digitized by Google

Wenn man die Roſe veredelt, wachſen ihr auch andere Dornen, aber immer Dornen.

*

(15. April.) Heut' hab ich zum Erſtenmal in dieſem Jahr die Goldammer gehört. Sie hat im Frühling noch mehr und faſt lauter Sechzehnteltöne; im Sommer hat ſie weniger Töne, aber lauter halbe Noten.

*

(23. April.) Die erſte Schwalbe iſt da. Jetzt darf man ſich wohlig wiegen im Gefühl des Frühlings. Es iſt kein Hangen und Bangen mehr, kein ängſtliches Flattern von einem ſicheren guten Tag zum andern.

Mein Pechmännlein ſagt: Die Schwalben und die Staare kommen und gehen in der Nacht. Das giebt zu denken.

*

(Ende April.) Ein Regen! O welche Düfte weckt er aus Blume, Gras und Baum! Und das ſteigt ins Unendliche, und wir kurzlebigen Menſchenkinder meinen, das ſei Alles für uns. Es iſt Alles nur für ſich.

*

Die Immortelle gehört zu dem, was am früheſten zu grünen anfängt; ſie gedeiht am Waldrain und kommt auch noch im ſchlechten Boden fort.

*

(1. Mai.) Heute — der Tag war regneriſch und kalt, und es ſchloßte noch einmal, Alles glitzerte und trieſte im goldnen Widerſchein — da hörte ich am Abend den Kukuk zum Erſtenmal. Er flog von Wald zu Wald, von Berg zu Berg, und rief überall.

Warum ſagt man nur: Geh' zum Kukuk? Ich hab's gefunden: Der Kukuk hat kein eigen Neſt, keine Heimath; er muß, nach der Volksſage, jede Nacht auf einem andern Baum ſchlafen. Geh' zum Kukuk! heißt alſo: Geh' unſtät und flüchtig, ſei nirgends daheim.

Als ich der Großmutter meinen Fund mittheilte, ſagte ſie: „Du haſt's gewonnen, du holſt dir aus Allem was heraus, du haſt's gewonnen.“

Sie meint: das Spiel des Lebens habe ich gewonnen.

*

Mein gutes Pechmännlein hat mir eine Freude gemacht. Droben bei dem Ahornbaum auf dem Felſenvorſprung, da hat mir's gar ſo

wohl gefallen, und nun hat er mir dort eine Bank hergerichtet; er hat mir aber auch alles Gestrüpp ringsum weggehauen und mir mein Plätzchen eigentlich verdorben. Ich sitze aber doch dort und finde wieder mein ganzes Wohlbehagen. Es kann kein Mensch dem andern etwas vollkommen recht machen, aber dankbar kann man doch sein. Und Dank ist ein Boden, auf dem die Freude gedeiht.

*

(Am ersten Maisonntag.) Am Sonntag Nachmittag, wenn ich nicht arbeiten darf, habe ich eine unbezwingliche Sehnsucht, in einer leicht wiegenden, offenen Kalesche durch den Park zu fahren; nicht immer gehen, nicht immer etwas thun zu müssen; im Frühling auf einem weichen Sitz, daran Räder befestigt sind, von schnellen Pferden sich durch die Welt rollen zu lassen, oder — noch besser — auf weichem Weg durch den Wald zu reiten, eine fremde Kraft regieren und sie unterthan halten — Ich kann's nicht vergessen.

*

Und in der Nacht, wenn ich zum weiten Himmelsbogen mit den zahllos flimmernden Sternen aufschaue, ist mir's so schwer, zu sitzen und zu gehen. Ich denke der Nächte, da ich im Wagen liegend in die weite Welt hineinfuhr und aufschaute zu den Sternen — wie frei, wie reich war da Alles.

So vieles in mir hängt doch am Kleinen.

*

Es giebt Tage, wo ich den Wald nicht ertrage. Ich will keinen Schatten. Ich muß Sonne haben, nichts als Sonne, Licht. Ich gehe dann die heißen, schattenlosen Feldwege.

*

Ich habe nun auch ein Fensterbrett mit Blumentöpfen. Das ist ganz anders, wenn man warten muß auf die aufblühenden Blumen, als wenn man sie aufgeblüht vom Gärtner bekommt. Und gar die Sträuße damals — dort . . .

*

Die Abende sind mein Feind — immer so schwer. Der Morgen ist mein Freund — wie leicht wird da Alles! War's sonst nicht anders? . . .

*

Draußen in der Welt iſt es im Gemüthe, wie es Baronin Conſtanze körperlich iſt: ſie hat beſtändig Ohrenſauſen, kennt nicht die heilige Ruhe, die Stille, die Lautloſigkeit. Erſt wenn man nichts mehr von der Welt weiß und will, hört das geiſtige Ohrenſauſen auf und man hat die heilige Ruhe, die Stille, die Lautloſigkeit — jeder Klang, der dann eintritt, tönt Wunder.

*

Ruhig und raſch iſt die Großmutter, beides, wie es gerade erforderlich. Sie iſt keine von den ewig Geſchäftigen und Heftigen und iſt doch nie müßig. Sie kennt die Menſchen und iſt doch ſtets gut. Sie hat viel gedacht und iſt dabei ſo naiv. Sie iſt ſo aufrichtig zärtlich zu mir, ja ſie ſagte, ſie habe ſich ihr lebenlang eine geſcheidte Perſon gewünſcht, die etwas gelernt habe und mit der man Alles ausreden könne. Und das thut ſie denn redlich. Ich muß ihr tauſenderlei erklären und ſie iſt für jeden neuen Einblick aufrichtig dankbar.

„Ich hacke mir gern Kleinholz im Vorrath," ſagte ſie heute. Das heißt in unſerer Sprache: ſie denkt ſich gern viel vorher aus.

Es giebt aber doch ſo manche ſchwarze Thür, an der wir vorbeigehen und die Augen zudrücken.

*

Das Füllen vor meinem Fenſter kann mich oft ſo lang betrachten und ſein ganzes Sein ſchickt mir Gedanken zu. Der erſte Menſch, der ein Thier zähmte, das heißt unterjochte, daß es ihn trug, führte, nährte, hat die Herrſchaft des Menſchen begonnen. Ein anderes Thier tödten kann das Thier auch, ein anderes zu ſeinem Nutzen leben laſſen — nicht. Es giebt keine neuen Thiere mehr, die ſich zähmen laſſen. Nun wird die Menſchheit in Wahrheit zum Dichter, ſie verdichtet unfaßbare Kräfte, ſpricht zum Dampf, zum Licht, zum elektriſchen Funken: Komm', diene mir!

*

Ich habe mir Zucker gekauft und füttere mein Schimmelfüllen; das iſt eine große Freude. Und heut' dachte ich: Wer uns ſo ſähe, das Füllen und mich — es muß ein ſchönes Bild ſein!

O, wie klein und eitel bin ich noch.

*

Jedes große Anweſen, jeder ausgebreitete Beſitz hat ſeine Vaſallenſchaft, am Bauernhof hier und am Hof in der Reſidenz dort. Da giebt es ſo viel Dienende, Schmarotzer und freiwillige Unterthanen. Die Welt iſt überall gleich.

*

Das Bauernthum iſt nicht die ſchöne Welt. Es muß Ackerpferde geben und elegante Wagenpferde.

*

Fortleben aus ſich, aus der Stimmung, wie ſie die eigene Natur giebt, durch nichts von Außen erregt, da lernt man ſich ſelbſt und das Höchſte kennen. In der Wüſte offenbart ſich die Gottheit dem eigenen Herzen. Der Dornbuſch brennt und verbrennt nicht.

*

Immer neu haucht mich die Erhabenheit aus den Bergen an.

Die ganze Welt unter mir iſt vom Nebelmeer überfluthet, nur die Bergſpitzen ragen daraus hervor. Ich erlebe täglich den erſten Schöpfungstag.

Ich lerne das Erhabene verſtehen. Es iſt der Schauer des Großen, nicht der Schauer der Furcht. Mir iſt, als wohnte ich in einem Tempel.

*

Das Alleinſein macht oft dumpf, halbſchlafend. Ich erfahre das auch bisweilen an mir.

Hanſei ſieht an einem Regenſonntag oft ſtundenlang zum Fenſter hinaus. Ich bin überzeugt, anfangs denkt er an ein Pferd, eine Kuh, einen Holzverkauf oder an einen Bekannten, dann aber duſelt er ſo drein und denkt gar nichts mehr. Dieſes kinderhafte Daliegen, und in die Welt hineinſchauen — wenn man daraus erwacht, iſt es ſo gut und ſtärkend, als ob man geſchlafen hätte. Es iſt ja auch nur elementariſches Sein.

*

Ich ſehe an meinen Aufzeichnungen: früher lag mir's doch im Sinn, als wäre ich hier nur auf einer Reiſeſtation, wo man das Intereſſante, das Abenteuer feſthält; jetzt ſehe ich, ich bin auf keiner Station, ich bin am Ziele.

Ich packe mein ſchweres Fuhrwerk ab, wie mich die Großmutter ermahnte, und zerſchlage die Kiſten. Hier bleibe ich für meine Lebenszeit. Und jetzt, da ich feſt entſchloſſen bin, zu bleiben — und wenn ich morgen entdeckt würde und der ganze Spott der Welt mich verfolgte — jetzt habe ich ein wohliges Gefühl des Daheimſeins. Ich bin und bleibe da.

Ich wurde erſt aufmerkſam, wie mir das Alles durch den Sinn ging, als heute mein Pechmännlein ſagte: „Du ſiehſt ſo vergnügt aus, ſo — ich weiß gar nicht wie — ſo haſt Du noch gar nicht ausgeſehen.“

Ja, liebes Pechmännlein, du haſt Recht. Ich bin heute auch erſt recht daheim geworden. Ich habe Wurzel geſchlagen wie der Kirſchbaumſetzling vor meinem Fenſter.

*

Der alte Auszügler hat mir heut' geſagt: „Schau, Kind, das Alter nimmt viel, aber ich kann noch ſo ſchön träumen, ſo ſchön, wie in meiner Jugend.“

*

Von allen Blumen finde ich auf der Roſe den reichſten Morgenthau. Macht das der reichſte Duft? Iſt der Duft thaubildend? Kein grünes Blatt hat ſoviel Thau auf ſich, als ein Blumenblatt.

*

Ich habe oft die Verſuchung, dem ganzen Hauſe und dem Jochem dabei den Lear zu erzählen.

Es kränkt mich, daß ich ihnen nicht Alles gebe, was ich habe, und wie würde es mich kränken, wenn ſie mich nicht verſtehen!

Wie weit ſind doch noch Kunſt und Religion auseinander!

Dieſe kann Allen gegeben werden, jene nicht.

*

Dem Volke feinere Freuden zu geben — das geht nicht. Es muß die Woche über hart arbeiten, und am Sonntag ſchieben ſie zur Erholung Kegel und tanzen in ſchweren Stiefeln. Sie müſſen derbe Freuden haben und derbe Religion.

*

(Am Sonntag unter dem Glockenläuten.) Das Volk lebt ganz

ohne Kunſt. Die bildende Kunſt, das Theater, die höhere Muſik, die Literatur, ſie ſind für das Volk gar nicht da.

Alles, was ſich ihm noch als das andere Leben neben und über dem Trivialen darſtellt, iſt die Kirche. Und das Beſte in der Kirche, in allen Religionen, iſt das, was ſie von Poeſie in ſich haben.

*

Was wird aus einem Menſchen, der jahrelang kein ernſtes Buch oder überhaupt nicht lieſt, der keine großen, durchgearbeiteten Gedanken in ſich aufnimmt? Iſt er vornehm und reich, ſo wird ihm das Leben eitel Spiel; iſt er niedrig und arm, wird ihm das Leben eitel Arbeit. Darum hat die Natur dem Volke das Lied gegeben, und die Geſchichte hat die Religion aufgeſtellt, die den ausgegohrenen Wein alles Wiſſens und aller Kunſt in ihrem Kelche allem Volke darbieten ſoll; aber ſie muß immer neuen Wein nachſchütten, ſonſt —

*

(30. Juli.) Die ganze weite Welt war heute ein einziger Nebel, die Sonne war verhüllt. So brütet ein künſtleriſch ſchöpferiſches Auge über dem werdenden Gebilde. Nun aber das Zerreißen der Flocken. Einen Augenblick iſt die Bergwelt frei. Die Nebel jagen, es ſcheinen aber neue aus der Erde zu ſteigen.

*

Draußen in der Welt ſchämt man ſich der Mondſcheinſchwärmerei. Ich bade mich in der Wonne der Mondſcheinnacht, wenn die ganze Welt ſo ſtill verklärt im ſanften Scheine ruht und nur der Bach rauſcht und glänzt.

*

Die Verſuchung kommt wieder zu mir und ſpricht: Es iſt eine Sünde an der Natur, eine Verſchwendung, die reiche in dir liegende Kraft zu etwas zu verwenden, was auch Andere vermöchten. Geh' in die Welt, nimm dein jetziges Sein nur als einen Durchgang!

Nein, ich bleibe.

*

Wenn ich auf dem Berg ſtehe und hinaus ſchaue ins Weite, da muß ich mich oft fragen: Biſt du noch dieſelbe Irma? Wo iſt noch eine Spur deines vergangenen ſchimmernden Lebens?

Nichts als eine laſtende Schwere im Herzen.

*

Man findet es langweilig, vom Wetter zu reden, und doch giebt es nichts Bedeutſameres; die Pflanzen, die Thiere, ſie fühlen, was für Wetter iſt, das Wetter iſt ihr Tagesſchickſal; der Menſch kann das ſagen. Und wer ſo ſieht, wie ſich Nebel, Wind und Regen bildet, für wen Sonne oder bedeckter Himmel Alles iſt, dem iſt ein ganzes Leben in dem Wetter.

Da ſteht eine Wolke, wie ein Gürtel, am Gebirgsgiebel drüben, den ganzen Tag regungslos. So ſind oft ganze Zeiträume, wie dort Ortsräume, in Nebel gehüllt, verſtimmt, in uns iſt oft tagelang eine ganze Gegend unſeres inneren Weſens ſo vernebelt.

*

Der Menſch hat ein Mienenſpiel, das Thier nicht; das Menſchengeſicht verändert ſich je nach ſeiner Gemüthsbewegung, das des Thieres nicht, und das Thier hat dabei immer nur dieſelben Töne, der Hund bellt in Freude und Zorn gleich, nur das Tempo verändert ſich. Oder ſind es nur für unſer Ohr dieſelben Töne?

*

Solche unharmoniſche, durchaus folgenloſe Töne, wie ſie die Zippdroſſel über mir hervorbringt — wenn ein Menſch ſie hervorbrächte, ſie würden mir das Ohr zerreißen. Warum aber ſo nicht? Warum muthet es mich faſt an? Der Vogel ſoll ſo, das iſt ſeine Natur; der Menſch aber, weil er die Töne frei bilden kann, muß ſie auch harmoniſiren.

*

Was iſt all unſer Wiſſen? Wir wiſſen nicht einmal, was morgen für ein Wetter ſein wird; es giebt gar kein feſtes Zeichen für dieſe erſte Lebensbedingung. Die Bauern wiſſen auch nichts und reden doch ſo gern davon.

*

Das Jahr hat ſeinen dramatiſchen Wendepunkt, das iſt die Erntezeit. Da iſt eine Haſt und Spannung, der nichts gleicht; die Menſchen ſind da ſehr ungemüthlich.

*

Wenn man lernen will, wie grundverdorben die ganze Welt iſt, muß man meinen Blinden hören; da hat er Kraftworte wie Keulenſchläge. Er will mich immer aushorchen über Hanſei und Walpurga, er möchte gern wiſſen, was ſchlecht an ihnen iſt; daß ſie gar ſo brav ſein ſollen, das läßt ihm keine Ruhe.

*

Mir fiel heut' ein Wort des Leibarztes ein:

Leidenſchaftlich ſind wir Alle, es kommt nur auf den Rhythmus an. Wer die Treppe auf einmal hinabſpringt, bricht das Genick; wer ſie in gemäßigter Ordnung ſtufenweiſe hinabgeht, bleibt geſund.

*

Ich ſehe hier nie auf die Uhr. Das Leben theilt ſich mir nicht mehr in Stunden. Morgen-, Mittag- und Abendläuten vom Thal herauf, danach beſtimmt ſich Alles. Am Kirchthurm iſt die Uhr — die Kirche beſtimmt die Zeit.

*

Der alte Jochem iſt krank, der Arzt, der ihn beſucht, iſt eine heitere Natur; er behauptet, daß Jochem noch viele Jahre leben würde, wenn er ſeinen Aerger und ſeine Proceſſe behalten hätte, das gab ihm Leben und Bewegung und Unterhaltung zugleich, er hatte noch etwas auszufechten in der Welt, noch Jemand zu cujoniren, das hielt ihn aufrecht; jetzt in der Friedfertigkeit wird er aus Langeweile ſterben.

„Du lächelſt?“ ſagte der Arzt zu mir. „Glaub', es iſt mein voller Ernſt. Ein Kind in der Wiege, das nicht ſchreit, und ein Hund an der Kette, der nicht bellt, die haben keine Bewegung, kein Leben, und verkommen.“

Er mag doch in Manchem Recht haben.

Ich fühle mich dem Arzt gegenüber ſehr beengt, und er ſieht mich immer ſo ſeltſam, ſo forſchend an.

„Du lieber Gott, jetzt kommen alle Gräschen heraus, und mich thut man hinunter und ich komm' nicht wieder heraus,“ klagte Jochem.

*

Der Alte iſt geſtorben, heut' Nacht in den Tod hinübergeſchlafen. Es war Niemand bei ihm.

Er iſt geſtorben wie ein Baum im Wald, alle Kraft war aufgeſogen.

Die kleine Burgei ſchläft jetzt in meiner Kammer, die Meinigen thun es nicht anders, ich darf nicht mehr allein ſein in der Nacht.

*

Mir iſt ſo bang. Ueber mir liegt eine Leiche auf dem Boden und brennt ein einſames Licht dabei — das Licht brennt, bis man die Leiche begraben. Und doch meine ich, ich muß darüber hinaus, ich muß! Ja, ich will.

Noch erſchüttert mich's, wie der Alte mein gedacht hat. Er ließ mich geſtern hinaufrufen und ſagte: „Irmgard, du biſt eine Fremde und biſt gut gegen mich geweſen — ich möchte dir nun etwas ſchenken und vermachen, und da hab' ich überlegt, ich kann dir was geben, es iſt das Beſte, was ich habe, und mir nützt's nichts, wenn man mir's mit ins Grab giebt, aber dir kann's gut ſein und ſoll dir gut ſein, es liegt ein Heilthum darin. Schau, da iſt's, nimm's, es iſt die Kugel, die meine dritte Rippe getroffen; bewahr' ſie gut auf. Wer eine Kugel bei ſich hat, die einmal einen Menſchen getroffen, der ſteht nicht mehr in Gefahr, daß ihm ein jäher Tod ankommt, unverſehens — kannſt dich darauf verlaſſen! Und jetzt will ich dir noch was ſagen: ſag' mir, wie heißt dein Vater? Du haſt ja geſagt, daß er ſchon geſtorben iſt. Wenn ich in den Himmel komme, will ich ihn aufſuchen und ihm ſagen, daß du ein ganz braves Mädchen biſt, ein bischen eine beſondere — ich weiß nicht recht — aber brav. Das will ich deinem Vater ſagen und es wird ihm eine gute Botſchaft ſein."

Ich konnte dem Alten den Namen nicht nennen — Kann ich das? Ich konnte ihm nur danken, daß er mir etwas gab, was ihm ſo viel werth war, und wunderbar — wenn ich jetzt die Kugel in der Hand halte und anſchaue, wie mir das die Seele bewegt!

Ich will mich rüſten, um den Alten zu Grabe zu geleiten.

*

Ich war auf dem Kirchhof, als der Alte begraben wurde. Da werde ich auch einmal liegen.

*

Ich meine, durch den Willen müßte ſich der Tod beſiegen laſſen.

Wenn ich nicht ſterben will, ſterbe ich nicht. Iſt der Wille das in mir Verſchloſſene, was ich ſuche? Und doch — ich habe keinen Willen, Niemand hat einen Willen, unſer ganzes Leben und Denken iſt nichts als eine Folge, nothwendige Folge von Ereigniſſen und Erlebniſſen, von wachen Erkenntniſſen und nächtlichen Träumen; wir können den Ort verändern wie die Thiere, aber den großen Ort, das große Gefängniß nicht: wir können die Erde nicht verlaſſen. Das Geſetz der Schwere, der Anziehungskraft hält auch unſere Seele feſt. Da droben wandeln die Sterne, und ich bin nichts als eine Blume, ein Grashalm, der an der Erde haftet. Die Sterne ſehen mich und ich ſehe ſie, und wir können nicht zu einander.

*

Ein regierender Fürſt hat unſern Hof beſucht. Seine Hoheit, der Gruberſepp, von dem mir Walpurga ſchon viel erzählt, iſt angekommen mit ſeinem kleinen Sohn oder — um es correcter zu ſagen — mit ſeinen beiden Rappen und ſeinem Sohn. Es iſt ein Leben im Hauſe und ein Stolz und ein Glück, wie wenn in der That ein regierender Fürſt gekommen wäre.

Mich ſah der Gruberſepp gar ſeltſam an.

„Iſt das zimpfere Mädchen“ — ſagte er, mit dem Daumen rückwärts deutend, zu Hanſei — „iſt die da von deiner Frau Seite?“

„Ja, meine Frau“ — murmelte Hanſei etwas — ich merkte wohl, daß es ihm ſchwer wird, zu lügen, und nun gar vor dem großen Bauer, dem er ſein ganzes Anweſen zeigt.

Es iſt auch unter den Bauern ſo, nur die Großen kennen einander. Aber ſchön und ſtattlich iſt dieſer Verkehr. Die beiden Männer geben einander kein freundliches Wort, aber ſie thun einander Freundſchaft.

Alles iſt glückſelig im Hauſe. Der Gruberſepp hat geſagt: Der ganze Hof iſt ordentlich im Stand. Und wenn der Gruberſepp „ordentlich“ ſagt, ſo iſt das ebenſoviel, als wenn der Intendant göttlich ſagt.

Die zwei Tage, da der Gruberſepp hier war, herrſchte unſägliche Unruhe im Haus, das heißt, Alles dachte nur an ihn. Jetzt iſt wieder Jegliches im alten Geleiſe, aber eine ſtrahlende Freude liegt auf den Geſichtern. Man hat's von einem Manne gehört, und von

was für einem, daß das Anweſen gut im Stand, und ſo glückſelig auch ein Menſch in ſich, es iſt doch was ganz anderes, wenn er von fremdem Munde hört, was an ihm iſt.

*

Mir zittert noch die Hand vor Schreck. Heut' war ich im Wald; ich ſaß auf meiner Bank, da ſehe ich eine Geſtalt durch den Wald gehen, ſich manchmal bücken, eine Blume abbrechen, einen Stein aufnehmen; die Geſtalt kommt näher und — wer iſt's?

Der Freund, den ich mir ſo oft herwünſchte, der Leibarzt. Er fragte mich mit ſeiner tiefklaren Stimme: „Kind, geht hier der Weg hinab ins Dorf?"

Mir ſchnürte es die Kehle zu, ich konnte nicht ſprechen. Ich deutete hinüber nach dem Fußpfad und ſtand zitternd auf. Er fragte mich: „Biſt du ſtumm, armes Kind?" Das half mir. Ich bin ſtumm, ſtumm, ich kann kein Wort ſprechen. Ohne einen Laut von mir zu geben, floh ich vor ihm davon, und lange, lange hab' ich dann geweint, wie ſeit Jahren nicht. Ich wollte ihm nacheilen, aber er iſt fort, ich kann mich nicht aufrichten, es brechen mir faſt die Knie. Jetzt bin ich ruhig — es iſt Alles vorbei — es muß Alles vorbei ſein.

*

Ich habe lange, ſchwere Tage gehabt. Die Arbeit ging nicht von der Hand und Vieles mißlang mir. Die Welt draußen hat mich wieder aufgeſcheucht.

*

Ich danke dem Schickſal das am meiſten, daß ich gelernt habe, zu ſehen. Ich ſehe überall etwas, das mich erfreut, mich denken macht. Die ſchönſten Freuden, die allverbreitetſten, ſind die durch das Auge.

*

Das Pechmännlein kennt alle Vögel am Geſang: das thut mir wohl. Man ſagt im Sprichwort: Man erkennt den Vogel an ſeinen Federn — weil natürlich die Wenigſten ihn am Geſang erkennen; ſein Federnſchmuck iſt ſtändig, ſein Geſang nur flüchtig und zeitweilig; jenen kann man fixiren, dieſen nicht.

*

Das Krächzen der Bäume im Wald, das mich in jener Todesnacht ſo erſchreckte, höre ich jetzt oft und bin ruhig dabei. Und wunderbar! ſobald ein Vogel ſingt, hört man es nicht mehr. Woher mag das kommen?

*

Ich habe friſche Arbeit bekommen. Jetzt iſt mir's wieder wohl. Nur mein Pechmännlein will kränkeln. Anfangs hat mich das faſt geärgert. Dann aber habe ich meine eigenſüchtigen tyranniſchen Gewohnheiten überwunden. Ich habe für treue Dienſte wiederum treu gedient. Ich glaube, ich habe den Ohm gut gepflegt; jetzt iſt er wieder wohlauf.

Ich bin doch nicht ſo egoiſtiſch, als ich mich ſchalt; ich habe gute Menſchen mir treu zu eigen gemacht. Aber ich kann nicht Menſchen Gutes thun, die mich nichts angehen! Ich gehöre mir und einem kleinen, unendlich kleinen Kreiſe — weiter kann ich nicht.

*

Wenn ich ſo ſtill da ſitze und den einzigen Raum betrachte, in dem ich lebe und hoffentlich auch ſterben werde, da befällt mich oft eine Angſt zum Entſetzen; da iſt mein Stuhl, mein Tiſch, meine Werkbank, mein Bett, das haſt du, bis man dich ins Grab legt, und keine Menſchenſeele iſt dein?

Es beklemmt mich, daß ich aufſchreien möchte; erſt ſchwer kommt dann die Ruhe wieder. Die Arbeit hilft.

*

Ich habe mir eine Stunde Allwiſſenheit ausgedacht.

Die Stunde von elf bis zwölf geſtern am Mittag — es zog ein leichter Sonnenregen vorüber, dann ward's wieder hell und da ſah ich im Geiſte, wie Tauſende von Menſchen dieſe Stunde leben: Ich ſah den Handwerksburſchen am Waldesrand, den König in ſeinem Cabinet, die Näherin in ihrer Dachkammer, den Bergmann im Schacht, den Vogel auf dem Baum und die Eidechſe am Felſen, ich ſah das Kind, das in der Schule ſitzt, und den ſterbenden Greis mit ſeinem letzten Athem, ich ſah das Schiff auf dem Meer, ich ſah die Kokette, die ſich ſchminkt, und die arme Taglöhnerin, die Unkraut ausjätet auf dem Acker. Ich ſah Alles, Alles! ich lebte eine Stunde Unendlichkeit.

Und jetzt bin ich wieder gebunden, ein einzelnes, kleines, armſeliges, lallendes Kind. Der große Gedanke der Unendlichkeit zieht nur wie ein Flüchtling durch die Seele, hat keinen Haltpunkt darin. Wir müſſen wieder am Kleinen haften.

Ich ſchnitzle wieder an meiner Werkbank.

*

Ich habe einmal geleſen, daß die Araber vor dem Gebet ihre Hände waſchen, haben ſie aber in der Wüſte kein Waſſer, ſo waſchen ſie die Hände in Sand und Staub. So iſt's. Der Staub der Arbeit reinigt.

*

Das Volk ſoll keine Bücher zum Leſen haben, da ſoll Jeder mit dem Anderen reden, zuhören.

Bücher machen den Menſchen einſam für ſich. Erzählen, mündliches Berichten, das iſt Alles.

*

Die Lehren — nein, die Erfahrungen eines verlorenen Weltkindes haben das doppelte Gute: Nicht nur, wer in der Irre war, iſt auf Alles aufmerkſam geworden und wird der beſte Wegweiſer — ich meine auch: wer von einem vollkommen reinen Menſchen eine Lehre vernimmt, hat keine Wahl, er muß ſie annehmen, die Reinheit iſt die höchſte Autorität; aber aus dem Munde eines Verworfenen muß man jedes Wort prüfen, darf es nicht gleich verwerfen. Und das iſt gut, das macht dich frei.

*

Die Schwalben ziehen fort! Wie ſie ſich jetzt in Haufen ſammeln und dann blitzſchnell im Zickzack mit ſcharfem Schrillen wolkenartig dahinjagen! So zuſammen in unregelmäßigen Bahnen fliegen — wir können uns das gar nicht denken. Wann, wie, zeigen ſie einander an, daß jetzt eine ſcharfe Wendung genommen wird?

Fliegen — wir ſehen eine ganz andere Lebensſphäre vor uns und können ſie nicht faſſen. Und wir glauben, wir verſtehen die Welt? Was feſt iſt, faſſen wir, und nur was feſt davon iſt — weiter hinein beginnt der große Gedankenſtrich.

*

Ich hörte, wie Franz, der Geliebte der Gundel, zu dieſer ſagte: Eine Frau, ganz ſo wie die Irmgard, iſt einmal mit der Königin beim Manöver in der Uniform unſeres Regiments vor unſerer Front auf- und abgeritten.

Wenn der Soldat mich erkannte und verriethe?

Welch ein Wirrſal von Verſteckensſpiel iſt das Menſchenherz! Da geht mir's jetzt in meinem Elend wie ein Triumph durch den Sinn, daß in ſo viel tauſend Augen ſich mein Bild eingeprägt hat.

*

Allein gehen zu dürfen, das bin ich noch immer nicht gewöhnt, ich meine noch oft, der Bediente müſſe hinter mir gehen. Ach, wie verſchnörkelt und verpuppt leben wir!

Ich war einen ganzen Tag allein im Walde. O, welch eine Seligkeit! Ich lag im Waldesgrund und über mir rauſchte es in den Bäumen und drunten der Bach. Wenn du nur hier verenden könnteſt, wie ein angeſchoſſenes Reh — ich bin's, meinen Weg bezeichnen Blutſpuren — nein, ich bin wieder geſund und heil geworden, war ſchon einmal auf der Welt, auf einer andern, und jetzt lebe ich neu.

*

Das Pechmännlein hat meinen Vater gekannt. Er hat einmal einen Sommer lang in unſerm Forſt Pech gekratzt, da hat ſich mein Vater zu ihm geſellt und ihn gelehrt — er verſtand Alles — wie das Pech beſſer und reiner auszuſieden ſei.

„O, das war ein Mann. Ich möchte dir nur wünſchen, daß du ihn gekannt hätteſt," ſagte mir das Pechmännlein, „ſo ein guter Mann! Ich hab's nachher von allen Leuten gehört, Jedem hat er geholfen, er hat Alles verſtanden; mir hat er gezeigt, wie man aus Lärchen den beſten Terpentin gewinnt, geſchenkt hat er den Leuten nie gern, er iſt aber nicht geizig geweſen, arbeiten hat er Allen geholfen und hat ſie unterwieſen, wie man's mit geringerer Müh und mit mehr Vortheil macht — das iſt mehr, als wenn man Geld ſchenkt — und hat ihnen jedes Jahr Geld geliehen, daß ſie ſich ein Schwein haben einthun können, und wenn ſie's dann verkauft haben, haben ſie's ihm zurückzahlen müſſen. Man hat oft über ihn gelacht und hat ihm einen Spottnamen darüber gegeben, aber das war ein Ehrenname.

Ja, und ſollt' man's glauben? Der Mann hat ſchweres Unglück gehabt, ſeine Kinder ſind ihm davongelaufen."

Wie mir das das Herz zerwühlte!

Den ganzen Abend brannte mir die Stirn an der entſetzlichen Stelle.

*

Heute iſt der Jahrestag meiner Rückkehr ins Sommerſchloß.

Damals träumte mir, daß ein Stern auf mich niederfiel, und ein Mann ſtand abgewendet, der mir die Worte ſagte: Du biſt auch einſam —

Es giebt eine Tiefe in der Seele, wohin kein Grubenlicht kommt, ſie verlöſchen da alle. Ich kehre um — hier hauſen die wilden Wetter.

*

Ich denke meiner Kindheit. Ich war drei Jahre alt, als meine Mutter ſtarb. Ich habe keine Erinnerung daran, als daß mich ein Rücken und Rutſchen im Nebenzimmer ſo ſehr erſchreckte. O Mutter, warum biſt du ſo früh geſtorben? Wie ganz anders wäre ich geworden...

Ich? Wer iſt dies Ich? Wenn es ein anderes hätte werden können, wäre ich's nicht. Es mußte ſo ſein.

Sie zogen mir ſchwarze Kleider an, mir und meinem Bruder, und ich erinnere mich nur, daß der Vater uns geleitete; er ſagte uns, daß es zu unſerem Glück wäre, wenn wir nicht bei ihm, nicht allein aufwachſen; beim Abſchied küßte er uns, er küßte mich und meinen Bruder, dann wiederum mich — jetzt iſt mir's, als wenn er meinen Kuß zuletzt behalten wollte.

Was ſind die Erinnerungen meiner Kindheit? Ein ſtilles Kloſter, meine Tante Aebtiſſin, Emmy meine Freundin. Nur ſo viel weiß ich: Wenn Fremde kamen, ſagten ſie zu mir gewendet: Ach, welch ein ſchönes Kind! Dieſe großen braunen Augen! Emmy ſagte mir, daß ich nicht ſchön ſei, daß die fremden Leute mich nur neckten, ja verhöhnten; aber ich ſah mich im Spiegel, ich ſah, daß ich ſchön war; ich ſagte es Emmy ehrlich, und ſie geſtand mir, daß ich ſchön ſei; auch mein Vater kam, er kam aus Amerika, er betrachtete mich lange. Nicht wahr, Vater, ich bin ſchön? ſagte ich zu ihm.

Ja, mein Kind, das biſt du, und es wird viel von dem gefordert, der ſchön iſt; es iſt eine ſchwere Aufgabe, ſchön zu ſein. Halte dich immer ſo, daß du es verdienſt, daß die Menſchen Freude an dir haben.

Ich verstand ihn damals noch nicht. Schönsein eine schwere Aufgabe? — Jetzt verstehe ich's.

Ich weiß nicht, wie die Jahre vergingen. Ich kam zum Vater zurück. Bruno, der Landwirth hatte werden sollen, trat gegen den Willen des Vaters in die Militär-Carrière. Der Vater lebte ganz für sich, in seinen Studien und Arbeiten, und ließ uns gewähren; er war stolz darauf und sagte es oft, daß er keine Autorität üben und uns ganz als freie Naturen aus uns heraus erwachsen lassen wolle. Ich kehrte ins Kloster zurück und blieb, bis die Tante starb.

Und hier — verzeihe mir, du großer und reiner Geist — hier liegt dein Vergehen. Du hast deine väterliche Majestät abgelegt und wolltest von freier Liebe leben — und wir? Bruno wollte es nicht verstehen, und ich konnte es nicht. Und so warst du einsam, und wir elend.

Bruno war an den Hof gekommen. Er war schön, heiter und voll Uebermuth. Er führte auch mich an den Hof, der Vater stellte es mir frei — und da, da begann mein Elend. Ich war schön, ich war's, ich weiß es, und ich hatte Muth, ich dachte nicht wie die Anderen, ich war die freie Natur geworden, die mein Vater gewollt. Aber wozu? —

*

Ich übersehe, was ich geschrieben. Ach, wie wenig Ausbeute giebt solch ein Jahr, und wie viel hat man gelebt, wie lange daran gearbeitet; aber — auch die Blume braucht lange zum Blühen, die Frucht lange zum Gedeihen; die sonnigen Tage und die thauigen Nächte stecken darin.

*

Ein Regenbogen! Ruhe und Friede sind nirgends auf der Welt, keine faßbaren Gegenstände, sie liegen nur in unserem Auge, und wie sich uns die Dinge stellen. Jetzt verstehe ich, warum in der Bibel nach der Sündfluth der Regenbogen als Friedenszeichen bezeichnet wurde: die sieben Farben sind nicht wirklich, sie sind nur dem Blicke da, der im richtigen Sehwinkel das gebrochene Licht empfängt. Ruhe und Friede lassen sich nicht zwingen, sie sind reine Gaben aus dem

Himmel in uns, an dem es weint und lacht, Regenwolke und Sonnenſchein ſich begegnen.

*

Oft befällt mich noch die Angſt, ich möchte die ganze Bildung meines Weſens verlieren, weil ich Niemand habe, mit dem ich meine eigene Sprache reden kann und — ich weiß nicht, wie ich's nennen ſoll — mich, mein eigentliches Weſen wieder finde. Und doch, was den Menſchen zum Menſchen macht, haben die um mich her ſo gut wie die Höchſtgebildeten. Woher alſo dieſe Angſt und wozu dieſe Bildung? Will ich noch etwas damit in der Welt? Ich verſtehe mich nicht.

Da iſt der Punkt, warum unſere moderne Bildung die Religion nicht erſetzen kann: die Religion macht alle Menſchen gleich, die Bildung ungleich. Es muß aber eine Bildung geben, die die Menſchen gleich macht; erſt dann iſt ſie die richtige, die wahre. Wir ſtehen noch im Anfang.

*

Ich habe ein großes Werk vor. Es muß mir gelingen.

Hanſei hat den kleinen Peter auf den Schimmel gehoben und ihn ein paar Schritte reiten laſſen. Das war eine Freude! Und wie mein Wodan umſchaute nach Vater und Sohn! Ich habe das feſtgehalten und arbeite an der Gruppe. Hanſei, Peter und der Schimmel, ſie ſind beiſammen — Wenn mir's nur gelingt! Es läßt mich faſt nicht ſchlafen.

*

Die Gruppe iſt mir gelungen. Freilich nicht ſo, wie ich wollte. Die menſchlichen Figuren ſind ſteif und nichtsſagend, das Pferd aber iſt wieder lebendig, und Alles im Hauſe iſt ganz glücklich über die Arbeit.

Hanſei will, ich ſoll auch mit auf die Jagd gehen, um Hirſche, Rehe und Gemſen nachmachen zu können, das ſeien doch die Hauptſtücke.

*

Ich habe es auch mit den Thieren des Waldes verſucht. Es gelingt mir nicht ſo, wie mit dem Pferd. Ich kann nur feſthalten, was

keine Scheu vor mir hat und was ich darum auch liebe. Ich bleibe bei meinen Pferden und Kühen.

*

Alle Bergspitzen, die ich sehe, haben Namen, und so bezeichnende und wunderliche. Wer hat sie ihnen gegeben? Wer hat sie angenommen? Was für Namen könnten wir heute noch erfinden? Die Erde und die Sprache sind bereits erstarrt, nichts ist mehr flüssig. Ich meine, etwas Aehnliches wurde damals zum Thee bei der Königin gesprochen.

*

Fastnacht ist ein großes Fest, die eigentliche Lustbarkeit. Es kamen auch Bauern aus dem Dorf zum Besuch. Sie kommen oft am Sonntag. Ich hörte sie aber noch nie etwas anderes sprechen, als vom Vieh, oder was man geerntet und wie die Getreidepreise sind. Ich sitze manchmal in der Stube bei Seite und höre sprechen. Ich höre gern Menschenstimmen.

Die Geschichten, die sie einander erzählen, scheinen einfältig, aber im Grunde genommen wird auf dem Parketboden nichts Besseres vorgebracht.

*

Warum habe ich mein Leben nicht rein ausgelebt? Ich war zu einem schönen Dasein geschaffen.

*

Draußen läuft mein Schimmelfüllen frei umher, hier sitze ich und forme es nach. Den Blick des Auges zu bleibenden Gestalten machen — das ist menschlich allein. Wir haben Worte für Alles um uns her und können Alles nachbilden, und weiter hinauf Musik und reines Denken. Welch eine überströmende Fülle ist es, Mensch zu sein.

*

Das war eine schwere Zeit. Die Großmutter war krank. Alles im Hause in Angst. Hansei wollte sich gar nicht vom Hof entfernen, er fürchtete das Schlimmste. Mir war's ein Trost, daß der Großmutter meine Pflege so wohlthat.

Hansei hatte seinen Großbauernstolz ganz abgelegt; er wollte doch

auch etwas für die Mutter thun und ſpaltete das Holz, mit dem man ihre Stube heizte, und trug es ſelbſt herbei.

Dem Doctor ſagte er immer, er ſolle ja nichts ſparen, für die Großmutter ſei nichts zu theuer.

Der Doctor erklärte mir die Krankheit der Großmutter, als wäre ich ein Arzt.

Die Großmutter ſchickte mich mit dem Ohm oft fort in den Wald. Es war noch rauh draußen, wir kehrten bald wieder heim.

Jetzt iſt die Großmutter geneſen und ſitzt im Frühlingsſonnenſchein.

„Ja, man muß aus der Welt geweſen ſein, um wieder dankbar daheim zu ſein. Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim," ſagt ſie. Und heut' erzählte ſie mir viel vom Tod ihrer fünf Kinder. „Der wäre jetzt ſo alt und Die ſo alt," ſagte ſie immer — ſie hat ſie in Gedanken mit ſich fortwachſen laſſen; und dann erzählte ſie vom Tod ihres Mannes, wie er damals bei der Holzflöße im See ertrunken, und wie dann der Hanſei dageblieben. „Er war ein Wunderlicher" — ſagt ſie immer von ihrem Mann — „aber grundgut."

Am verzweifeltſten von uns Allen war das Pechmännlein bei der Krankheit ſeiner Schweſter.

„Sie iſt der Stolz von unſerer Familie geweſen," ſagte er immer, als wäre ſie ſchon lange todt. Jetzt iſt er aber auch faſt der Glückſeligſte von uns, und als die Großmutter zum Erſtenmal auf meiner Bank beim Ahornbaum ſaß, ſagte er: „Für die Bank da krieg' ich einen goldenen Stuhl im Himmel. Das iſt ein Platz, der König hat ihn nicht ſchöner, der kann den Himmel auch nicht blauer und die Wälder nicht grüner anmalen laſſen."

*

Das Pechmännlein bringt mir ſchwere Kunde. Wie ſoll ich mir heraushelfen? Der Abnehmer meiner Arbeit läßt mir ſagen, daß er zu mir kommen wolle, er habe eine große Beſtellung; ein neues Jagdſchloß des Königs ſoll mit geſchnitztem Getäfel geſchmückt werden, und ich ſoll da große Arbeit bekommen.

Wie weiche ich dem aus?

*

Die gute Mutter hat mir ausgeholfen. Sie hat den Arbeitgeber

ſelbſt aufgenommen und ihm erklärt, daß ich Niemand ſehen wolle. Sie hat ſich zu keiner Lüge verſtanden, zu der Walpurga leichter geneigt war.

Nun habe ich die große Zeichnung vor mir und ſchöne Hölzer.

Ich habe einen Theil der Arbeit übernommen.

*

Es iſt gleich, wie man ſein Daſein auslebt, wenn es nur in Selbſterweckung und Bewußtſein geſchieht. Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften ſind doch nur dazu da, um an fremdem Bewußtſein unſer eigenes zu wecken. Wer das aus ſich ſelbſt kann, hat genug. Wer des Morgens zur Stunde, da er an die Arbeit gehen will, von ſelbſt aufwacht, braucht ſich nicht vom Nachtwächter wecken zu laſſen.

*

Hanſei iſt Geſchworener geworden. Walpurga iſt ſtolz darauf, er ſelbſt nahm auch mit einem gewiſſen feierlichen Stolz Abſchied.

Es iſt eine ſchöne Sache, daß das Gewiſſen des Volkes zum Rechtſprechen angerufen wird.

*

Hanſei iſt zurück. Er weiß viel Schauderhaftes zu erzählen.

Mir iſt, als wäre das ganze Leben, alle die Schickſale der Menſchen, nur ein Schattenſpiel an der Wand.

Hanſei war ſehr bewegt, als er erzählte:

„Ja, da ſind mir alle meine Sünden eingefallen und ich hab' hart gebüßt, wie ich da hab' Urtheil ſprechen müſſen. Wir Alle können nur von Glück ſagen, wenn wir nicht in Sünde verfallen und auch dort auf der Marterbank ſitzen."

*

(Sonntag, 28. Mai.) Die Großmutter iſt todt.

Ich kann nicht davon erzählen. Es erſtarrt mir die Hand.

Sie küßte mich auf die Augen und rief: „Ich küſſe Deine Augen und wünſche, daß ſie nie mehr weinen!"

Noch zwei Stunden vor ihrem Tod ſagte ſie zu Hanſei:

„Mach der Burgei einen Schlitten, ſie hat ſolches Verlangen danach; es freut mich, wenn Du das thuſt, ſie wird keinen Schaden dabei leiden. Ich bitte Dich, thu's."

„Ja ja, Großmutter," erwiderte Hansei — es erſtickte ihm faſt die Stimme, daß die Großmutter jetzt noch an das Kind dachte und nichts wollte, als ihm eine Freude machen.

*

Der Todesſchrecken liegt auf mir, ſo ſchwer, und doch fühle ich innerlich eine Freiheit. Ich habe den ſchönen Tod geſehen. Meine Hand hat ein erſtarrendes Auge zugedrückt. Ich habe das Schwerſte vollzogen, was der lebendigen Kraft auferlegt iſt. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich es kann. Damals konnte ich es nicht, ich ſelber lag am Boden, tief unter der Erde und neben mir mein todesſtarrer Vater.

Der Tod der Mutter hat mir alle Schrecken von der Seele genommen. Ich habe die Kraft, Walpurga beizuſtehen. Ihre Klage hat keine Grenze. „Ich bin jetzt auch eine Waiſe wie Du," rief ſie und warf ſich an meinen Hals. Dann rief ſie der Todten: „O Mutter, kannſt Du mir das anthun, daß Du mich verläſſeſt? Ach lieber Gott, und da ſpringt der Vogel noch im Käfig! Ja, du kannſt ſpringen, die Mutter aber nicht mehr."

Sie nahm ein Tuch und hing es über den Käfig des Kreuzſchnabels und ſagte dann: „O, liebes Thierchen, ich möchte Dich gern fliegen laſſen, aber ich kann nicht; meine Mutter hat dich ſo gern gehabt, ich kann dich nicht laſſen," und dann wieder zur Leiche gewendet, ſagte ſie: „O Mutter, kann's denn wieder Tag werden, wenn Du nicht da biſt? Ja, die Uhr tickt, die geht weiter, die kann man aufziehen, o, du lieber Gott, und da werden die Stunden kommen und vergehen und ich hab' Dich nicht, o verzeih' mir's, daß ſo viel Stunden geweſen ſind, wo ich nicht bei Dir war!"

Der Kleiderſchrank ſprang plötzlich auf, und Walpurga erſchrak ins Herz hinein; dann aber faßte ſie ſich wieder und ſagte: „Ja, ja, ich trag' Deine Kleider, ich trag' ſie und will ſie zu Gutem tragen, und es ſoll mir kein böſer Gedanke ins Herz kommen und kein böſes Wort in den Mund, halt' mich nur, daß ich immer Dein bin. O, lieber Gott, jetzt ſagt Niemand auf der Welt mehr „Kind" zu mir: ich denk' an Dein Wort, wie Du geſagt haſt: So lang man noch Vater und Mutter ſagen kann, ſo lange iſt noch eine Liebe auf der

Erde, die Einen auf den Armen trägt; erſt wenn die Eltern geſtorben ſind, wird man auf den harten Boden hingeſetzt. Ich will Deine Worte alle behalten, und meine Kinder ſollen ſie auch behalten. Nicht wahr, Irmgard, Du weißt auch noch viele gute Worte von ihr?"

So klagte Walpurga und ich konnte nur erwidern:

„Ja, und halte das feſt, daß ſie geſagt hat: Man kann ſich auch mit Worten verſündigen. Klage nicht ſo ſehr!"

*

Walpurga holte das Gebetbuch der Verſtorbenen und las darin das Gebet für eine abgeſchiedene Seele.

Nachdem ſie geleſen, gab ſie das Buch auch mir. Ich las, mit Dank und Andacht. Wir ſingen auch Lieder und Weiſen, die Andere geſetzt, — wir können in den höchſten Erregungen nichts Eigenes fixiren — wir nehmen die Lieder von Dichtern auf die Lippen, ſie ſingen, dichten und empfinden uns vor; in Dichterherzen iſt in Wahrheit das zweite Jeruſalem der Bildung. Die ganze weite Welt, wodurch ſich der Menſch vom Thier, von Pflanze und Stein unterſcheidet, iſt eben, daß ein Menſch dem andern vorempfindet und nachempfindet. Es tönt ein ewiges Lied durch die Menſchheit, von Anfang bis jetzt, und es iſt auch mein, und meine Stimme iſt ein Ton darin; es leuchtet eine ewige Sonne von Geſchlecht zu Geſchlecht und ich bin ein Strahl darin. Die Berge überdauern die Geſchlechter ſtumm, es kommt kein neuer dazu; aber aus der Seele der Menſchheit ſteigen von Geſchlecht zu Geſchlecht neue Hochwarten des Geiſtes empor.

*

Schön ſterben iſt das Beſte. Wunderbare Kraft der Religion! Ueber dem Lager des Kranken hängen vom Himmel herab Glockenzüge, an denen er ſich aufrichtet, und ſind ſie auch nicht da, er glaubt ſie, er hält ſie, und das gläubige Halten und Faſſen richtet ihn auf.

*

Eine wunderſame Ruhe trat im Hauſe ein, als die Großmutter begraben war. Es iſt Walpurga ein Troſt, daß ſo viele Menſchen beim Leichenbegängniß zugegen waren.

„Ja, ſie haben ſie Alle geehrt, Alle, aber ſie haben ſie doch nicht

ganz gekannt. Du und ich, wir haben ſie gekannt. Weißt Du noch, Hanſei, wie man uns daheim die Kartoffeln geſtohlen hat im Feld? Da hat ſie geſagt: „Wenn man nur die Leute wüßt', die ſie geſtohlen haben." Und da hab' ich geſagt: „Mutter, wollt Ihr ſie verklagen beim Amt?" — „Du einfältig Ding," hat ſie mir darauf vorgehalten, „wie kannſt Du denken, daß ich's ſo meine? Ich meine, wenn man nur wüßt', wer die Leute ſind, die bei Nacht uns die Kartoffeln ſtehlen; ſie müſſen doch auch wiſſen, daß wir ſelbſt wenig haben. Das müſſen aber gar unglückliche Leute ſein, denen müßte man aushelfen, ſo viel man kann." Ja, das hat ſie geſagt. Hat's noch je eine Seele gegeben, die ſo was ausdenken kann? So müſſen die Heiligen geweſen ſein, die an Alle ſo gut denken. Gar keinen Ekel vor einem Kranken hat ſie gehabt und gar keinen Haß auf einen Schlechten; ſie hat nur immer gedacht: wie viel müſſen die Menſchen Elend leiden, daß ſie ſo krank ſind und die Anderen, daß ſie ſo ſchlecht ſind. Wenn ich nur auch ſo werden könnte, wie meine Mutter. Ermahne mich nur immer, Irmgard, wenn ich wieder zornig bin und ſchreie. Gelt, du hilfſt mir, daß ich ſo werde wie meine Mutter war, und daß einmal meine Kinder auch ſo an mich denken? Ach, wenn man nur immer ſo brav wär', wie man ſein möchte. Aber ſie hat Recht gehabt, wie ſie immer geſagt hat: Wünſchen in die eine Hand und blaſen in die andre Hand iſt gleichviel."

*

Jetzt will ich wieder an die Arbeit.

Das iſt das Harte und das Tröſtliche der ſtrengen Arbeit: Walpurga und Hanſei müſſen arbeiten, ſie können ſich dem Schmerz nicht hingeben, es liegt zu viel auf ihnen.

In den höchſten Affekten iſt die Tonart des Königs und des Bettlers, des phantaſiegetragenen Dichters und des einfältigen Herzens ganz dieſelbe.

Die Klage Walpurgas war aus demſelben Accord wie die Lears um Cordelia, und doch wieder wie ganz anders. Einem Vater, dem ſein Kind ſtirbt, ſtirbt die Zukunft, einem Kinde, dem eines ſeiner Eltern ſtirbt, ſtirbt die Vergangenheit. Ach, wie dürftig iſt jedes Wort!

*

Wie hat mich heut' ein Wort des Hanſei erſchreckt! Alſo auch in dieſe Herzen iſt der Zweifel eingedrungen? Und ſie thun ihre Pflicht auf der Welt ohne Glauben an das Jenſeits, wenigſtens ohne den feſten.

Der Pfarrer hatte am Sarge gepredigt und geſprochen: „Seht die Bäume, vor wenig Wochen waren ſie todt, aber ſie leben auf im Frühling.“ Das hätt' der Pfarrer nicht ſagen ſollen, klagte Hanſei, ſo nicht. Das iſt ein Troſt, den man einem Kinde geben kann, aber uns nicht, ſo nicht. Was will er da von den Bäumen? Die Bäume, die noch Leben haben, die grünen wieder im Frühjahr, die aber todt ſind, die grünen nicht mehr, die werden umgehackt und neue dafür gepflanzt oder geſäet.

*

Es iſt uns Allen wunderbar einſam im Haus. Jedem fehlt etwas. Am untröſtlichſten aber iſt der Ohm Peter.

„Jetzt lauf' ich allein in der Welt herum und hab' kein Geſchwiſter mehr. Sie war der Stolz von unſerer Familie,“ wiederholt er dann oft.

Er hat bisher auf der Bodenkammer bei den Knechten geſchlafen, nun hat ihm Hanſei die Stube des Auszüglers angewieſen und er iſt ganz ſtolz damit; oft aber klagt er auch wieder: „Warum komm' ich erſt ſo ſpät zu dem da? Wie dumm ſind wir doch geweſen, meine Schweſter und ich. Wir hätten da mit einander hineinziehen ſollen; könnte es etwas Schöneres geben? Wie gut hätten wir da mit einander gelebt und du wärſt auch mit. O, wie dumm, wie dumm iſt das Alter! Man ſieht die vielen guten Neſter erſt, wenn die Bäume kahl ſind und nichts mehr drin iſt. Man kriegt was zu beißen, wenn man keine Zähne mehr hat, hat meine Schweſter immer geſagt.“

„Meine Schweſter hat geſagt“ — ſetzt er jetzt immer hinzu, wenn er etwas vorbringen will, worin er ſich nicht gern widerſprochen ſieht, und ich glaube, er meint auch, ſeine Schweſter habe es wirklich geſagt. Er hat ihren Schrank geerbt und klopft allemal erſt mit dem Schlüſſel an die Thür, ehe er aufſchließt.

*

Mein Pechmännlein iſt ein guter Bienenvater. Er weiß die Bienen zu warten und nennt ſie das Weidevieh des armen Mannes.

„Seit dem Tod meiner Schweſter," klagte er mir heut', „hab' ich lauter Unglück mit den Bienen, ſie wollen nichts mehr von mir."

*

Ich habe monatelang nichts geſchrieben. Für wen ſollen dieſe Blätter? Wozu quäle ich meine Seele, die flüchtigen Erſcheinungen um mich her und die Regungen in mir feſtzuhalten? Das hatte mich wirr gemacht. Jetzt bin ich ruhig. Ich habe monatelang gearbeitet und nur gearbeitet.

Mir iſt, als müßte ich bald ſterben, und ich fühle mich doch in der Fülle meiner Kraft. Auch daß die Menſchen mit meinem Wahnſinn ſpielen, ängſtigt mich oft.

*

Jetzt erſt fühle ich, daß meine Ruhe hier keine volle war, ſie konnte jede Minute verſcheucht werden. Nun aber komme was da wolle, ich bleibe.

*

Ein Gewitter! Wir, die wir immer mit Sonne und Mond und allem Witterungswechſel leben, für uns iſt ein Gewitter etwas ganz Anderes, als für die Menſchen in ihren Häuſern, die nur nach dem Wetter ſchauen, wenn ſie müßig ſind oder eine Luſtpartie vorhaben.

Es iſt ein Gefühl als wenn man in den Moment der Schöpfung zurückverſetzt wäre, Alles iſt wieder dem Chaos preisgegeben, noch iſt nichts Feſtes da, die Unendlichkeit des großen Weltorganismus und ſeiner gebundenen Mächte ſpricht in Donnern und leuchtet in Blitzen.

Ich ſah einmal an einer öffentlichen Spielbank, während es Schlag auf Schlag donnerte und blitzte und die ganze frivole Welt ſich vom Spieltiſch zurückzog, eine einzige vornehme Dame fortpointiren. Die Croupiers mußten weiter arbeiten. Dieſe Dame giebt große Geſellſchaften, und eine Magd, die ihr einen ſilbernen Löffel geſtohlen, muß ins Zuchthaus. Wie gemein dieſe Diebin! — Und ſie?

Allerdings, das darf ich nicht vergeſſen: die Dame hört jeden Morgen, bevor ſie zum Spieltiſch geht, eine Meſſe.

*

Der ſchönſte Tod wäre doch der, von einem Blitz erſchlagen zu

werden. An einem ſchönen Sommertag plötzlich vom großen Schützen Blitz getroffen zu werden.

*

Ich habe einen Menſchen aus der Bildungswelt geſehen. Ein junger, ſchöner, lebhafter Mann mit feinen, wohlgepflegten Händen — er iſt Muſiker — übernachtete heut' auf unſerm Hof. Das Gewitter hatte ihn überraſcht. Er blieb hier und erzählte:

„Ich habe meinen Arzt ehrlich und aufs Gewiſſen gefragt — ſehen Sie, auf dieſem Auge bin ich ſchon erblindet — auf dem andern werde ich's in einem Jahre ſein. Da will ich nun noch einmal die große, weite, ſchöne Welt ſehen; wer die Alpenwelt nicht geſehen, weiß nicht, wie ſchön unſere Erde iſt. So faſſe ich ſie noch einmal in mich hinein und habe ſie in mir geborgen, ich faſſe die Sonne, die Berge, die Wälder, die Wieſen, die Ströme und die Seen und das Menſchenantlitz vor Allem. Ja, Kind," ſagte er zu mir, „und das deine werde ich behalten, du biſt das lieblichſte Bauernmädchen, das ich je geſehen; ich lerne dein Geſicht auswendig, wie ich Gedichte auswendig lernte, um mir ſie einſt in Nacht und Einſamkeit vorzuſagen und vorzuſtellen."

Ich war ſehr befangen, er war überaus luſtig. Nur warf er manchmal einen ſeltſamen fragenden Blick auf die Binde um meine Stirne. Was mochte er davon denken?

Ich hätte ihm gern geſagt, daß ich einſt ein von ihm componirtes Lied geſungen habe im Hauſe Gunthers. Er erwähnte ſeinen Namen nicht.

Ich kann nicht ſagen, wie mich das Bild des ſchönen, jungen Mannes rührte, und es war ſo viel Kraft in ihm, keine Spur von weichlicher Empfindſamkeit. Er iſt aus dem hohen Norden und hat etwas von der herben Schönheit der nordiſchen Stämme; er hat ſalzige Seeluft eingeathmet, und das macht ihn ſo ſtramm, wie ſie es dort nennen. Mir ſind dieſe ſtrammen Naturen tief anſprechend und erwecklich. Man kann nicht ſchlaff, brütend, ſelbſtgefällig ſein in ihrem Umkreiſe.

O, was vermag ein ſtarker Wille! Wie ringt der Menſchengeiſt mit den Naturmächten und beſiegt ſie. . .

*

Ich habe ſeit dem Tod der Großmutter heut' zum Erſtenmal wieder geweint, jetzt iſt mir leicht und frei.

Der Erblindende iſt abgereiſt und ich habe ihn noch lange auf dem Thalwege jodeln hören.

Wenn ich im Leben einem Menſchen außer mir noch etwas ſein dürfte . . . Wer meine Stirn nicht ſehen, meine Schönheit nicht loben könnte, dem könnte ich doppelt gut ſein.

Vorbei! —

Welche wunderſame Schatten wirft das Spiel des Lebens auch zu uns herauf!

*

Bei dieſem Beſuch habe ich geſehen, daß in Walpurga noch eine ſtarke Portion Eitelkeit ſteckt. Sie hat es nicht laſſen können, das Geſpräch darauf hinzulenken und dem Fremden endlich deutlich zu ſagen, daß ſie die Amme des Kronprinzen geweſen iſt und faſt ein Jahr lang im Schloß gewohnt habe. Es iſt etwas in ihr, wie in einem Manne, der viel hohe Orden hat und nun undecorirt einhergeht, wie ein General in Civil; er lehnt es beſcheiden ab, Excellenz genannt zu werden, aber er will's doch. Das Jahr Hofluft iſt nicht ſpurlos an Walpurga vorübergegangen.

Hanſei, der den Fremden auch gern hatte und tiefes Mitleid für ihn zeigte, war offenbar ärgerlich über die Prahlſucht ſeiner Frau, aber er unterdrückte es. Er iſt ſtark in der Selbſtbeherrſchung. Heut' aber, als ſie mit einander zur Kirche gingen, fragte Hanſei:

„Willſt du nicht an einem Band das Bild um den Hals hängen, wo du mit dem Kronprinzen als Amme abgebildet biſt, damit ja Niemand vergißt, was du einmal geweſen?"

Ich glaube, daß Walpurga nie mehr von ihrer glänzenden Vergangenheit ſprechen wird.

*

Beim Tod und Begräbniß der Großmutter habe ich den Schulmeiſter im Dorf näher kennen gelernt. Er hat eine ziemlich gute Bildung, nur prunkt er damit und bringt gern große Worte vor, um immer zu imponiren und zu zeigen: Seht, ihr verſteht mich doch nicht ganz. Aber die Art, wie er mit wahrer Herzlichkeit unſere

Trauer theilte, hat ihn mir werth gemacht, und ich habe ihm das unbefangen gezeigt. Und da sagte er mir einmal: „Deine Fertigkeit im Holzschnitzen ist so viel wie ein Heirathsgut; du kannst viel Geld verdienen.“ Ich ahnte nicht, was er damit wollte.

Am letzten Sonntag zeigte sich's.

Er kam angethan mit schwarzem Frack und weißen baumwollenen Handschuhen und machte mir einen förmlichen Heirathsantrag.

Er wollte mir gar nicht glauben, daß ich nie heirathen wolle, und wiederholte dringend seinen Antrag, von dem er nur abstehen wollte, wenn ich einen Andern liebe.

Glücklicherweise kam mir Walpurga zu Hülfe. Der gute Mann ging wie zerbrochen wieder aus dem Hause. Warum muß ich noch einem armen Menschen Herzeleid bereiten? Von meinem eigenen will ich nicht reden.

*

Die Geschichte mit dem Schulmeister geht mir doch nach.

Walpurga sagte mir, warum ich denn so einsam bleiben wolle; wenn ich auch nicht mehr in die große Welt zurückkehren wolle, so könnte ich doch einen guten Menschen glücklich machen und könnte viel Gutes thun an den Kindern und Armen im Dorf. Da lernte ich mich neu kennen. Ich bin nicht zur Wohlthätigkeit geartet. Ich bin keine barmherzige Schwester. Ich kann keine Kranken besuchen, die ich nicht kenne und nicht liebe. Die Großmutter konnte ich hegen und pflegen — sonst aber Niemand. Mir sind die Bauernstuben zuwider. Diese dumpfe Luft in den Wohnungen der Simplicität. Ich bin keine wohlthätige Fee. Meine Sinne sind zu leicht verletzt. Ich will mich nicht besser machen als ich bin. Nein, besser machen möchte ich mich wol, aber man kann nur das Gute besser machen, und dieses Gute ist nicht in mir. Ich muß ehrlich sein. Eher könnte ich in einem Kloster leben. Diese Erkenntniß macht mich nicht unglücklich, aber schwermüthig. Die Sucht, zu genießen, mein Selbst zu empfinden, ist so stark.

*

Franz, der Bräutigam der Gundel, ist einberufen.

„Es giebt Krieg mit den Franzosen!“ bringt mein Pechmännlein

die Kunde aus der Stadt, und er berichtet, daß jetzt auch unser Geschäft schlecht gehen würde, die Leute wollen nichts mehr kaufen, unser Arbeitgeber will nur die Hälfte des Preises zahlen. So arbeite ich nun auf Vorrath — ich muß auch die Lasten der Welt mittragen.

Seltsam aber geht mir's durch den Sinn, daß ich von meinem Vaterland und meiner Zeit so gar nichts mehr weiß. Den Einen Trost habe ich dabei: man wird jetzt in Kriegszeiten nicht nach einer Verlornen forschen.

*

Jeder Mensch, wo er auch stehe, steht ungeahnt auf einer Höhe, wo er die Gräber nicht sieht. Sähe man sie immer, es gäbe keine Arbeit in der Welt und keinen Gesang.

Selbstvergessen oder Selbsterkennen — darum dreht sich Alles.

*

Ich sehe beständig, auch im heißesten Sommer, die Berge mit den Schneespitzen vor mir. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber es giebt mir das stets eine eigenthümliche Mischung der Empfindung; ich sehe immer über das Datum hinaus, über die Jahreszeit; ich habe alle zusammen.

In meiner Seele ist auch eine Stelle, darauf ewiger Schnee liegt.

*

Ich bin nun im dritten Jahre hier. Ich habe einen schweren Entschluß gefaßt. Ich ziehe noch einmal in die Welt hinaus. Ich muß die Stätten meines vergangenen Daseins noch einmal sehen. Ich habe mich streng geprüft.

Ist es nicht Abenteuersucht, jener gemeine, vornehme Kitzel, etwas Ungewöhnliches, Gefahrvolles vorzunehmen, und die Lust, den Schauer auszukosten, als eine Gestorbene noch einmal durch die Welt zu wandern?

Nein, nichts davon. Was ist es denn? Ein inniges Verlangen, wieder in die Weite zu ziehen, nur auf Tage. Ich muß das Verlangen tödten, sonst tödtet das Verlangen mich.

Woher auf einmal diese Sehnsucht?

Jedes Handwerkszeug brennt mir in der Hand.

Ich muß fort!

Ich will nicht grübeln, ich folge. Ich habe keine Ordensregel, mein Wille iſt mir Geſetz. Ich thue Niemand etwas zuleide, wenn ich folge; ich fühle mich frei, die Welt hat keine Macht über mich.

Ich ſcheute mich, Walpurga mein Vorhaben mitzutheilen. Aber wie ſie dann ſprach, Ton, Wort, die ganze Art, ja daß ſie zum Erſtenmal „Kind“ zu mir ſagte, Alles war mir, als ob ihre Mutter noch zu mir ſpräche.

„Kind,“ ſagte ſie, „du haſt Recht. Geh' du, es wird dir gut ſein. Ich glaube, daß du wieder zu uns kommſt und bei uns bleibſt; aber wenn du auch nicht wiederkommſt und dir vielleicht doch noch ein ander Leben aufgeht — du haſt ſchwer gebüßt, ſchwerer als du verſchuldet.“

Mein Pechmännlein war ganz glücklich, als es hieß: Wir reiſen von Sonntag bis Sonntag. Als ich ihn fragte, ob er denn nicht neugierig ſei, wohin wir reiſen, erwiderte er:

„Mir Eins! Mit dir reiſe ich durch die ganze Welt, wohin du willſt, und wenn du mich fortjagſt, komm' ich dir nach wie ein Hund und ich finde dich.“

Wir reiſen ab. Ich nehme meine Blätter mit. Ich will jeden Tag aufſchreiben.

*

(Am See.) Es wird mir ſchwer, ein Wort niederzuſchreiben.

Die Schwelle, die ich überſchreiten muß, um in die Welt hinauszugehen, iſt mein eigener Grabſtein.

Ich kann's nicht faſſen.

Wie fröhlich war das Wandern thalwärts. Mein Pechmännlein ſang, und auch mir ſtiegen Lieder auf; aber ich ſang nicht. Plötzlich unterbrach er ſich und ſagte:

„In den Wirthshäuſern, da biſt du meine Bruderstochter, nicht wahr?“

„Ja.“

„Da mußt du mich aber auch Ohm heißen.“

„Natürlich, lieber Ohm.“

Er nickte auf dem ganzen Wege vor ſich hin und war voll Glückſeligkeit.

Wir kamen zum Wirthshaus an der Anlände. Er trank und ich trank mit aus ſeinem Glaſe.

„Wohin geht der Weg?“ fragte die Wirthin.

„Nach der Hauptſtadt,“ ſagte er, und ich hatte ihm doch gar nichts darüber mitgetheilt; leiſe ſagte er zu mir:

„Wenn du auch anderswohin willſt — die Leute brauchen nicht Alles zu wiſſen.“

Ich ließ ihn allein.

Ich ſuchte die Stellen auf, die ich damals gewandelt. Da — da iſt der Felſen — darauf ein Kreuz — auf dem Kreuz leſe ich in goldenen Buchſtaben:

Hier verunglückte
Irma Gräfin von Wildenort
im 21. Jahre ihres Lebens.
Wanderer, bete für sie und ehre ihr
Andenken.

Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen. Als ich erwachte, waren mehrere Menſchen um mich beſchäftigt, unter ihnen mein Pechmännlein, der jammerte und klagte.

Ich hatte die Kraft, nach dem Wirthshaus zu gehen, und mein Pechmännlein ſagte den Leuten:

„Meine Bruderstochter iſt's nicht gewöhnt, ſo weit zu laufen; ſie ſitzt das ganze Jahr in der Stube, ſie iſt eine Holzſchnitzerin und was für eine!“

Die Menſchen waren alle ſehr freundlich gegen mich. Es gingen Viele ab und zu in der Wirthsſtube, und ſie erzählten meinem Pechmännlein, daß der ſchöne Gedenkſtein da draußen ein großer Vortheil für das Wirthshaus ſei; im Sommer kämen Hunderte von Menſchen, Männer und Frauen, die den Gedenkſtein beſuchen, und auch eine Nonne vom Kloſter käme jedes Jahr mit einer andern Nonne und bete am Kreuz.

„Wer hat denn den Bildſtock geſetzt?“ fragte das Pechmännlein.

„Der Bruder der Verunglückten.“

„Nein, der König!“ hieß es.

Das Geſpräch brach oft ab, ſpann ſich aber immer wieder neu an.

Ich ſah in ein ſich bildendes Sagengewebe hinein. Die Einen ſagten: es ſei doch nicht geheuer, damals habe ſich auch eine ſchöne Perſon ertränkt, die man die ſchwarze Eſther genannt, ſie ſei eine Tochter der Zenza geweſen, die über dem See drüben im Wahnſinn lebt! und wer weiß, ob nicht auch das ſchöne Fräulein, denn ſie ſei gar ſchön geweſen, ſich ertränkt habe. Dagegen aber eiferte die Wirthin: die Gräfin habe viele goldene Ketten und Diamanten an ſich gehabt und beſonders einen diamantnen Stern auf der Stirne, und man habe ja das Pferd geſehen, das ſie abgeworfen habe, und der Bruder habe das Pferd erſchießen wollen, weil es das gethan, das Pferd ſei aber verhext geweſen und habe von dem Tag an nichts mehr gefreſſen, bis es todt umgefallen ſei. Wieder Andere erzählten: Der Vater der Gräfin habe ihr befohlen ſich zu ertränken, und ſie ſei ein folgſames Kind geweſen und habe es gethan.

„Und warum ſoll denn das der Vater befohlen haben?“ fragte mein Pechmännlein.

„Weil ſie einen Ehemann geliebt. Man darf nicht davon reden.“

„Man darf ſchon,“ flüſterte ihm ein Schiffer zu. „Sie und der König haben einander gern gehabt, und um nicht ſchlecht zu werden, hat ſie ſich ertränkt.“

Wie ſoll ich ſagen, wie mir's war bei all' dieſen Reden?

Vielleicht fährt nach Jahren ein einſames Kind über den See und ſingt ein Lied von der ſchönen Gräfin mit dem diamantnen Stern auf der Stirne.

Ich weiß nicht, wie es Nacht wurde und wie ich eingeſchlafen. Ich erwachte und hörte das Lied von der ertrunkenen Gräfin. Es hatte mir im Traum geklungen, aber ſo wehmüthig, ſo tief. Alles, was ich erlebt, war mir wie ein Traum. Ich ſchaute zum Fenſter hinaus — ich ſah über den See, und drüben blinkte die goldene Schrift im Morgenſchein.

Was ſollte ich thun? Sollte ich umkehren?

Mein Pechmännlein war wohlauf, als er mich wieder ſo friſch ſah. Die Wirthin bot mir eine Abbildung des Gedenkſteins an, die alle Reiſenden kauften. Mein Ohm handelte darum, und erhielt ſie

um die Hälfte des geforderten Preises und ſchenkte ſie mir. Ich trage das Bild meines Grabſteins auf der Bruſt.

Ueber ein zweites Grab mußte ich wandern. Ich ſah das Grab meines Vaters. Ich legte die Hand auf den Hügel, und in mir ſprach es: Du wirſt verſöhnt ſein — ich ſühne und büße.

Wie mich all' die Erinnerungsorte erſchütterten — ich kann nichts davon aufzeichnen, es bricht mir das Herz. Ich fühle ohnedies ein ſtetes ängſtliches Herzklopfen. Ich will den Bericht abkürzen. Ich halte die Aufzeichnung nicht aus. Ich werde dieſe Blätter nie wieder anſehen . . .

Wir wanderten nach dem Frauenſee; wir ſetzten über nach dem Kloſter. Ich ſah unter den Nonnen meine geliebte Emmy, die alljährlich zu meinem Grabſtein wallfahrtet. Ich betete mit ihr hier ſeit vielen Jahren zum Erſtenmale wieder in der Kirche. Was iſt denn für ein Unterſchied, ob man noch lebt oder todt iſt, wenn nur der Gedanke . . .

Ich ſchreibe mit zitternder Hand weiter, aber ich will . . .

Als ich das Kloſter verließ und wieder über den See fuhr, da wehte mich in der freien Luft doch wieder ein ſtarker Gedanke an: Ich büße frei! Das iſt mein letzter Stolz. Mein Wille hält mich ſo feſt, wie die Riegel im Kloſter, und ich — ich arbeite . . .

Es mußte Alles ausgeführt werden, wie ich mir's vorgeſetzt. Ich ſah die ganze Welt noch einmal und nahm Abſchied von ihr.

Wir wanderten nach der Reſidenz. Wie mich der Lärm und das Fahren erſchreckte.

Als ich zum Erſtenmal wieder ein Seidenkleid kniſtern hörte, es war mir ein angreifender Ton. Und als ich die erſte Frau mit Modehut und Schleier ſah, drängte es mich, ſie anzuſprechen. Dieſe Menſchen aus der Bildungswelt gehören zu mir. Ich komme doch wie aus der Unterwelt wieder an das Sonnenlicht.

An den Straßenecken las ich die Anzeigen. Iſt das noch dieſelbe Welt, in der ich lebe?

Einer amüſirt den Andern, muſicirend, ſingend u. ſ. w. Man holt keine Lebensfreude aus ſich.

Die Welt iſt ein Zuſammenhang. Du haſt ihn verloren.

Ich ſah das Getreibe der Stadt aus einem kleinen Einkehrwirthshaus am Morgen.

Die Häuſer da und dort — es iſt ein Stück Leben von mir als Geſpenſt. Wenn die Menſchen wüßten — Es ſind Straßen da, die ich nicht kenne. Alles geht ſorglos an einander vorüber. Die Menſchen in der Stadt ſehen alle ſo verdroſſen aus; kein ſonniges, glückliches Geſicht iſt mir noch begegnet.

*

Ich war in der Bildergallerie. Dieſe Luſt, mit dem Auge zu ſaugen; dieſer Rauſch von Farben, dieſe feierliche Stille! Ich ſah und hörte meinen alten Lehrer zu einem Fremden ſprechen: Nicht die hiſtoriſche Größe des Gegenſtandes und Umfanges giebt einem Kunſtwerke ſeinen großen hiſtoriſchen Charakter, ſondern das, daß der Künſtler ſich auf den großen hiſtoriſchen Boden ſtellt, und uns darauf ſtelle; derſelbe Gegenſtand kann ſo oder ſo gefaßt, vergänglich und genrehaft oder hiſtoriſch bleibend und groß dargeſtellt werden . . .

Wie berauſcht ging ich durch die Räume. Alle meine alten Freunde grüßten mich, ſie ſind, in ewige Farben gekleidet, treu und unverändert geblieben. Die Natur und die Kunſt ſind treu, das iſt ihre Kraft, aber ſie ſprechen nicht, ſie ſind nur da. Nein — die Natur allein iſt ſtumm, die Kunſt iſt die redende Natur. Der Menſchengeiſt ſpricht nicht durch den Mund allein. Mir war's, als müßte die Maria Aegyptiaca plötzlich den Kopf wenden und zu mir ſprechen: Kennſt du mich jetzt?

Mir wurde wirr und bang.

Ich ſaß lang im Raphael-Saal wie in einer andern Welt, und das Schönſte, was die Erde getragen und die Schöne, mit der die reinſten Augen es erfaßt hatten, umgab mich.

Ein beglückender Gedanke ging mir durch die Seele: Durch die Kunſt werden die Menſchen zuerſt frei, da geht ein zweites freudenſchaffendes Leben an und — was noch größer — da iſt ein höchſtes Reich, da kann Jeder eintreten, wenn er berufen; der arme Sohn des Volkes ſpricht: In dieſen hohen ſeligen Räumen will ich und mein Geiſt wohnen — und er waltet hier ewig, in der freien Ahnenluſt der Menſchheit. Da iſt Unſterblichkeit oder beſſer ewige Unge-

ſtorbenheit. Im Vaterhauſe der freien Kunſtſchöpfung iſt unendlicher Raum und ewige Heimath. Hier tritt ein, wer ſelig gelebt hat.

*

Ich ſtand am Schloß. Die Fenſter waren offen in den Zimmern, die ich einſt bewohnte. Mein Papagei war noch da in ſeinem goldenen Käfig und rief: Pfüt di Gott! Pfüt di Gott! Meinen Namen ſetzt er nicht hinzu. Er hat ihn vergeſſen.

*

Ich ſah ſeit Jahren zum Erſtenmal wieder eine Zeitung; ſie lag vor mir auf dem Tiſch. Ich konnte mich lang nicht entſchließen, ſie zu leſen; endlich that ich's doch. Da hieß es:

„Seine Majeſtät der König ſind im Gefolge des Miniſter-Präſidenten von Bronnen (alſo Bronnen Miniſter), des Oberſtallmeiſters Grafen von Wildenort (alſo mein Bruder) und des Leibarztes, Geheimraths Doktor Sixtus (alſo mein hoher Freund Gunther iſt auch todt) zu einer ſechswöchentlichen Cur nach dem Seebad abgereiſt."

Wie viel ſagen mir dieſe wenigen Zeilen! Ich brauchte nicht weiter zu leſen. — Da ſtand aber doch noch:

„Ihre Majeſtät die Königin ſind mit Seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen nach Schloß Sommerburg übergeſiedelt."

*

Ich ging in der Stadt umher, ſtand an den Schaufenſtern der Kaufläden und ſah mir alle die Dinge an, die ich nicht mehr brauche. Da fand ich in einem Schaufenſter meine Schnitzereien ausgeſtellt. „Das iſt unſere Arbeit," rief mein Pechmännlein, ging keck in den Laden, fragte nach dem Preis und von wem die Arbeit. Wir hörten einen hohen Preis, und der Kaufmann ſetzte hinzu: „Dieſe Kunſtwerke — ja Kunſtwerke nannte er ſie — ſind von einer halbwahnſinnigen Bäuerin im Gebirge."

Ich ſah mein Pechmännlein an. Er hatte entſetzliche Angſt vor mir, und ſein Blick bat mich, ich ſolle doch ja nicht da in der Fremde verrückt werden. In der That hatte er wohl Grund zu dieſer Angſt, denn bei aller Selbſtbeherrſchung mag meinem treuen Geleitsmann mein ganzes Thun und Laſſen nicht geheuer erſchienen ſein.

Ich habe mir einige kleine Gypsabgüsse von griechischen Gemmen gekauft; nun habe ich doch ewige Schönheitsmuster vor mir. Es war ein Kunststück, solche seltsame Dinge einzukaufen; ich wagte es auch nur in der Dämmerung.

Ich sah viele Gesichter, die ich kannte, aber ich schaute immer schnell weg. — Nur die gute Mamsell Kramer hätte ich gern angesprochen; sie ist alt geworden, sehr alt; sie trug ein Buch mit dem gelblichen Schilde der Leihbibliothek in der Hand — wie viel tausend Bände hat die Gute schon gelesen! Sie liest die Bücher weg, wie die Männer Cigarren rauchen.

Ich ging nach dem Hause des Leibarztes. Das Hofthor stand offen, es ist jetzt eine Fabrik darin. Die schönen Bäume sind gefällt.

Auf dem Haupte der Victoria am Zeughaus saß eine Taube mit glänzendem Gefieder. — Ich sah die Figur ohne Augenglas ganz klar.

*

Der Abend brachte mir ein reines Glück, das reinste, das ich je empfunden und, wie ich glaube, noch je empfinden werde.

Im Theater wurde Mozarts Zauberflöte aufgeführt.

Ich ging hin mit meinem Pechmännlein. Wir saßen auf der obersten Gallerie. Es waren wohl viele Menschen im Theater: darunter gewiß auch manche, die ich kannte. Ich sah Niemand. Ich sah und hörte und schwebte nur im Zauber.

Mitternacht ist vorüber. Ich wohne mit meinem Pechmännlein in einem Fuhrmanns-Wirthshaus; ich kann nicht zur Ruhe kommen, ich muß festhalten in Worten, was mir ward.

Mozarts Zauberflöte — das ist eine jener ewigen Schöpfungen, die im reinen Aether, im Jenseits aller Leidenschaft und alles Menschenkampfes steht. Ich habe oft gehört, wie kindisch dieser Text sei; aber auf dieser Höhe kann alle Handlung, alles Geschehen, alle Menschenerscheinung, alle Umgebung nur noch allegorisch sein. Die Schwere und Begrenztheit ist abgestreift, der Mensch wird zum Vogel, zum reinen Naturleben, er wird zur Liebe, wird zur Weisheit. Das Kindliche, ja das Kindische des Textes ist einzig naturgemäß; nur überreizte Menschen können das langweilig und geschmacklos finden.

Das ist das letzte dramatische Werk Mozarts und er erneut sein

höchſtes Weſen, all' die Klangfülle in ihm wie in der Verklärung. Seine Einzelgeſtalten ziehen an ihm vorüber, werden neu, minder feſt und charakteriſtiſch, aber um ſo reiner und ätheriſcher. Es iſt da im beſten Sinne etwas Ueberirdiſches, wie es in den Menſchen und Dingen zerſtreut waltet und klingt, aber hier geſammelt und gebunden iſt.

Der Einzugs-Chor der Prieſter iſt der Marſch der Humanität und der Chor „O Iſis" die ſonnenhafte Friedensſeligkeit. Hier iſt das volle Paradieſesmärchen, ein Leben über der Welt, wohin nur die Muſik emportragen kann, im freien, über allen Stürmen und Wettern erhabenen Aether.

Ich habe ſtundenlang darin geſchwebt, ich weiß nicht, wie ich wieder hernieder kam, und zahlloſe Gedanken umſchwirren mich. In dieſer Muſik iſt erhabene Ruhe, ſelbſtbewußte, nichts von gedrückter Demuth; da iſt unverwelklich blühendes Leben, nein der Duft der reifen Frucht.

Mozarts letztes Werk hat einen Genoſſen in Leſſings letztem Werk, in „Nathan der Weiſe." Weit weg über die zerriſſene kämpfende Welt ſchwingt ſich da die Seele und lebt im reinen Jenſeits, in der poſitiv gewordenen Frömmigkeit und Friedſamkeit, wo es nur noch ein Lächeln giebt für die Abquälungen der Menſchen in ihrer Beſchränktheit und Endlichkeit. Der große Hort des Menſchenthums iſt nicht in eine Vergangenheit vergraben, er muß erſt aus der Zukunft geſchürft, gebildet und geſchaffen werden.

In „Nathan" und „Zauberflöte" ſind glänzende Stücke des Geſchmeides; ſie beweiſen daß die Seligkeit nicht ein Wahn, und wer in der wirklichen Welt die Ueberweltlichkeit nicht ahnend in ſich trägt, der faßt das nicht.

Solche Stunden gelebt zu haben iſt ewiges Leben.

Die drei Knaben ſingen gottesvolle Seligkeit. Wenn die Engel auf Rafaels Sixtina ſängen — das wären ihre Weiſen, in dieſer Tonregion bewegten ſich ihre Stimmen.

Das ſind Klänge, die ich hören möchte in meiner Sterbeſtunde, ſo wonnig auflöſend.

Wenn man nur die ungebrochene Fortsetzung solcher höchsten Wonnen der Empfindung haben könnte!

Ich saß nach der Oper lange im Park, rings um mich Nacht und Stille.

So vollgesogen von dieser Musik möchte ich hinausfliegen in meine Waldeinsamkeit und nichts mehr von der Welt haben und still vergehen; kein fremder Ton sollte mich mehr berühren und stören.

Ich mußte doch wieder in die Welt zurück.

Da sitze ich nun in später Nacht, die ganze Welt liegt in Ruhe und Selbstvergessen, ich bin wach in Ruhe und Selbstvergessen.

O ihr ewigen Geister, wer mit euch sein und aus seinem Leben auch nur einen einzigen Klang, ein Wort hineinsprechen könnte in die Unendlichkeit! Dort in der Gallerie schauen Augen, ewig offen, auf die kommenden und gehenden Geschlechter und hier klingen Harmonien und tönen nie verhallende Worte . . .

O ihr gebenedeiten Geister, die ihr aus der Kunst die zweite Welt schafft! Die Welt, wie sie ist, verwirrt uns. Ihr durchklärt sie. Ihr seid die seligen Genien, die der Menschheit fort und fort im goldenen Kelch den Wein des Lebens bieten, und er erschöpft sich nie, so viele Millionen auch daraus trinken.

Ich verlasse tief schmerzlich dies schimmernde und klingende Reich der Farbe und des Klanges. Das allein entbehre ich.

*

Nun noch die letzte Station.

Wir wanderten nach der Sommerburg. Am Gitter des Parkes gingen wir hin und her. — Ich sah die Hofdamen oben bei der Capelle unter der Hänge-Esche auf den zierlichen Stühlen sitzen und sticken. Ach, wie manche sitzt dort und ist nicht besser als ich, und sie scherzt und lacht und ist glücklich und geehrt. Das ist unser Elend, immer betäuben wir uns und sagen: Sieh' dich um, Andere sind nicht besser als du.

Jetzt erhoben sie sich und machten ihre Verbeugung. Das Gitterthor wurde geöffnet, die Königin fuhr heraus, neben ihr saß der Prinz. Sie schaute mich und das Pechmännlein an und grüßte. Mir vergingen die Augen.

Ich weiß nicht — ſah ich recht? Die Königin ſieht heiter aus.

Der Prinz iſt ein ſchöner Knabe geworden, er hat gehalten, was das Kind damals in der Wiege verſprach.

Mein Pechmännlein unterhielt ſich mit dem Steinklopfer am Weg. Der lobte die Königin gar ſehr und ihr einziges Kind, den Kronprinzen. Alſo hat ſie nur ein einziges Kind —

Ich war ſo müde; ich mußte mich am Wegrain niederſetzen. Da ſaß ich nun am Weg, wo ich einſt ſtolz vorüber fuhr. Immerhin! Es iſt gut, daß es ſo iſt.

Mein Pechmännlein war glückſelig, als ich ihm ſagte: Jetzt geht's wieder heimwärts. Es mußte ihm doch bange um mich geworden ſein; er mußte ſich ſtill denken: die Leute haben nicht ſo Unrecht, die da behaupten, daß es mit ihr nicht ganz richtig ſei.

Die mich nicht ſehen, halten mich für todt, und die mich ſehen, für verrückt.

Ich war feſt entſchloſſen, wenn ich entdeckt würde, dem König und der Königin Alles frei zu ſagen und wieder ſtill in mein Aſyl zurück zu kehren.

Jetzt iſt es beſſer ſo.

*

Wir kehrten heim.

Als ich wieder an unſern Berg kam und die erſten Schritte hinan ging, da fragte ich mich: Iſt das deine Heimath? Und doch — dieſe Abweſenheit macht mir ſie zur neuen Heimath. Ich lebe hier ein wirkliches Leben.

Es iſt mir ein Stein vom Herzen, daß ich das nun aufgezeichnet habe. Es ſchwindelte mir oft, als ſtehe ich an einem Abgrund, während ich ſchrieb. Aber ich bleibe feſt. Ich ſehe dieſe Blätter nicht mehr an.

Nun wieder die Hände fleißig gerührt und keine Reuegedanken mehr im Kopf! Die nächſte Minute iſt unſer, die jetzt rinnende kaum mehr und die vergangene gar nicht.

Es wartet viel Arbeit auf mich. Das iſt gut. Und meine Walpurga und die Kinder ſind ganz glückſelig, daß ich wieder da bin.

*

Während ich fort war, hat Walpurga mein Zimmer blaßroth färben lassen, geschmacklos und ich muß doch dankbar sein. Sie glaubte auch, daß ich nicht wieder käme.

Ich könnte diese Menschen jeden Tag verlassen, und sie sind doch meine ganze Welt. Ist das so, wenn ich einmal die Welt ganz verlassen werde?

*

Mit Muth die Welt entbehren — ich glaube, ich habe das Wort einmal gelesen; jetzt verstehe ich's, ich habe es aus mir, ich bin in der Ausführung. Nicht verzagt, nicht traurig. Mit Muth.

*

Ich bin nicht mehr traurig, eine stille Sättigung in Entsagung macht mich frei.

Wenn ich hineinsehe in das Leben — wozu all das Mühen und Kämpfen und all diese Schranken bis zur letzten Schranke, bis zum Tod? Die Helden in der großen Geschichte und mein Pechmännlein — sie haben nichts vor einander voraus. Niemand hat ein ganzes, klares, reines, erfülltes Schicksal.

Mein alter Jochem betete täglich, oft stundenlang, und dann schimpfte er wieder auf die Menschen und auf sein Schicksal; und ich sah vornehme Frauen, die in Beethoven'scher Musik schwelgten und schwärmten und gleich darauf gemein zankten.

Es geht mir immer nach: Mit Muth entbehren. Dank dir, guter Geist, für dies Wort, wer du auch seiest. Den Tag leben und sich ihn nicht trüben lassen, weil wir wissen, daß es Nacht wird. Mit Muth entbehren — das ist Alles.

Ich hätte nie geglaubt, daß ich ohne Glück, ohne Freude leben könnte. Jetzt sehe ich doch, ich kann's. Glück und Freude sind nicht die Bedingungen meines Lebens.

Es liegt in unserer Macht, die Seele heiter zu stimmen; ich meine ruhig, klar.

*

Wie viele Jahre sind es doch, welche die Hermione des Wintermärchens verborgen blieb? Ich weiß es nicht mehr.

*

Mir fallen jetzt immer bei der Arbeit die Weiſen und Klänge, die Einzelgeſänge und großen Geſammtſtücke und die begleitenden Inſtrumente aus Mozarts Zauberflöte ein. Sie umtönen mich aus der ſtillen Luft und tragen mich.

Vor Allem der Zuruf: Sei ſtandhaft! mit den drei kurzen Noten D E D und dem darauf folgenden Trompetenſtoß erklingt mir immer und iſt mir wie ein geiſtiges Wachſignal. Die höchſten Lehren ſollten nur in Muſik gegeben werden. Das dringt ein und haftet. Sei ſtandhaft! . . .

*

Ich entwirre wieder am Räthſel des Lebens.

Der Menſch darf nicht Alles thun, was er kann, wozu es ihn treibt; ſobald er ein Menſch iſt, muß er die Grenze ſeines Rechts erkennen, bevor er an die Grenze ſeiner Macht gelangt.

Wie oft wurde dort am Hofe der Spruch erörtert: Recht geht vor Macht! Ich habe die Redensart im heißen Denken wieder eingeſchmolzen und neu geprägt.

Schön iſt die Sage vom Paradies. Da ſind die Menſchen hingeſetzt, Alles iſt ihnen geſtattet, ſoweit ihre Kraft reicht, ein Einziges nicht — und die Frucht lockt. Aber das Paradies iſt nicht. Das Thier allein hat das, was man Paradies nennt; es thut, was es vermag. Sobald ein Verbot da iſt, und der Menſch als ſittliches Weſen muß ein ſolches kennen, da iſt kein Paradies mehr, keine volle Freiheit.

Ich meine ſo: Durch Ueberſchreiten der Grenze kommt das Selbſtbewußtſein. Es iſt das Genießen vom Baume der Erkenntniß. Von da an bereitet ſich dem Menſchen ſein Genuß nicht mehr von ſelbſt, er muß ihn ſchaffen, aus ſich, aus der umgebenden Welt, da beginnt ſein Ringen mit der Natur und mit ſich, ſein Leben wird zur That. Die Arbeit iſt die zweite Schöpfung, die Arbeit an ſich ſelbſt und an der Welt.

Mein ganzes Denken iſt mir, als wäre es ein Lallen und Stottern am großen Worte der Erkenntniß.

Ich ſehe jetzt die kleine Welt, die um mich iſt, und die ſogenannte große, die ich noch in Erinnerung habe, wie durchſonnt.

Die Schranken erkennen, die Nothwendigkeit des Geſetzes, das iſt Freiheit. Ich bin frei.

*

Ich habe recht gethan, daß ich wieder in der Welt war; oder finde ich nur, daß ich recht gethan, weil ich es als wohlgethan empfinde? Ich bin ſeitdem freier, ich bin nicht die arme Seele, die ſich wieder hinabgeſehnt hat auf die Welt, und ich lebe nicht in einer Hölle. Ich könnte wieder in die Welt zurückkehren, ohne mich vor ihr zu fürchten. Ich kann jetzt frei entbehren und ich entbehre kaum mehr. O wie eingebildet, daß wir glauben, die Andern bedürfen unſer. Ich bedarf auch keines Andern mehr.

*

Es wird eine Telegraphenleitung an meiner Waldausſicht vorbeigezogen. Da geht nun das große Weltgetriebe an mir vorüber. Ich ſehe die Männer an den hohen Stangen auf den Leitern die Drähte aufwinden.

*

Walpurga ſagt, meine Stimme klinge jetzt ſo rauh; ich fühle aber keinen Schmerz. Es kommt wahrſcheinlich davon, weil ich ſo wenig ſpreche; oft tagelang kein Wort. Ich trinke dieſe kühle, reine Luft jeden Morgen wie einen Labequell und das Blau des Himmels iſt hier oben viel intenſiver.

*

Der Leibarzt ſagte mir einmal mit Recht, ich ſei eine unrhythmiſche Natur. Wäre ich's nicht, jetzt würde ich mein innerſtes Leben in melodiſche Worte faſſen — meine Gedanken haben eigentlich nur in Verſen ihre rechte Heimath, ſo voll, ſo ſelig, ſo erlöſt iſt es in mir.

*

Hanſei iſt nun doch ſchon lange im Beſitz, aber er hat noch immer neue Dankbarkeit für Alles: daß er ſchöne Kühe kaufen kann, daß er ſchöne Schellen anſchafft, das Alles macht ihn glücklich, und dieſe Dankbarkeit im Glück giebt ſeiner rauhen Außenſeite eine innere Weichheit.

*

(28. Auguſt.) Nach langen ſonnenloſen Tagen mit ſcheintodter

Seele nun heut' dieſe klare Himmelsheiterkeit über den beſchneiten Berggipfeln, auf den ſaftgrünen Vorbergen und Thalgründen — ich möchte hinaus und frei ſchweifen im All; aber ich bleibe ſitzen und arbeite, meine Arbeit iſt mir treu geblieben in trüben Tagen, ich bleibe ihr treu in hellen. Nur zum Feierabend will ich wandern.

Heut' iſt Goethe's Geburtstag. Ich glaube, Goethe wäre mir freundlich geweſen, wenn ich in ſeiner Zeit und Umgebung gelebt hätte.

Es iſt doch ſchön, daß wir die Stunde wiſſen, wann er geboren wurde. Es war um Mittag. Ich ſchreibe das in dieſer Stunde, ſein gedenkend.

Was er mir wol für mein verlorenes Leben gerathen hätte?

Iſt es ein verlorenes? — Es iſt nicht verloren.

*

Das war ein Siegesjubel: Franz iſt als Held vom Schützenfeſt heimgekommen. Er hat den beſten Gewinn, einen ſchönen Stutzen. An unſerem Haus prangt nun die vielfach zerſchoſſene Schützenſcheibe.

*

Solch ein im Herbſt fallendes Blatt — wie viele helle Sommertage und laue Nächte führten ſein Wachsthum herbei, und was iſt es, da es am Baum hing, und jetzt, da es abfällt?

Und was iſt das Ergebniß eines ganzen Menſchenlebens, auf wenig Sätze zurückgeführt?

*

Wie hoch liegt unſer Hof über dem Meeresſpiegel? Ich weiß es nicht, und mein Hanſei würde lächeln, daß man nach ſo etwas fragen kann. Man thut auf dem Fleck, wo man lebt, ſeine Schuldigkeit. Wie das ausmündet ins Ganze, in das große Meer auf der Erde und der Geſchichte der Menſchheit? Das fügt ſich ohne unſer Zuthun ein. Der Bach treibt die Mühle und wäſſert die Wieſe auf ſeinem Lebensweg, bis ihn das Meer verſchlingt, und von dort kommen die Wolken und die Wetter wieder heran und nähren den Bach.

*

Mit Allem, wozu ich erwachſen bin, was ich im Lauf der Jahre gelernt, geübt, gethan, gedacht habe, komme ich mir doch immer wie-

der wie ein Block Holz vor — ich weiß noch immer nicht, was aus mir wird. Wer macht mich zu etwas? Ich muß es ſelbſt.

Ich habe eine ſchöne Arbeit bekommen, eine Arbeit, die bleibt, die nicht wandert und mich beſtändig freut, eine Arbeit für unſer Haus.

Schon bei dem Neubau am Wohnhaus habe ich in Gemeinſchaft mit dem Zimmermeiſter dem Wohnhaus eine beſſere Symmetrie gegeben; die Laube, die rings ums Haus läuft, hat eine freiere Bedachung bekommen und die Bretter am Geländer angenehme Formen.

Nun hat Hanſei oft davon geſprochen, welch eine ſchöne Alm aus ſeinem Holzſchlag wird. Geſtern kam er heim und ſagte:

„Ich hab's! Ich laſſe an der Berglehne die Bäume ſchlagen, und da hab' ich vier ſchöne Stämme ſtehen laſſen, juſt im Viereck, und da wird eine Almhütte hingebaut, und dann haben wir wieder eine eigene Alm; der Hof kann ohne eigene Alm nicht zurechtkommen. Es iſt freilich weit, wohl zwei Stunden Wegs iſt's hinauf, aber wir ſehen die Waldlichtung von hier."

Er iſt ganz glückſelig, daß er das zu Stande bringt.

„Und denke dir," ſagte Hanſei, „jetzt, wo man den vorderen Wald geſchlagen hat, jetzt ſieht man weit, gar weit, man ſieht unſern See von daheim. Es iſt freilich nur ein kleiner glitzeriger blauer Fleck, aber das ſieht Einen doch ſo freundlich an wie ein treues Auge von daheim, das Einen von Jugend auf kennt. Es war doch ſchön daheim! Aber es iſt noch ſchöner hier, und wir wollen nicht ſündigen."

Ich habe nun Zeichnungen für unſere Alm gemacht. Mein Pechmännlein iſt ganz geſchickt, Alles zu ſchneiden. Wir zimmern und ſägen für unſere Arche Noah und ſind luſtig wie Lehrburſchen.

Ich meißle auch zum Erſtenmal einen lebensgroßen Pferdekopf für den Dachgiebel.

*

Ich war mit Hanſei droben, wo wir die neue Alm bauen.

Mir iſt heut' nach dem erfriſchenden Berggang, als hätte ich den Anfang alles Weltlebens miterlebt: neuer Weg, neues Wohnhaus, wo nie ein Menſch vordem daheim war. Ich meine, ich habe nichts mehr zu erleben; mir iſt ſo frei, als wäre alle Erdenſchwere von mir abgelöſt.

*

Am Morgen nach einer großen Anſtrengung, einem ermüdenden Berggang erwachen. Die Müdigkeit iſt verflogen und nur die Erfriſchung iſt noch da und dazu das Gefühl der Erprobung: du haſt Spannkraft, du kannſt dir etwas zumuthen. Und ringsumher grüßt dich dein vergangenes Leben, das du eine Weile verlaſſen hatteſt, nichts mehr beſaßeſt, als dich allein — ich kann mir die Friedſamkeit derer denken, die ſich das Erwachen zum ewigen Leben ſo vorſtellen können.

*

Nichts iſt droben in der Almhütte, Alles noch kahl, nur in der Ecke hängt das Bild des Heilands und wartet einſam auf die Menſchen, die da kommen werden. Es iſt und bleibt ein Segen für die Menſchheit, daß ſie das Bild eines reinen Menſchen hat, das ſie in die Einſamkeit und auf die Berge tragen kann. Eine ganze höhere Cultur, eine große Geſchichte nimmt damit Beſitz von der neuen Welt.

Wenn nur auch die reine Erkenntniß des reinen Geiſtes ſich daran ſchlöſſe.

*

(October.) Jetzt, da es Winter werden will, muß ich immer an die einſame Almhütte droben denken. In meinen Träumen bin ich immer dort, allein, und erlebe Wunderbares. Ich meine, ich muß nächſtes Frühjahr hinaufziehen. Einen ganzen Sommer lang nur mit Pflanze und Thier, mit Berg und Bach, mit Sonne, Mond und Sternen — ich meine, erſt wenn ich das gelebt, habe ich ganz gelebt.

Biſt du denn noch nicht geſättigt und begnügt, du unerſättliches, unbegnügtes Herz? Immer wieder Sehnſucht nach etwas Anderem? Was iſt das?

Ich muß Ruhe haben. Ich will.

*

Wer, um glücklich zu ſein, nichts zu haben braucht, als ſich ſelbſt, der iſt glücklich.

*

Hier bin ich wieder ein erſter Menſch.

Ein Menſch für ſich iſt rein, unbefleckt, und aus ihm kommt die Welt. Hier liegt ein Geheimniß. Ich will's nicht nennen.

*

Es macht mich glücklich, daß ich noch höher hinauf ſoll, noch höher in die Berge, noch mehr Einſamkeit, noch ſtillere. Es iſt mir, wie wenn mich dort etwas riefe — es iſt keine Stimme, es iſt kein Klang, ich weiß nicht, was es iſt, und doch ruft's mich, zieht's mich, lockt's mich, komm, komm! Ja, ich komme.

*

Ich weiß, daß ich nicht ſterbe. Eher zweifle ich, daß ich lebe. Die Welt iſt kein Räthſel mehr.

*

Vom Berge aus überſchaue ich, wem ich Leid angethan in meinem Leben: Dir, mein Vater, und dir meine Königin, und am meiſten mir.

*

Von allen Dingen der Welt rächt ſich die Unwahrheit am meiſten. Damals, als ich dem König aus dem Kloſter ſchrieb, pochte ich auf meine Wahrhaftigkeit und war doch durch und durch unwahr. Ich wollte eine That der Freiheit bewirken und eigentlich wollte ich ihm nur ſchreiben und mit meinem Freiheitsgefühl ſchön erſcheinen. Ich war ſtolz, daß ich der Alltagsmeinung widerſprechen konnte, und eigentlich wollte ich damit vor ihm glänzen als ſeine ſtarke Freundin. Er hat meine Mahnung abgelehnt und doch war ich's, die die Klöſter wieder aufſchloß.

Die Unwahrheit rächt ſich.

Nur wo man ganz wahr iſt, iſt Reinheit und Freiheit.

*

Wenn ich nur die Wonne in Worte faſſen könnte, die heut beim Sonnenuntergang mich durchzog. Jetzt iſt Nacht, und ſo gewiß die Sonne mir ins Antlitz leuchtete, ſo gewiß leuchtet ein Sonnenſtrahl in mir. Ich bin ein Strahl aus der Ewigkeit. Was ſind da Tage und Jahre? Was iſt da ein ganzes Menſchenleben? —

*

Ich wußte nicht recht, was ich wollte, warum ich aus aller Gegenwart heraus immer ruhelos und ſehnſüchtig nach der nächſten Stunde, dem nächſten Tag, dem nächſten Jahre ausſchaute, etwas davon hoffte, was ich nicht finden kann. Aber auch die Liebe war's

nicht, ſie ſättigt nicht. Ich wollte im Augenblick leben, und konnte es doch nicht. Es war mir immer, als riefe mich etwas, als warte etwas draußen vor der Thür. Was war's denn?

Jetzt weiß ich's. In mir ſein wollte ich, mich faſſen, mich in der Welt und die Welt in mir.

*

Der Eitle iſt der eigentlich Einſame. Er hat immer eine Sehnſucht, geſehen, verſtanden, erkannt, bewundert, geliebt zu werden.

Ich könnte darüber jetzt viel ſagen, denn ich bin ſelbſt einmal eitel geweſen. Erſt in meiner wirklichen Einſamkeit habe ich die Einſamkeit der Eitelkeit überwunden.

Es genügt mir, zu ſein.

Wie weit ab liegt da alles Scheinen!

*

Jetzt verſtehe ich die That meines Vaters. Er wollte mich nicht ſtrafen, er wollte mich nur wecken, zum Bewußtſein meiner ſelbſt bringen, und das Bewußtſein erlöſt, lehrt anders werden.

*

Ich verſtehe die Aufſchrift in der Bibliothek meines Vaters:

„Wenn ich allein, bin ich am wenigſten allein."

Ja, im Alleinſein kann man ſich am beſten und reinſten verſenken ins Allſein. Ich habe gelebt und erkannt. Ich kann ſterben.

*

Wer Eins in ſich iſt, iſt Alles.

*

Was die Leute ſagen werden — in dieſen Worten liegt die Tyrannei der Welt, die ganze Entwendung unſeres Naturells, der Schielblick unſerer Seele. Dieſe fünf Worte herrſchen überall. Auch Walpurga ſteht unter der Herrſchaft dieſes Tyrannen, während Hanſei einen ganz andern Halt hat, den einzig richtigen — er weiß es nicht, wie der Leibarzt, aber er handelt ganz ſo wie dieſer.

Der Menſch hat die einzige und erſte Pflicht, die Ruhe in ſeiner Seele zu wahren. Was draußen iſt, jenes entſetzliche „Was die Leute ſagen werden?" hat ihn nicht zu kümmern. Dieſe Frage macht die Seele heimathlos. Thue recht und ſcheue Niemand, du kannſt ſicher

ſein, daß du bei aller Rückſichtnahme auf die Welt doch die Welt nie zufriedenſtellſt. Wenn du aber deinen Weg gerade fortgehſt und dich nicht um freundliche oder unfreundliche Blicke der Menſchen kümmerſt, dann haſt du die Welt beſiegt, ſie iſt dir unterthan. Mit der Frage: „Was werden die Leute ſagen?“ biſt du ein Unterthan der Welt.

*

Ich glaube jetzt zu wiſſen, was ich that. Ich habe keine Barmherzigkeit gegen mich ſelbſt. Hier mein volles Bekenntniß:

Ich bin in Sünde verfallen — nicht gegen die Natur, nur gegen die Weltordnung. Iſt das eine Sünde? Da drüben ſteht der Wald von hochſtämmigen Fichten. Je höher der Wipfel ſteigt, umſomehr ſtirbt das Gezweige unten ab, es erſtickt. Der Baum im geſchloſſenen Wald, in Schirm und Schutz der Gemeinſchaft, lebt ſich nicht aus in allen ſeinen Auszweigungen.

Ich wollte mich ausleben und doch im Wald ſtehen, in der Welt, in der Gemeinſamkeit. Wer ſich ganz und voll ausleben will, darf nur einſam ſein. In der Gemeinſamkeit der Welt ſind wir als Menſchen ſofort keine Naturgeſchöpfe mehr. Natur und Sitte ſind gleichberechtigt und müſſen zum Friedensſchluß miteinander gebracht werden. Und wo zwei Gleichberechtigte ſind, kann kein Einzelnes ſein volles Recht ausleben, es muß Conceſſionen machen.

Hier liegt meine Sünde.

Wer als Natur allein leben will, muß aus dem Schutz der Sitte ausſcheiden. Ich wollte das Eine und das Andere nicht ganz. So bin ich zerbrochen und zerſtückt.

Mein Vater hatte Recht mit ſeiner letzten That. Er rächte das Sittengeſetz, das ebenſogut menſchlich iſt, wie das Naturgeſetz. Die Thierwelt kennt nicht Vater, nicht Mutter, ſobald das Junge ſelbſtſtändig iſt. Die Menſchenwelt kennt ſie und muß ſie heilig halten.

Das Alles iſt mir nun klar. Ich leide und büße gerecht. Ich war eine Diebin, ich ſtahl das Höchſte: Vertrauen, Liebe, Ehre, Anſehen, Glanz.

Wie vornehm und erhaben erſcheinen ſich die zarten Seelen, wenn ein armer Schelm geſtohlen hat und dafür ins Zuchthaus kommt.

Was ſind aber alle Beſitzthümer, die mit der Hand geſtohlen werden können, gegen die unfaßbaren?

Es ſind nicht immer die ſchlechteſten Menſchen, die vor Gericht ſtehen.

Ich bekenne meine Sünde und büße ehrlich dafür.

Daß ich heuchelte, daß ich verleugnete und beſchönigte, was ich als Naturrecht wollte gelten laſſen, das iſt meine todeswürdige Sünde und für ſie büße ich. Gegen die Königin habe ich die höchſte Sünde begangen. Sie iſt für mich die Vertreterin der ſittlichen Weltordnung, die ich verletzte und doch genießen wollte.

Dir, meine Königin, dir, du Holde, Gute, Schwergekränkte, dir beichte ich dies Alles.

Wenn ich vor dir ſterbe — und ich hoffe das — ſollen dieſe Blätter dir, Königin, übergeben werden.

*

Wir können nicht ganz Natur ſein. Wer ſeinem Naturgeſetz folgt, hat keinen Antheil an der geſchichtlichen Welt, kein Erbe; für ihn hat Niemand vor ihm gelebt, ihm das Daſein vorbereitet, mit ihm iſt ſeine ganze Natur geboren und mit ihm ſtirbt ſie. Wer dem Naturgeſetz allein folgt und ſich einredet, er thue damit recht, der iſt ein Menſchheitsleugner; er leugnet, daß es eine Geſchichte der Menſchheit giebt, die nicht er allein repräſentirt, ſondern die vor ihm war, außer ihm iſt. Der Menſchheitsleugner iſt trotz allen Firniſſes doch nur der Wilde, er ſteht draußen, Alles was er von Bildung übt und trägt und genießt, hat er geſtohlen; er dürfte kein Lied ſingen, als das ihm ſelbſt in der Kehle liegt, wie dem Vogel das ſeine; der bringt ſein Gefieder und ſeinen Geſang mit, hat kein beſonderes Kleid und keinen beſonderen Ton, Alles an ihm iſt Gattung, Alles Naturgeſetz.

Darin allein liegt Wahrheit.

*

Und über aller Gerechtigkeit und aller Verpflichtung ſteht die Liebe, die den Geliebten und das eigene Selbſt der reinen Entfaltung ihres Weſens zuführt.

Wehe, wer die göttliche Sendung der Liebe entweiht.

*

Auch das Geſchick meines Vaters iſt mir nun klar.

Er wollte für sich leben, sich vervollkommnen, und er hatte doch Kinder in der Welt und verlangte die Liebe und Anhänglichkeit dieser Kinder. Er starb an der entsetzlichsten Folge seines Lebens. Darum bin ich aber nicht unschuldig, und er hat recht an mir gehandelt.

Ich will mich in nichts und vor Niemand beschönigen. Ich will wahr sein bis an die äußerste Grenze. Das ist mein Glück und mein Stolz.

*

Nur was du in dir bist, bestimmt deinen Werth, nicht was du hast

*

Ich habe das Centrum meiner Seele gefunden.

*

In diesen Tagen ist es mir immer und kommt mir, ich weiß nicht woher, der Gedanke, die entsetzliche Strafe meines Vaters sei gar nicht geschehen, er habe sie nicht vollzogen, Alles sei nur Einbildung meiner Phantasie, meine Seele habe vorausgeträumt, daß ich das verdiente.

Woher kommt das plötzlich und verläßt mich nicht?

Ich weiß, ich weiß. Was auch geschehen ist, es ist gesühnt. Es giebt eine Erneuerung des Lebens, eine Erlösung aus uns heraus. Sie ist mir geworden, ich fühle es, ich bin frei, ich kann zurückkehren in die Welt und die Binde von meiner Stirne lösen.

In die Welt? Was ist denn die Welt? Ich habe die Welt hier bei mir, in mir, und ich bin in der Welt und die Welt ist in mir. Ich bin.

*

Heute zum Erstenmal habe ich wieder gesungen. O, wie wohl mir das that. Niemand hörte mich als ich allein.

Kein Vogel singt für sich, er singt seinem Lieb. Der Mensch allein singt für sich und denkt für sich und hat sich allein in sich.

*

Die Morgenstille war mir stets so lieb, jetzt setzt sich mir die Morgenstille den ganzen Tag fort.

*

Der Bach drüben rauſcht oft plötzlich ſo laut, der Wind faßt ihn unverſehens und trägt die Schallwellen zu mir.

*

(Bei der Arbeit.) Wenn der Stoff ſpröde iſt, lernt man aus der Noth eine Tugend machen. Ich komme oft auf Veräſtelungen, die neue Schönheiten oder Verunſtaltungen bedingen. Ich bringe aus einem Stück Holz oft Züge, die ich nicht wollte, und die ich wollte, werden ganz anders, weil eben das Stück Holz auch Herr iſt, nicht bloß meine Hand. Der gebenedeite Nothhelfer Firniß deckt Tugend und Fehler.

*

Wir machen nichts; wir bilden, wir entdecken nur, was für ſich ſchon da iſt, aber ohne unſere Handreichung ſich nicht aus dem geſtaltloſen Chaos löſen kann.

Ach, ich meine, ich verſtehe jetzt die ganze Welt und alle Kunſt und Arbeit. Ich fühle mich ſo im Unendlichen geſättigt.

Ich weiß jetzt, wo der ganze Zwieſpalt zwiſchen dem Denken im Großen und dem Leben im Kleinen liegt.

Hanſei, Walpurga, der König, die Königin, der Leibarzt, Emmy — was ſind ſie? Tropfen im Meer der Menſchheit. Ich vergeſſe ſie, ich denke mich ins Ganze. Das löſt die Liebe zum Einzelnen auf, das Begehren und Genießen hört auf, aber auch alle Leidenſchaft, alles Herzeleid.

Und was biſt denn du? Was bleibt denn an dir? Das Ganze, das Große, das All können wir erkennen, das Einzelne müſſen wir lieben, du kannſt nur das Nächſte lieben, und das Nächſte zu dir iſt Gott, der große Gedanke des Weltgeſetzes.

*

Walpurga iſt jetzt ſo beſorgt um mich; ſie kommt oft und es iſt, wie wenn ſie etwas ſagen wollte, ſie ſieht mich ſo ſeltſam an und bleibt doch ſtill. Sie kommt immer wieder darauf zurück; wie ſchön es droben auf der Alm ſei und wie ich da ſo ruhig und glücklich ſein werde. Sie möchte, daß jetzt die Berge ſchon vom Schnee befreit wären, ſie will mich fort haben und ſagt, ich würde geſund werden.

Und ich fühle mich doch nicht krank. Sie sagt immer: Du siehst so glanzig aus.

Kann sein, daß etwas aus mir glänzt, weil ich gar so ruhig, fertig abgeschlossen von der Welt bin. Ich könnte jetzt nichts mehr von der Welt fürchten, ich könnte wieder unter den Menschen leben, ich fühle mich frei, mich verletzt nichts mehr.

*

Ich habe ein Verlangen, noch einsamer zu sein. Finde ich da droben noch tiefere, verschlossenere, lautlosere Einsamkeit? Ich meine immer, es ruft mich, ein Wort ruft mich: mutterseelenallein. O du gebenedeite deutsche Sprache.

Welch ein Segen ist es, daß ich den ganzen Reichthum meiner Muttersprache mühlos mit mir trage; und wenn es sprudelt aus allen Orten und Enden des Denkens, ich immer ein Wortgefäß habe, um es unterzustellen und die Gedanken aufzufassen. Ich meine, ich muß immer sprechen und schreiben und jubeln über diesen Besitz und könnte gar nicht enden.

Ich breche ab. Die geheimnißvollsten, traumhaften Gedanken sind wie der Vogel auf dem Zweig: er singt, sieht er aber dein Auge, das ihn beobachtet, so fliegt er davon.

*

Ich erkenne jetzt genau die Jahreszeit, ja oft auch die Stunden daran, wie die Sonnenstrahlen des Morgens zuerst in meine Stube und auf meine Werkbank fallen, besonders mein Meißel vor mir an der Wand ist mein Zeiger.

*

Jetzt rieselt's in Frühlingsschauern durch die Bäume — so ist's in mir. Mir ist, als müßte ich noch eine neue Wonne erleben. Was ist's? Ich will still warten.

*

Mir ist so wundersam, als würde ich mit dem Stuhl, auf dem ich sitze, hinweggehoben und fliege, fliege und weiß nicht wohin.

Was ist das? Ich fühl's, ich lebe in der Ewigkeit.

Und Alles strömt mir zu, das Sonnenlicht und der Sonnenglanz,

Waldesrauſchen und Waldesluft und alle Menſchen aller Zeiten, aller Formen — Alles iſt bei mir ſo ſchön, ſo durchſonnt.

Ich bin.

Ich bin in Gott.

Wenn ich nur jetzt ſterben dürfte in dieſem wonnigen Schweben, in dieſer Erlöſung und Auflöſung.

Aber ich will noch leben, bis meine Stunde kommt.

Komm, du dunkle Stunde, wann du willſt, du biſt mir licht!

In mir iſt Licht, ich fühle es. O ewiger Geiſt aller Welten, ich bin eins mit dir!

Ich bin geſtorben und ich lebe — ich werde ſterben und ich lebe.

Alles iſt verziehen und ausgelöſcht — es war Staub auf meinen Flügeln — ich ſchwirre hinauf zur Sonne, ins All, in die Unendlichkeit. Singend werde ich ſterben, ſingend und die Seele ſo voll!

Genug!

*

Ich weiß, ich werde wieder trüb ſein, ſchwer, mich mühſam fortſchleppend; aber ich ſchwebte einmal in der Unendlichkeit, ich fühlte einen Strahl aus ihr in mir — ich werde ihn nie mehr verlieren.

Jetzt möchte ich doch in ein Kloſter gehen; in einer ſtillen Clauſe, von der Welt nichts wiſſend, in mir fortleben dürfen, bis der Tod mich fordert. Aber es ſoll nicht ſein. Ich ſoll frei leben und arbeiten, leben mit meinen Nebenmenſchen und für ſie arbeiten.

Das Werk meiner Hände und meiner Einbildungskraft gehört euch; aber was ich in mir bin, iſt mein und mein allein.

*

Ich habe Abſchied genommen von Allem hier, von meiner ſtillen Stube, von meiner Sommerbank — ich weiß nicht, ob ich wiederkehre; und wenn ich wiederkehre, wer weiß, ob mir nicht Alles fremd geworden.

*

(Letztes Blatt, mit Bleistift geschrieben.)

Wenn ich gestorben bin, so bitte ich, mich so zu begraben: In ein einfaches Leintuch gehüllt in einem ungehobelten Sarg und in die Erde gesenkt unter dem Apfelbaum am Weg nach meinem Vaterhaus.

Man zeige meinem Bruder oder sonstigen Verwandten sofort meinen Tod an; sie sollen mich dort am Weg begraben lassen.

Mein Grab soll kein Stein bezeichnen, kein Name.

Achtes Buch.

Erſtes Capitel.

Gunther war entlaſſen. Satt an Erfahrung ſchied er aus dem zerſtreuenden Weltgetriebe.

Es war kein Geringes, ein ſo lange eingewurzeltes und vielverzweigtes Heimweſen zu verpflanzen; es geſchah ohne Schädigung des eigenen Beſtandes. Die beiden reinen Götter: Liebe und Wiſſenſchaft, folgten Gunther über die Berge, und nichts von Groll haftete in ſeiner Seele.

Der Ring ſchloß ſich. Wie von weiter weltumſegelnder Fahrt kehrte Gunther wieder in ſeinen Ausgangspunkt zurück; er wußte daß in ihm, in ſeiner Gattin und ſeinen Kindern ſelbſtändiges Leben genug war, um alles Veredelnde und Verſchönende aus ſich zu ſchöpfen. Wol fehlte die Atmoſphäre eines gebildeten Umkreiſes, wo man empfängt und bietet, und damit im höheren Gemeinleben athmet; aber er glaubte mit den Seinen die Probe zu beſtehen, entbehren zu können, ohne zu vermiſſen.

Sofort nach ſeiner Dienſtentlaſſung hatte er den ehrenvollſten Ruf an eine große Univerſität erhalten. Er lehnte ab. Seit Jahren hatte er ſich vorgeſetzt, dieſe und jene Lücke ſeines Wiſſens auszufüllen und im Aufriß niedergelegte wiſſenſchaftliche Arbeiten auszuführen; ſchmerzlich ſah er oft, wie er aus dem Leben ſcheiden werde, unfertig in ſich und Begonnenes unfertig hinterlaſſend. Denn das iſt das Verſplitternde des Hoflebens, daß es die ſtetig ſich fortſetzende Geſammtſtimmung und geſchloſſene Gedankenkette hundertfältig durch reißt. Jeden Morgen mit der ganzen Feldrüſtung auf Wache ziehen,

zu jeder beliebigen Stunde bereit ſein, alle Erörterung nur im geſprächſamen Abſprunge halten — ſolch ein Leben Jahrzehnte fortgeſetzt, führt zu einer Schädigung des innern Weſens trotz aller Selbſtwahrung und Selbſtführung.

Gunther hatte das Glück und die Kraft, aus ſeinem Hauſe und aus ſeiner Wiſſenſchaft kommend, immer mit neuer Friſche ausgerüſtet zu ſein; aber er ſah doch oft mit Schrecken, wie er einer Kleintheilung zu verfallen drohte und allmälig ſein eigen Selbſt ihm entwendet werden konnte; er ließ ſich ein Stück Uniformirung gern gefallen, ja er erkannte ſie als nothwendig und ſchön, weil darin ein guter Reſt jener geiſtigen und ſtaatlichen Disciplin lag, die die Menſchheit aus der Verzettelung in eitel unfügſame Perſönlichkeiten wieder zuſammen ſchließt. Aber Gunther hatte dabei die Phyſiognomie ſeines Weſens ſich ſtreng bewahren wollen, denn das betonte er oft: Wer ſich in ſeiner Weſenheit umſtimmen und verwandeln läßt, den hat die Welt beſiegt und getödtet, er lebt nicht als er ſelbſt fort.

Die ſtrenge, ja faſt ſtarre Haltung, die man ſo oft an ihm bemerkte, hatte ihren Grund darin, daß er täglich aus einer fremden Welt an den Hof kam. Er war aber mild gegen die Oberflächlichkeit und bloße Gefälligkeit in dieſer Sphäre, denn er wußte, daß da, wo nicht in der Tiefe des Naturells oder der Bildung eine Quelle immer neu ſpeiſt, eine Herrichtung für den Tag und die Stunde nothwendig eintreten muß und der ganze Inhalt des Lebens überhaupt ſich in die Tagesbegebniſſe des geſchloſſenen Kreiſes auflöst.

Gunthers ſogenannte Starrheit beſtand aber auch darin, daß er den Schwerpunkt ſeines Weſens nie aus ſich hinaus verlegte und damit, wenn die Stütze fiel oder brach, ſelbſt dem Falle nahe wäre; er ſtand immer feſt in ſich. Als nun unverſehens, wenn auch im Grund genommen nicht unerwartet, der Bruch eintrat, konnte er den Geheimrath ablegen, und der Doctor blieb. Gunther hatte jegliche Verſtimmung über den plötzlichen und jähen Sturz ſchnell verwunden. Es that ihm leid, die vielen Freunde in der Hauptſtadt und vor Allem die Königin verlaſſen zu müſſen, ihr hätte er noch viel ſein können; aber er ſagte ſich wieder, wie es wol gut und nothwendig ſei, daß die Königin in ſich ſelbſt und ohne fremde Unterſtützung erſtarke.

So war Gunther von der Hauptſtadt ausgezogen. Ein Ideal ſeines Lebens hatte ſich ihm erfüllt: er wohnte wieder in dem Städtchen, wo er geboren war.

Jetzt, da er bald in das ſiebente Jahrzehnt eintrat, betrachtete er die noch beſchiedene Lebenszeit als Feierabend, nachdem er redlich ſeine Manneslaſt getragen. Er wollte ſoweit als möglich abſchließen mit ſeiner Erkenntniß, damit der Tod ihn nicht inmitten ſo vieles nur erſt Begonnenen überraſche.

Schon vor Jahren hatte ſich Gunther in ſeinem Heimathsſtädtchen ein beſcheidenes Haus erbaut, das zur Sommerfriſche für ſeine Familie diente, ſo lange die Kinder noch im jugendlichen Wachsthum waren. Jetzt ſollte hier der letzte Ruhepunkt ſeines Lebens ſein. Frau Gunther und die Kinder hatten mit heiterm Sinn Abſchied genommen von der lang gewohnten Umgebung; ſie verließen Freunde und Freundinnen, die ihnen lieb waren, aber ihr volles Leben war im Hauſe, und dies Haus ging ſammt allem Sichtbaren und Unſichtbaren mit in das neue Daheim.

Gunther hatte nur noch eine einzige Schweſter im Gebirgsſtädtchen. Sie war eine rüſtige Wirthin. Bruder Wilhelm war immer der Abgott der Familie geweſen, und die Schweſter, ſowie die Mutter, ſo lang ſie lebte — der Vater, der Landarzt geweſen, war ſchon zur Univerſitätszeit Gunthers geſtorben — gedachten immer des Wilhelm wie eines kühnen und glücklichen Seefahrers. Nun hatte die Schweſter mit ihren erwachſenen Söhnen und Töchtern geholfen, die neue Häuslichkeit behaglich herzuſtellen, und bald war das anmuthige Haus Gunthers der Mittelpunkt des kleinen Städtchens, faſt angeſehen wie das Schloß mit der königlichen Familie in der Reſidenz.

Verehrung und Dankbarkeit ſtanden als unſichtbare Wachen vor dem Hauſe, und die Art, wie die Menſchen ihre Schuhe reinigten vor der Thür und wie ſie ſich zuſammenfaßten beim Eintritt, zeigte deutlich, daß die Schwelle dieſes Hauſes nur von der Wohlanſtändigkeit betreten werden durfte.

Die Roſenwirthin, die Schweſter Gunthers, ſtand in neuen Ehren, und als raſch nach einander zwei Söhne und eine Tochter derſelben ſich verlobten, wurde es als beſonderes und unſchätzbares

Glück hervorgehoben, daß man mit dem Geheimrath verwandt wurde. Jeder Fremde, der ins Städtchen kam, konnte bald hören, welch ein berühmter Mann hier Bürger sei, und wie prächtig es im Hause desselben bestellt sei.

In Gunthers Haus war eine friedsame Luft wie in einem Tempel der Wissenschaft und der Schönheit; es war schwer zu entscheiden, wann es hier behaglicher war, ob im Sommer oder im Winter. Im Sommer freilich mochte man es weniger bemerken, wie die Menschen in diesem Hause sich das Leben zu verschönen wissen; waren auch die Gärten an andern Häusern nicht so wohl bestellt, die Ruhesitze nicht so bequem und lauschig, die Aussichtspunkte nicht so künstlerisch gewählt; das frische Grün der Bäume und Hecken und die Fernsicht ist doch auch im Nachbargarten dieselbe. Im Winter aber, wo sich's der Mensch daheim schön macht und nichts hat, als die Welt, die er um sich gebildet und geordnet, da erst zeigt sich, was Menschen aus ihrer Umgebung schaffen können, wenn Licht und Wärme in ihnen selbst wohnt.

Wenn ein Wanderer, durchfroren, von den schneeigen Bergen herab in das kleine Bergstädtchen und plötzlich in das Haus Gunthers gekommen wäre, er hätte sich dünken mögen, auf einer Insel der Bildung angelandet zu sein.

Salve! stand über der Schwelle des Hauses, dessen Bauart eine Veredlung des landschaftlichen Styles zeigte. Das Dach bog sich weit vor, denn es ist hier sehr dafür zu sorgen, daß sich der Schnee nicht vor die Fenster lagere; aber dieses Schutzdach war mit geschmackvollen Schnitzereien bekrönt. Die Treppe war mit überwinternden Topfgewächsen bestanden, die Wände mit Gypsabgüssen aus dem Parthenon geschmückt, die Zimmer sauber geordnet, jedes Stück Hausrath sprach in seiner Anordnung aus: ich stehe am rechten Ort, und darüber hingen in guten Kupferstichen die erwähltesten Bilder, dazwischen Statuetten der großen Geister aller Zeiten und überall kleine Kunstgebilde in Gyps, Marmor und Erz, die dem berühmten Arzt von Verehrern, vornehmlich aber von Verehrerinnen zugesandt waren; im Städtchen fabelte man viel von zwei ausgestopften Bären,

die als wärmende Schemel auf dem Boden lagen und von einer ruſſiſchen Fürſtin geſchenkt worden waren.

Die Wärme war nirgends eine jähe, vielmehr überall anmuthend, darin Menſch und Pflanze gleichmäßig gediehen. Schöne große Blattpflanzen waren an Fenſtern und in Zimmerecken angebracht. Auf einem Eckconſol ſtand, von Blumen umgeben, die Marmorbüſte Gunthers, wie ſie der Lehrer Irmas vor Jahren geformt hatte.

Gunther war als berühmter Frauenarzt in vielfachem Briefwechſel mit Frauen aus den höheren Ständen. Allmälig kamen während des Sommers auch Viele und blieben, oft kürzer oft länger verweilend, in dem Städtchen. Die Frau Roſenwirthin hatte neben ihrem Wirthshaus noch zwei Häuſer eingerichtet, die ſie unter ihrer ſtrengen Oberaufſicht durch zwei ihrer Kinder verwalten ließ, und hier wohnten die Fremden zu ihrer Heilung. Gunther übergab einem jungen Arzt, der die zweite Tochter der Roſenwirthin geheirathet hatte, einen großen Theil der Praxis und behielt ſich die Oberleitung.

Das Städtchen ſegnete ſeinen berühmten und ſo vielfach wohlthätigen Bürger. In das Haus Gunthers wanderte immer das Beſte: von den Fiſchen aus dem Bach die ausgeſuchteſten, vom Wilde das beſte Stück, jedes Frühgemüſe, jede beſonders ſchöne Obſtfrucht wurde ihm ins Haus gebracht, und Frau Gunther hatte nur abzuwehren, daß das Haus nicht übervoll wurde. Selbſt die Dienſtboten des Hauſes ſtanden in Ehren. Seit man ins Städtchen gezogen, hatte man dieſelben Dienſtboten behalten, denn Alle beeiferten ſich, immer gefälliger zu werden; ja ſogar der Hund und das Maulthier Gunthers, das er ſich zu ſeinen Gebirgsfahrten angeſchafft, waren wohlgefällig betrachtete Erſcheinungen im Städtchen.

Zweites Capitel.

Es war im Vorfrühling.

Frau Gunther und ihre beiden Töchter ſaßen am Fenſter und arbeiteten, zu ihren Füßen ſpielte ein blondlockiges großaugiges

Mädchen von bald fünf Jahren, das die drei Frauen oft mit innigem Blick betrachteten. Tante Paula ſchien die Bevorzugte, denn das Kind wendete ſich mit Fragen und Wünſchen weniger an die Großmutter und Mutter, als an Paula.

Frau Gunther hatte ſich ſeit der Ueberſiedlung gar nicht verändert, ſie war noch ſo ſtattlich und fein und es war noch, wie Freunde in der Reſidenz behauptet hatten: jedes Kleid, das ſie trug, ſah aus, als ob es eben neu aus der Truhe käme.

Die Wittwe des Profeſſors war etwas ſtärker geworden. Paula war noch höher gewachſen, ganz das jugendliche Ebenbild ihrer Mutter.

„Darf ich jetzt den Großvater rufen?“ fragte die kleine Cornelia, da der runde Tiſch in der Mitte des Zimmers mit dem zweiten Frühſtück hergerichtet war.

„Noch nicht, aber bald,“ erwiderte Paula.

Gunther war in ſeinem Arbeitszimmer, das einfach eingerichtet war, mit der nicht großen aber ausgewählten Bibliothek und den ſchönen entſprechend vertheilten Bronze-Abgüſſen. Gunther ſaß an ſeinem Arbeitstiſche ſo ſorgfältig gekleidet, als müſſe er in der nächſten Minute bei Hofe erſcheinen. Er ſtand Sommers und Winters jeden Morgen unabänderlich um fünf Uhr auf und hatte bereits eine Tagesarbeit hinter ſich, wenn für Andere erſt der Tag begann. Nur in unumgänglichen Ausnahmefällen durfte man ihn des Morgens ſtören.

Er ſchrieb viel. In der Reſidenz behauptete man, er ſchreibe die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens, und er hatte ja viel zu erzählen; denn wer kannte wie er die innere Geſchichte der letzten und der jetzigen Regierung? Aber er glaubte ſich verpflichtet, ganz Anderes aufzuzeichnen. Aus der Naturforſchung, verbunden mit praktiſcher Weltkenntniß, ſuchte er die Wiſſenſchaft vom Leben aufzubauen. Oft durchdrang leiſe Röthe ſeine Wange und ſein Auge ſchaute unwillkürlich hinaus ins Weite, wenn ſich ihm ein Räthſel klärte; oft ſtand er auch auf, wie von innerſtem Kraftgefühle getrieben und die Bruſt hob ſich ihm, wenn er inne ward, wie er frei von allen Rückſichten das innerſte Getriebe der Sitten und Charaktere bloßlegte, wie ein phyſiologiſches Präparat.

Aus den Fenstern Gunthers, die aus großen undurchbrochenen Scheiben bestanden, sah man hinaus auf die weiten Berge. Weit oben war eine kleine Lichtung, mit bloßem Auge kaum sichtbar, der Wald war nur abgebrochen und man sah vom Freihof und seinem ansehnlichen Feldgebreite gar nichts, man wußte nur, dort ist er. Und hier oben saß, arbeitete und grübelte Irma nun schon im vierten Jahr und hier unten saß Gunther an seinem Eichentisch und schrieb an seinem Werke: „Zum Wissen vom Leben.“ Sein Blick ging oft nach den Bergen hinaus, er ahnte nicht, daß dort oben eine Seele am großen Räthsel des Daseins sich abhärmte, während er hier in friedsamer Stimmung das Ergebniß seines Lebens zusammenfaßte.

Wenn er die Mischung von Cultur und Natur und ihren schweren Ausgleich in den Verhältnissen des Lebens und in den Charakteren erwog, dann stellten sich ihm hundertfältig bunte Erscheinungen dar; die Lebenden und die Todten waren gleich, nur was sie von der ewigen Idee in sich hatten, galt. Oft auch tauchte wie aus dem Morgenduft der Jugend herauf und dann in ihrer letzten so tief jammervollen Erscheinung die Gestalt Eberhards, auch Irma wurde von dem Geiste der Erkenntniß beschworen und mußte, ohne genannt zu werden, Rede stehen über die Gährungen im Gemüthe der Gegenwart.

Heute hatte Gunther ihrer besonders gedacht.

Leise klopfte es jetzt an die Thüre Gunthers. Das Enkelchen trat ein und die Mienen Gunthers erheiterten sich wundersam beim Anblick des Kindes. Er hatte so viele Stunden nur im allgemeinen Denken, mit Erinnerungsbildern und Gesetzen gelebt, jetzt grüßte ihn das frische heitere Kindesleben. Er ging mit der Enkelin in die Wohnstube.

Man setzte sich zu Tische. Briefe und Zeitungen wurden erst nach dem Essen zur Hand genommen.

„Ist Adolph pünktlich abgereist?“ fragte Gunther.

Er erhielt ausführlichen Bescheid. Der Sohn Gunthers, der die chemische Fabrik in der Hauptstadt hatte, war auf mehrere Tage bei den Eltern zu Besuch gewesen; heute war er abgereist, aber Gunther

hatte ſich ſchon am Abend vorher von ihm verabſchiedet. Es war eine Eigenheit, aber eine wohlbedachte, daß er einen Abreiſenden nie in die Unruhe der letzten Stunde hineingeleitete; es kamen oft Beſuche, denn das Haus war ein gaſtliches in der beſten Bedeutung des Wortes, aber immer ſagte Gunther den Abreiſenden ſchon am Abend vorher Lebewohl; er ließ ſich ſeine Morgenſtimmung nicht entführen.

Man war heiter beim Frühſtück, und Paula ſagte: der Frühling ſei ganz ſicher da, denn der Holzſchnitzer in der Nachbarſchaft habe ſeine abgetragenen Filzſchuhe zum Fenſter hinausgeworfen, und das ſei das ſicherſte Frühlingszeichen, viel ſicherer als die Ankunft der Schwalben.

Nach dem Frühſtück nahm Gunther die Briefe vor; er erbrach keinen haſtig, betrachtete die vielen je nach der bekannten Adreſſe oder nach dem Abſendungsorte und wählte mit Ruhe aus, welcher zuerſt an die Reihe kam.

Heute öffnete er vor Allen einen Brief mit dem Siegel des Staatsminiſteriums. Er war von Bronnen, der, ſeitdem er die höchſte Staatsſtelle bekleidete, mit dem alten Freunde in ununterbrochenem Briefverkehr ſtand; auch war er ſchon zweimal zu Beſuch bei Gunther geweſen.

Gunthers Mienen wurden heiter während er las, und als er geendet und den Brief ruhig an die andere Seite gelegt, ſagte er:

„Freund Bronnen wird uns in den nächſten Tagen wieder beſuchen.“

Paula machte eine raſche Wendung, bückte ſich nieder und küßte ihre kleine Nichte. Gunther ſah das über den Brief hinweg, den er jetzt las. Nachdem er alle Einſendungen durchgeſehen, nahm er die Zeitungen vor. Er blieb ernſt; manchmal bezeichnete er Paula eine Stelle, die ſie vorleſen ſolle.

„Man wünſcht ſich ſo oft,“ ſagte er, „ich meine ich habe Viele den Wunſch ausſprechen hören: nach dem Tode wieder einmal hinabſchauen zu können auf die Welt; es iſt das aber auch nur eine Phraſe, die für tief gilt, weil ſie ſelten gehörig ausgemeſſen wird. Man hat, ſieht und verſteht doch nichts als die Welt, in der man lebt.“

Dieſer Ausſpruch kam ſeltſam heraus und Paula wollte eine Frage daran knüpfen, aber die Mutter winkte ihr, es zu unterlaſſen. Der Gedanke hatte ſich offenbar abgelöſt von einer Reihe von Folgerungen, die den einſamen Gelehrten beſchäftigt hatten.

„Du mußt mir mehrere Briefe beantworten," ſagte Gunther zu Paula, die ihm Secretärsdienſte verſah, „komm!"

Aber ſchon als Gunther im Gehen war, brachte ein Extrabote einen Brief. Er war von der Königin. Gunther erbrach ihn und las die mit blauer Tinte geſchriebenen Bogen.

**, den 5. April.

In Ihrem Briefe iſt Bergluft. Wenn nicht vielleicht ein wiſſenſchaftlicher Stolz entgegen ſtände, ſo möchte ich bitten daß Sie Ihre geſammelten Weltbetrachtungen in Briefform geben möchten. Was ſich nicht in Briefform dargeben läßt, iſt noch nicht portativ. Im Epiſtolaren iſt perſönliche Gegenwart des Schreibenden. Und glauben Sie mir, ich habe ein Recht, das zu ſagen, Sie können ſelbſt nicht ermeſſen, wie Sie Ihre Ideen benachtheiligen, wenn Sie ſie derart ablöſen, daß ſolches auch ein Anderer geſagt haben könnte. Der Brief hat noch Stimme. Eben im Schreiben werde ich inne, daß ja auch Ihr Freund Horaz Briefe in Verſen geſchrieben und die Apoſtel bedienten ſich auch der Briefform.

Es machte mir einen unheimlichen Eindruck, da Sie ſagen, die tauſenderlei Geſtalten des Lebens, die einſt vor Ihr Auge getreten, drängen ſich um Ihr Fahrzeug wie um Charons Nachen. Ich kann mir nicht denken, daß Sie uns nur ins allgemeine Schattenreich führen; Ihre Aufgabe iſt ja das Wiſſen vom Leben. Ich habe Sie gewiß mißverſtanden. Ich denke mir, daß Sie ganze Gruppen, ganze Epochen als Perſönlichkeiten faſſen und mit Ihrer, ich möchte ſagen, hörenden Hand den Rhythmus ihres pulſirenden Daſeins erlauſchen.

Das iſt ſchön, daß Sie auch mein beſcheidenes Thun in den großen Gang der Menſchheitsentwicklung einreihen können. Ich ſehe recht wohl, daß dieſe Fürſorge für Wohlthätigkeitsanſtalten nur ein Epiſodiſches, nichts Ganzes iſt, aber ich vollführe ſie mit ganzer Seele. Das verdanke ich Ihnen. Wir können wiſſen, wie klein und halb unſer Thun; wir müſſen das Große und Ganze wollen und es im

Kleinen und Einzelnen mit treuer Hingebung pflegen. Und ich finde in dem Wirken für Andere das besonders Befreiende, daß es uns aus der Selbst-Cultivirung herausführt. In der Selbst-Cultivirung und Bespiegelung halten wir uns bald zu hoch, bald zu nieder, sind übermäßig zufrieden oder ebenso unzufrieden. Nur das was wir leisten können, giebt uns ein Maß unseres Werthes. Ich frage mich oft, ob ich zu alledem im vollen Besitz des Glückes gekommen wäre. Mein Sinn strebte eigentlich nach einer andern Seite. Ich hatte Lust, vielleicht auch Begabung, das Schöne zu pflegen, das Leben mit Festen zu kränzen. Nun hat mich das Geschick anders gewendet und es ist gut. Wir sollen nicht das Leben zum Fest machen, so lang noch so viel Noth zu lindern ist. Ich war so glücklich, die eine Krone zu tragen — ich muß auch die andere willig auf mich nehmen.

Ihre Bemerkung, daß die Verzeichnisse der Mitglieder wohlthätiger Anstalten die eigentlichen und einzigen Kirchenregister der neuen Zeit seien, hat mich anfangs sehr erfreut, dann aber mußte ich wieder finden, daß ihr Männer des freien Gedankens doch auch terroristisch seid. Die Kirche hat auch ihr Recht, wenn sie nur nicht allein Recht haben, sondern vielmehr bescheiden als Gleiche unter Gleichen mit anderen Wohlthätigkeits- und Lehranstalten stehen will.

Ich bin durch mein Protectorat über die verschiedenen Wohlthätigkeits-Institute nun auch mit Bürgerfrauen in persönliche Beziehung getreten und finde ungemein viel gediegene Bildung und gute Haltung. Es hat, wie Sie sich denken können, viel Mühe gekostet, mehr als blos zum Schein einige bürgerliche Namen anzuhängen. Minister Bronnen hat auch mir hierin wirksamen Beistand geleistet. Ich habe auch eine liebenswürdige ebenso bescheidene als resolute Jüdin in meinem Comité der Blindenanstalt. Es ist Frau *. Ich glaube, Sie haben mir einmal von ihr erzählt.

Bei der letzten Prüfung der Blinden empörte mich der Geistliche, da er in seiner Rede den Blinden ihr Schicksal als weise Vorsehung pries. Ich konnte nur durch Nichtbeachtung seiner Anwesenheit ihm mein Mißfallen über diese salbungsvolle Barbarei kundgeben.

Ich lese jetzt viel Religionsgeschichte. Wenn ich die Zeiten übersehe, ist mir's, wie wenn ich an dem Wasserfall säße, den wir so oft

mit einander betrachtet. Da ſtürzt die ewige Fluth herab, es kommt immer neues Waſſer und das neue bildet ſtets dieſelben Rinnſen, Wallungen, Quellungen, der Untergrund bleibt ſtets derſelbe, die Felſentrümmer behalten die Lage, die am erſten Tag der Erdbildung geworden, und mit der Zeit wachſen Gräſer und Blumen auf den Felſentrümmern, Jahrtauſende höhlen da und dort eine veränderte Richtung aus, oder ein großes Naturereigniß bricht neue Bahnen. Das iſt der Gang der Weltgeſchichte. Wir ſind Tropfen, die hinabfließen, ſchäumen und brauſen.

Ich ſehe, daß ich noch Einiges in Ihrem Brief zu beantworten habe. Sie wünſchen Mittheilung meiner Wahrnehmungen an den Wohlthätigkeitsanſtalten. Hier aber tritt Vortheil und Nachtheil meiner Stellung als Königin ein. Ich bin nie ſicher, ob mein Beſuch da und dort nicht doch voraus angeſagt iſt und ich treffe Vorbereitetes. Das Glück meiner Stellung iſt aber, daß ich ſchon durch meine Anweſenheit, durch eine Anrede, die Unglücklichen und Armen beglücken kann. Ja, es iſt die nächſte Pflicht der ſo hoch Bevorzugten, ſich den Verlaſſenen zuzuneigen. Ein Gedanke beunruhigt mich aber noch immer: Dieſe Gemeinſamkeit der Erziehung und Verſorgung iſt gut und nöthig und vielleicht auch zweckmäßig, aber ſie entzieht den armen Kindern das Beſte, was eine junge Seele in ſich nährt: das Alleinſein.

Sie finden, daß ich heiteren Sinnes geworden und wünſchen, daß dieß nicht nur momentane Stimmung. Ich glaube auch, daß die Tonart meines inneren Lebens aus Moll in Dur übergegangen iſt. Aber die große Diſſonanz meines Lebens iſt noch dieſelbe. Glauben Sie ja nicht, daß ich gewaltſam daran halte. Ich darf ſagen, tief in meiner Natur liegt jenes große Wort: Aergert dich dein Auge, ſo reiße es aus. Ich verſtehe das ſo: Findeſt du in deinen Neigungen und Beſtrebungen etwas, was dir und der Welt zum Aergerniß werden könnte, ſo ſei unbarmherzig gegen dich und halte es nicht für einen nothwendigen Beſtandtheil deines Weſens, reiße es aus.

Aber, mein Freund, ich kann das Aergerniß nicht finden. Ich muß den großen Schmerz meines Lebens tragen. Wie oft ſehne ich mich nach Befreiung; auch Er leidet und doppelt, als Schuldiger, da

überfällt mich ſtets und jetzt eben, indem ich ſchreibe, ein Schauer — es ſteht ein Todesſchatten zwiſchen uns. Was wird ihn bannen können?

Den 6. April.

Für das Beſte habe ich Ihnen noch gar nicht gedankt. Daß auch Sie Ihre volle Freude über die conſequente freie Geſtaltung des Staats ausſprechen, iſt mir eine Labung ohne Gleichen. Ich leſe jetzt viel Gutes über die neue Regierung, aber ich las und hörte eben ſo viel Gutes über die alte, und man will ja behaupten, es ſei kein Bruch geſchehen mit der alten, es ſei nur eine andere Tonart, aber dieſelbe Melodie.

Warum nur die Menſchen ſo ſtolz ſind, ſich immer als die Unveränderten behaupten zu wollen?

Doch immerhin! wenn nur das Gute und Rechte geſchieht.

Die Auflöſung der Garde wird in unſrer nächſten Umgebung als eine wahre Revolution angeſehen. Es wird mir erſt jetzt klar, welch eine privilegirte Kaſte es gab, und das hielt ſich ſo ſelbſtverſtändlich und wir wußten kaum davon.

Haben Sie noch in Erinnerung, wie ich Sie damals fragte, ob es in Wirklichkeit glückliche Menſchen auf der Welt gäbe? Ihr Leben iſt mir nur eine Antwort und Ihr beſtes Glück beſteht darin daß Sie nichts Unwahres zu vollführen haben, nichts, was Ihrer Einſicht und Ueberzeugung ungemäß iſt.

Ich ſehe nun auch meinen Irrthum, daß ich Ihre Denkweiſe für die Philoſophie der Einſamkeit hielt. Sie halten den Einklang des Lebens feſt. Aber ich habe noch immer eine Furcht vor der Verflüchtigung der Wirklichkeit, wo die lebendigen Formen des bunten Menſchenſchwarmes verſchwinden und nur die Eſſenz ausgehoben wird, oder wenn ich recht verſtehe, in die Subſtanz aufgelöſt wird und aller Antheil am vollen Leben mit ſeinen Miſchungen in der Perſönlichkeit aufhört.

Ich kann nicht anders, ich muß ſelbſt in den Inſtituten Einzelne mir nahe bringen. Ich kann das Ganze fördern, aber ich kann nur das Einzelne lieben.

Eine große Beruhigung gewährt es mir, wie Sie mir zeigen, daß es nie eine Periode der Geſchichte gab, die ganz mit ſich

zufrieden war. Wir träumen uns ſo gern ein goldenes Zeitalter, aber das goldene Zeitalter iſt heute oder nie.

Nun aber genug ins Weite. Ich erfülle gern Ihren Wunſch und erzähle Ihnen von Woldemar. Ich muß mich nur hüten, Ihnen nicht tauſend kleine Züge von ihm zu erzählen. Ich gebe mir Ihrer Mahnung gemäß alle Mühe auf ſeine Fragen einzugehen, ſtatt ihn Unverlangtes zu lehren. Er hat viel Entſchiedenes in ſeiner Natur, in Zuneigungen und Abneigungen. Ich glaube, das iſt gut und laſſe ihn gern gewähren. Er hat vorherrſchend das Naturell des Königs. Dabei iſt der Sinn für Muſik beſonders wach in ihm. Ich glaube es hat ihm wohlgethan, daß im buchſtäblichen Sinne des Wortes ihm an der Wiege geſungen wurde, freilich von den Lippen jener Bildungsheuchlerin und jener Naturheuchlerin. Ach, lieber Freund, dieſe ſchwere Erinnerung wirft noch immer einen ſchweren Schatten in alles Denken und Schauen.

Den 7. April.

Nun hat das mühſelige Schreiben ein Ende. Wir kommen zu Ihnen, lieber Freund, Woldemar und ich, ich und Woldemar.

Ich habe es eben Woldemar erzählt, der ſogleich in entſchiedenem Tone hinzufügte:

„Aber Schnipp und Schnapp (das ſind ſeine beiden Pferdchen) gehen auch mit.“

Nun alſo kurz: der König hat meine Bitte gewährt, ich kann im Hochſommer zur Stärkung meiner Geſundheit auf vier Wochen mit Woldemar zu Ihnen kommen. Es iſt bereits Befehl gegeben — Miniſter Bronnen ſoll das ſchon im Stillen angeordnet haben, — daß die Meierei in Ihrer Nähe, ſie ſoll ſehr ſchön liegen, für ein kleines Gefolge eingerichtet wird.

An Goethes Geburtstag gehen wir diesmal mit einander ſpazieren.

Jetzt aber iſt der Brief groß genug, ich nehme keinen neuen Bogen mehr. Wenn Sie, wie ich annehmen möchte, eine Macht über ihre Heimathberge haben, ſo laſſen Sie ſie recht heiter und wolkenlos ſein, wenn bei Ihnen und den Ihren ſein wird

Ihre Freundin

Mathilde.

Nachſchrift. Bronnen war bei Ihnen. Er hat mir viel erzählt und als ich nach Ihrer jüngſten Tochter fragte, glaubte ich eine beſondere Bewegung in ſeinen Mienen zu bemerken. Irrte ich mich? Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Kindern. Ich hoffe, daß die Königin ſie nicht geniren wird.

Drittes Capitel.

Es ſcheint auch im ruhigſten Leben, als ob es Tage gäbe, an denen ſich die ganze Welt wie verabredet hätte, daß ein ſtörender Beſuch nach dem andern die Thüre in die Hand nimmt.

Gunther hatte kaum Zeit, ſich in ſeinem Zimmer auf den Brief der Königin zu faſſen. Es iſt offenbar, daß der König hier etwas anlegt, um durch den verabſchiedeten Freund einen Ausgleich zwiſchen ihm und ſeiner Gattin zu bewerkſtelligen. Gunther war bereit, mitzuwirken, aber in keiner Weiſe dadurch ſein Leben wieder ändern zu laſſen. Die Andeutung der Königin in Bezug auf Bronnen ſtimmte mit ſeinen eigenen Beobachtungen zuſammen, und jetzt eben hörte er — zum Erſtenmal in dieſem Jahr bei offenem Fenſter — Paula laut und hell ſingen, und in ihrem Ton lag ein Ausdruck von bräutlicher Stimmung. Er wußte, daß Paula des beſten Lebens würdig war, er konnte dem ſo hoch geſtiegenen Freunde und dem eigenen Kinde nichts Beſſeres wünſchen als ihre Vereinigung; aber auch wenn dieſe einträte, ſtand der Entſchluß bei ihm feſt, den Heimathsort nicht mehr zu verlaſſen.

Gunther ſaß, ſtill vor ſich hinſinnend.

Da meldete der Diener die Freihofbäuerin.

„Nein, die Walpurga!“ rief es draußen und noch ehe der Diener die Rückmeldung brachte, drang Walpurga in das Zimmer.

„Ach, Herr Leibarzt, Sie ſind unſer Nachbar? Ich hab' erſt vor einer Minute erfahren, daß Sie hier wohnen und es iſt doch kaum vier Stunden von unſerem Hof. Ja, ſo iſt's hier herum, da lebt man in den Einöden, von einander wie abgeſtorben.“

Sie ſtreckte Gunther die Hand entgegen, aber Gunther raffte mehrere Papiere zuſammen und fragte:

„Lebt Deine Mutter noch?“

„Leider Gottes, nein. Ach, wenn die es noch erlebt hätte, den Herrn Leibarzt wiederzuſehen, und wer weiß, ob ſie nicht noch am Leben wäre, wenn man in ihrer Krankheit Sie hätte rufen können.“

Walpurga weinte in der Erinnerung an ihre Mutter. Gunther ſetzte ſich und fragte:

„Was iſt Dein Begehr?“

„Wie? Was?“ fragte Walpurga, ſich ſchnell die Thränen trocknend. „Und wie mir's geht, fragen Sie gar nicht?“

„Du biſt im Wohlſtand und haſt Dich wenig verändert.“

„Erlauben Sie, daß ich mich ſetze,“ ſagte Walpurga mit beklommener Stimme.

Dieſer abweiſende Empfang des ſonſt ſo wohlwollenden Mannes traf ſie ſo ſchwer, daß ſie kaum aufrecht ſtehen konnte. Sie ſchaute ſich wie verwirrt in der Stube um. Endlich ſagte ſie:

„Und weiter hätten Sie mich gar nichts zu fragen? Nicht einmal, wo ich daheim bin jetzt? Und wie es meinem Mann und meinen Kindern geht?“

„Walpurga,“ ſagte der Arzt aufſtehend, „laß jetzt Dein altes Comödienſpiel.“

„Was — Comödienſpiel?“ Ich weiß nicht was das iſt? Was hab' denn ich mit Comödienſpiel zu thun?“

„Das gehört jetzt nicht hieher. Haſt Du mich etwas zu fragen oder mir ſonſt etwas mitzutheilen?“

„Freilich, deßwegen bin ich ja gekommen.“

„So ſprich.“

„Ja, mir hat ſich aber Alles im Kopf verwirrt, weil Sie ſo ſind. Mein Hanſei weiß nichts davon, daß ich zu Ihnen bin, und es ſoll auch ſonſt Niemand in der Welt etwas davon wiſſen, als Sie, Sie allein. Ich kann ein Geheimniß bewahren, ich hab's bewahrt, mir kann man vertrauen, ich bin verſchwiegen.“

„Das weiß ich!“ ſagte der Arzt mit ſcharfem Tone.

„Das wiſſen Sie? Woher? Das können Sie nicht wiſſen. Und

ich ſag's Ihnen auch jetzt noch nicht ganz. Ich hätt's Ihnen vielleicht geſagt, aber nach ſo einem Empfang kann ich nicht."

„Thu' ganz, wie Du es für gut hältſt. Sprich oder ſchweige, aber mach's kurz, ich habe nur wenig Zeit."

„Da will ich lieber ein andermal kommen."

„Ich kann Dich zu Plaudereien nicht annehmen. Sprich jetzt, was Du haſt."

„Gut. Alſo, Herr Leibarzt... o lieber Gott, daß Sie mir nicht einmal eine Hand geben, ich komme nicht darüber hinaus, aber ich ſehe ſchon, ſo iſt's bei den vornehmen Herrſchaften; meinetwegen — ich weiß gottlob, wo ich daheim bin."

„Laß Deine Redensarten," unterbrach Gunther noch ſchärfer. „Was haſt Du mir mitzutheilen? Soll ich Dir in etwas helfen?"

„Mir? Mir fehlt gottlob nichts. Ich hab' nur ſagen wollen, draußen auf der Meierei, da wohnt der Unterförſter Steingaßinger, und ſeine Frau iſt die Staſi, mein Geſpiel, und die hat mir berichtet, ſchon anfangs Winter, daß der König den Sommer hieher kommen will, und da hab' ich nur ſagen wollen, daß der König ganz frei auf den Freihof kommen kann, wenn er mich beſuchen will. Ich hätte noch etwas zu ſagen, aber ich ſehe ſchon, es iſt beſſer, ich ſage nichts, ich möchte nicht einen Eid brechen."

Gunther nickte.

„Wenn der König Dich beſuchen will, werde ich ihm Deine Mittheilung machen."

„Und kommt denn unſere gute liebe Königin nicht auch mit? Es hat mich oft in der Nacht aus dem Schlaf geweckt aus Aerger und Verdruß, daß ſie ſich ſo gar nicht um mich kümmert, und ſie hat mir's doch ſo heilig verſprochen. Ich verſtehe nicht, wie es möglich iſt, daß ſie ſo gar nicht mehr an mich denkt. Aber es iſt ſchon gut ſo. Und wie geht's denn meinem Prinzen? Und iſt's denn wahr, daß Sie in Ungnade ſind und verbannt vom Schloß und darum hier in dem kleinen Neſt wohnen?"

Der Leibarzt gab ausweichende Antwort und ſagte, daß er Anderes zu thun habe.

Walpurga ſtand auf, aber ſie konnte nicht vom Fleck, ſie begriff

nicht, was das ist, und nur weil sie sich's vorher ausgedacht hatte, sagte sie noch, der Leibarzt sollte sie bei Gelegenheit auch einmal besuchen, und ob sie wol die gute Frau Gunther auch noch auf eine Minute sprechen könne. Sie hatte die Hoffnung, bei ihr wenigstens freundliche Aufnahme und eine Erklärung für das abwehrende Benehmen des Leibarztes zu finden.

„Geh' zu ihr," erwiderte Gunther: er wendete sich ab, nahm ein Buch, und Walpurga verließ das Zimmer.

Auf dem Hausflur stand sie und mußte sich besinnen, ob sie nicht träume. Sie, die ehemalige Amme des Kronprinzen, wurde jetzt so angesehen, als ob man sie nie gekannt habe, und sie, die Freihofbäuerin — ihr Stolz empörte sich, da sie an ihr großes Heimwesen dachte — sie wird jetzt hinausgeschickt wie ein Bettelweib.

Sie wollte Frau Gunther nicht mehr sprechen und ein tiefer Gram machte ihre Lippen beben, indem sie denken mußte, wie gar so schlecht die vornehmen Menschen seien. Und da rühmt man dieses Haus, und sie selbst hatte es einst gerühmt, als ob lauter heilige Menschen darin wohnten.

Sie verließ das Haus, aber im Garten traf sie auf Frau Gunther, die zurückprallte, als sie Walpurga erkannte.

„Sie kennen mich nicht mehr?" sagte Walpurga, ihr die Hand entgegenstreckend.

„Wol erkenne ich Euch noch," sagte Frau Gunther, die dargebotene Hand nicht erfassend. „Wo kommt Ihr her?"

„Von meinem Hof. Ich bin jetzt die Freihofbäuerin und, Frau Geheimräthin, wenn Sie zu mir gekommen wären, ließe ich Sie nicht so draußen stehen. Ich thät' Ihnen sagen: Kommen Sie herein in meine Stube."

„Aber ich sage es nicht," erwiderte Frau Gunther. „Ich lege den Menschen, die nicht den geraden Weg gehen, nichts in den Weg, aber ich ziehe sie nicht in mein Haus."

„Wann bin ich denn nicht den geraden Weg gegangen? Was hab' ich denn gethan?"

„Ich bin Euer Richter nicht."

„Es kann Jedes mein Richter ſein. Was hab' ich denn gethan? Sie müſſen mir's ſagen."

„Ich muß nicht, aber ich will. Ihr werdet es vor Euch ſelbſt zu verantworten haben, wie das viele Geld erworben iſt, von dem Ihr den großen Hof gekauft habt. Adieu!"

Sie ging nach dem Hauſe.

Walpurga ſtand allein. Die Häuſer, die Berge und Wälder und Felder ſchwammen vor ihr, und in ihrem Auge ſtanden ſchwere Thränen.

Gunther hatte von ſeinem Fenſter aus Walpurga bei ſeiner Frau im Garten geſehen und an den zurückweiſenden Bewegungen wol gemerkt, daß ſeine Frau der Bäuerin die Wahrheit geſagt haben mußte. Jetzt ſah er Walpurga des Weges dahin wandeln, oft ſtille ſtehen und mit der Schürze die Thränen trocknen. Wenigſtens ehrliche Reue hat dieſes Weib aus dem Volk doch noch, dachte er für ſich, und immer wieder zeigt ſich die Verkettung des Uebels, daß die Verdorbenheit auch Andere verderben muß.

Nur ſchwer hatte ſich Gunther überzeugen laſſen, daß Walpurga für ſchlimme Dienſte eine große Summe Geldes bekommen, aber es war gerichtlich feſtgeſtellt, daß ſie in neugeprägtem Golde — wie nur die Fürſtlichkeiten ſolches verausgaben — das Gut baar bezahlt habe. Und eben weil Gunther an die einfache Treuherzigkeit Walpurgas geglaubt und ſein Wort dafür eingeſetzt hatte, war er um ſo empörter gegen ſie.

Er war entſchloſſen, eine nächſte Gelegenheit zu ergreifen, Alles ins Klare zu ſetzen.

Viertes Capitel.

So fröhlich und ſtolz Walpurga am Morgen vom Freihof ausgefahren war, ſo traurig und demüthig kehrte ſie am Abend wieder heim.

Sie konnte ſtolz ſein, denn ſtattlicher kommt keine Großbäuerin daher. Franz, der ehemalige Cüraſſier, hatte das Schimmelfüllen gut einexerciert; es war an das Bernerwägelein geſpannt, und das ſchöne Pferd ſchaute ſich wie zufrieden um, als ſonntäglich gekleidet

die Bäuerin mit ihrem Töchterchen Burgei kam und Hanſei der Mutter auf den Sitz half und ihr dann das Kind nachreichte.

„Kommet geſund wieder heim,“ ſagte er, „und Du, Franz, nimm Dich mit dem Gaul gut in Acht!“

„Hat keine Gefahr!“ hatte Franz geantwortet, und der Schimmel ging ſo leicht, er tänzelte nur ſo daher in ſeinem Geſchirr, ſolch eine Fracht ſchien ihm Kinderſpiel zu ſein.

Hanſei ſah Frau und Kind eine Weile nach, dann wendete er ſich und ging an ſeine Arbeit; er nickte nur Irma zu, die aus ihrem Fenſter ſchaute und Walpurga noch Lebewohl nachwinkte.

Walpurga fuhr dahin und hielt die Hand aufs Herz, als müſſe ſie das überquellende Glück zurückhalten.

Was giebt es aber auch Beſſeres auf der Welt, als ein ſo wohlbeſtelltes Heimweſen zurücklaſſen, und dabei können die Leute ſehen, wie man daherkommt. Walpurga war aber auf noch etwas ſtolz, was die Leute nicht ſehen können.

Sie hat mit großer Umſicht eine ſchwierige Sache zum Ausgleich gebracht: Morgen früh geht Irma auf die Alm und alle Gefahr iſt abgewendet. Es iſt keine Kleinigkeit, ſolch' ein Geheimniß einen ganzen Winter lang ſtill zu tragen, denn Irma hatte recht geſehen. Walpurga hielt ſie bei dem Gedanken feſt, daß ſie einen ganzen Sommer lang in noch tiefere Einſamkeit ziehe. Sie hatte vom Geſpiel erfahren, deren Mann es vom Oberförſter gehört hatte, daß der König nächſten Sommer in das Städtchen drüben kommen werde. Sie bangte um Irma. Und jetzt iſt die Sache noch entſchiedener. Der Mann des Geſpiels war auf die Meierei verſetzt worden, er hatte die Durchſchläge zu ordnen und die Herrichtung der Wege zu beaufſichtigen, die zur Ankunft des Königs bereitet wurden.

Nun war noch mancherlei Geſchirr und Bequemlichkeiten zu kaufen, um ſie der Gundel und Irma mit auf die Alm zu geben, und Hanſei willigte ein, daß ſeine Frau ſtatt im benachbarten Städtchen, im entfernteren die Sachen kaufe und dabei zugleich das Verſprechen löſe, das Geſpiel in ſeiner neuen Behauſung aufzuſuchen; zuletzt geſtattete er ſogar, daß ſie die kleine Burgei mitnehme, und ſo fuhr nun Walpurga mit vollgeſättigtem Herzen dahin und grüßte im

nächſten Dorfe die Begegnenden und lächelte Allen freundlich zu, die ſie auf dem Weg erſchaute.

„Ich möchte nur," ſagte Franz unterwegs, „daß wir ſo miteinander jetzt daheim am See um's Dorf fahren könnten; Alle, wie wir da ſind, ſind wir von daheim, ich, die Bäuerin, die Burgei und der Schimmel."

Franz hatte ſich heute beſonders herausgeputzt, und ſein ganzes Geſicht glänzte, denn auch er hegte einen ſtillen Gedanken: er wollte im Städtchen einen ſilbernen Ring kaufen, um ihn ſeiner Gundel an den Finger zu ſtecken, bevor ſie auf die Alm zieht.

„Hab' nur auf den Schimmel Acht," entgegnete Walpurga, „er iſt doch noch gar ſo jung. Und was iſt das für ein ſchöner Tag! Hier unten blühen aber die Kirſchen noch nicht, und das Bäumchen, das wir von daheim geſetzt haben, blüht heuer zum Erſtenmal. Haſt's nicht auch geſehen?"

„Nein."

Man fuhr ruhig weiter.

Als man gegen das Städtchen kam, wo das Geſpiel wohnte, ſagte Franz, der viel mit Fuhren im Lande herumkam:

„Bäuerin, der ſchöne Bach da, der kommt von droben her bei unſerer neuen Alm; kaum einen Büchſenſchuß davon kommt er aus dem Geſtein."

Walpurga lächelte; auf ihrem eigenen Grund und Boden entſpringt ein Bach, der weit durch's Land zieht. Ja, man ſollt's nicht glauben, was man Alles in der Welt noch werden und bekommen kann.

Die Freude des Geſpiels bei der Ankunft Walpurgas war groß, und eine beſſere Lobpreiſerin hätte ſich Walpurga nicht wünſchen können. Sie behauptete, daß der König kein ſchöneres Pferd; keinen manierlicheren Knecht, kein lieblicheres Kind und keine beſſere Frau habe als Hanſei, und überall, wo ſie die Bäuerin umherführte, ſtanden die Arbeiter, die die Wege herrichteten und Brücken bauten, eine Weile ſtill und ſchauten auf die ſtattliche Bäuerin und auf das Kind, das gerade wie die Mutter ausſah und auch gerade ſo gekleidet war wie ſie.

Das Geſpiel richtete ein vortreffliches Eſſen, und Walpurga hatte Butter, Eier und Schmalz für lange Zeit mitgebracht. Walpurga war geehrt in der Amtswohnung des neuen Inſpectors, als wäre ſie die Königin.

Endlich ging's ans Einkaufen im Städtchen, und Walpurga zeigte ſich ebenſo verſtändig als ihrer Stellung bewußt. Sie kaufte von allem Angebotenen immer das Beſte und marktete nicht viel.

Als man in die Meierei zurückkehrte, war Walpurga eben daran, dem Geſpiel etwas von ihrem Geheimniß mitzutheilen, um vor dem König deſto ſicherer zu ſein; da hörte ſie, welch ein Mann jetzt ſchon im vierten Jahr hier im Städtchen wohne.

„O lieber Gott, das iſt ja mein beſter Freund," rief ſie. Schnell übergab ſie das Kind der Freundin und eilte zu Gunther. Sie glaubte, das Herz müſſe ihr zerſpringen vor Freude, und ſie mußte vor dem Hauſe eine Weile niederſitzen, um zu Athem zu kommen.

Als ſie aber wieder den Weg nach der Meierei zurückging, ſah ſie immer auf den Boden, ſie konnte das Auge nicht aufſchlagen, und das Entſetzlichſte war, daß ſie beim Geſpiel ausgerufen hatte: „Das iſt mein beſter Freund!"

Jetzt ſollte ſie erzählen. Sie brachte nichts hervor, als:

„Laß mich nur ſchweigen, was die Vornehmen für Menſchen ſind. Wenn ich zu reden anfange, werd' ich vor morgen nicht fertig, und wir müſſen fort, ſonſt kommen wir in die Nacht hinein."

Je mehr nun das Geſpiel und ihr Mann den Leibarzt und deſſen Frau und Töchter lobten, deſto ſtiller und trauriger wurde Walpurga. Sie darf nicht ſagen, was man ihr gethan hat. Das hat man davon, wenn man ſich auf die Ehre verläßt, die Einem Andere geben ſollen. Noch als ſie weggefahren war, redeten das Geſpiel und der Inſpector miteinander, wie wunderlich und veränderlich Walpurga ſei; Walpurga aber war froh, daß ſie Niemandem mehr ins Auge zu ſehen hatte. Alſo ſo iſt's? Jetzt ſteigt etwas auf, an das man gar nicht mehr gedacht hat. „O liebe Mutter," ſagte ſie einmal laut vor ſich hin, „Du haſt Recht gehabt, Alles auf der Welt muß bezahlt werden. Jetzt muß das Gold von damals auch bezahlt werden, aber wie?"

Sie ſetzte ihr Kind, das neben ihr ſaß, auf den Schooß, als wäre

es das Einzige, was ihr geblieben; sie herzte und küßte das Kind und es schlief an ihrem Herzen ein. Auch sie wurde ruhiger, obgleich sie lebhaft spürte, was ihr angethan worden und wer weiß, was sie noch erleben muß? Damals, als sie daheim die Häßigkeit der Dorfleute erfahren, konnte sie sich dessen getrösten, daß das einfältige, uneinsichtige Menschen seien. Aber jetzt? Was kann sie jetzt sich zum Troste sagen? Und soll's jetzt wieder kommen, daß sie so lang ganz verstört sein soll? Und sie hat Niemand, dem sie davon Kunde geben darf. — Die Mutter ist nicht mehr da, und Hansei darf nichts wissen, und die Irmgard erst gar nicht.

Es dämmerte bereits, als sie endlich ihr Heim ansichtig wurde. Sie faßte sich:

„Es ist besser, ich lasse jetzt, bis ich sterbe oder meinetwegen bis sie stirbt, den Verdacht auf mir ruhen; dann kommt Niemand zu uns und ich brauche nicht in Angst zu sein um meine gute Irma, die viel schwerer zu tragen hat, und gottlob, daß ich nichts von dem Geheimniß verrathen habe, und doppelt gut ist's, daß sie jetzt in die Einöde dahinauf kommt, wo Niemand sie findet."

Mit festem Muth kehrte sie in ihr Haus zurück und erzählte Hansei nur von ihrem Besuch bei ihrem Gespiel.

„Ich habe bisher Alles allein getragen, ich will's weiter tragen," sagte sie sich.

Mit großer Selbstbeherrschung zeigte sie eine heitere Miene vor Hansei und Irma, und tummelte sich mit ihrem Knaben, dem sie ein hölzernes Pferdchen mitgebracht hatte.

Fünftes Capitel.

Es war ein unruhevoller Rüstabend, Hansei hatte viel zu thun, aber immer wieder machte er sich bei den Kuhschellen zu schaffen, er hörte den Ton gar zu gern, denn er hatte ein gut abgestimmtes Glockenspiel gekauft, und Irma hatte es am Tage heut', da er es ihr zeigte und erklingen ließ, gar sehr gelobt.

Man ging früh zu Bette, denn am andern Morgen mußte man lang vor Tag aufstehen.

Hansei war eingeschlafen. Da erwachte er und hörte Walpurga weinen und schluchzen.

„Um Gotteswillen, was ist?"

„Ach, wenn meine Mutter nur noch am Leben wäre!" klagte Walpurga. „Wenn ich nur meine Mutter noch hätte!"

„Thue das nicht. Weine jetzt nicht mehr. Das ist eine Sünde."

„So? Um die Mutter trauern ist eine Sünde?"

„Es kommt d'rauf an, wie man trauert. Ich hab' oft gehört, so lange der Boden auf dem Grab noch offen ist, darf man weinen um ein Gestorbenes, da schadet's dem Todten nicht und den Lebenden auch nicht; wenn aber Gras über das Grab gewachsen ist, darf man nicht mehr mit Weinen an ein Verstorbenes denken. Man sagt im Sprichwort: man macht ihm die Kleider in der Ewigkeit damit naß. Versündige Dich nicht, Walpurga, Deine Mutter hat ihre Jahre ausgelebt, und so ist es einmal in der Welt, die Eltern müssen vor den Kindern sterben, und ich wünsch', daß unsere Kinder uns auch nicht vergessen, aber wenn die Zeit um ist, nicht mehr mit Weinen an uns denken. Jetzt aber — warum läßt Du mich so viel reden? Hab' ich recht oder nicht? Warum bist Du so still?"

„Ja ja, sollst recht haben. Aber ich bitt' Dich, frag' mich jetzt nichts mehr; ich habe eben vielerlei Gedanken. Gut Nacht!"

„Gut Nacht, und sag' auch Deinen unnöthigen Gedanken gut Nacht."

Ein flüchtiges Lächeln zog über das Angesicht Walpurgas, da Hansei sie so gut anrief, dann aber überfiel sie wieder Wehmuth, Verzweiflung und Verlassenheit. Sie hatte nach ihrer Mutter geweint, die das Geheimniß Irmas mit ihr getragen hatte und mit der sie davon reden konnte. Jetzt wälzte sich eine neue Last auf ihre Seele und drohte sie zu erdrücken und Niemand auf der Welt kann ihr helfen.

Jener Abend da sie im Schloßhof gestanden, als wäre sie in den Zauberberg geholt, stand plötzlich vor ihrer Seele und die steinernen Männer im Halblicht starrten sie an. Sie hatte einen goldenen Schatz

von dort mitgenommen, aber was haftete daran? Die erfahrene Unbill nagte am Herzen. „So ſind die Vornehmen," knirſchte ſie, „ſie verdammen ungehört. Ich könnte mich rechtfertigen, aber ich will nicht."

„Iſt Dir's vielleicht nicht recht, daß unſere Irmgard auf die Alm zieht?" fragte Hanſei nach geraumer Weile.

„Ich hab' gemeint, Du ſchlafſt ſchon lang," erwiderte Walpurga. „Nochmals ſchlaf wohl."

Sie dachte, wie es ſein wird, wenn Hanſei erfährt, was man ihr nachſagt. Wie wird er's ertragen? Und iſt es nicht wie ein Wunder, daß man bisher nichts davon erfahren hat?

Alle Ehre vor den Menſchen verwandelte ſich ihr plötzlich in Schande. Ihre beſondere Gabe, ſich auszudenken, was die Menſchen da und dort reden und meinen, wurde wieder zur Qual, und Alles verwirrte ſich ihr in halbwachem Traumgeſicht.

Sie richtete ſich auf und griff nach ihren Kleidern, ſie wollte zu Irma, ihr klagen und ſich das Herz erleichtern. Aber raſch kämpfte ſie den Vorſatz wieder nieder. Wie willſt du der Büßenden das auferlegen? Sie hat die Kraft, für geſtorben zu gelten in der Welt und ſich Alles zu verſagen; wie ſo wenig, wie ſo gar nichts iſt das, was du dagegen zu erleiden haſt... Und muß nicht auch die Königin unſchuldig leiden? Muß nicht Eines auf der Welt leiden für das Andere?"

Eine Kraft, wie ſie ſie noch nicht gekannt hatte, erfüllte ſie plötzlich. Sie wollte für Irma leiden, ihr Ehrengewand opfern, um der Büßenden Schutz zu gewähren.

Sie dankte dem Geſchicke, daß der Leibarzt ſie hart behandelt hatte; wie wär's, wenn ſie bei freundlichem Empfang doch etwas verrathen hätte?

Die Elemente, die ſich in Walpurga gemiſcht hatten, bald in Gährung bald in Ruhe waren: das ſtille Leben daheim, das unruhige am Hofe, die Eitelkeit, die Ehre, die Demuth, der Stolz, die Freude am Beſitz, die Luſt, etwas zu gelten, Alles regte ſich durcheinander und endlich kam die Klärung.

Was haſt du denn noch für Irma gethan? fragte ſie ſich. Gar nichts! Du haſt ſie neben dir leben laſſen.

Jetzt war ſie bereit, um ihretwillen in Unehre zu ſtehen.

Nicht was man in der Welt gilt, ſondern was man in ſich werth iſt, iſt die Hauptſache.

Das ſtieg ihr im dämmernden Denken auf und ſie athmete frei.

Als ſie ſich endlich ruhig in die Kiſſen zurücklegte, war's ihr, als ſtriche die Hand ihrer Mutter ihr über die Stirne.

Sechstes Capitel.

Draußen war eine milde Frühlingsnacht.

Irma ſaß am Brunnen und ſchaute hinein in den funkelnden Sternenhimmel. Es war ihr wunderbar zu Muthe, daß ſie nun wiederum wandern ſollte. Morgen früh geht's auf die Alm, um dort einen ganzen Sommer zu verleben. Wie wird es dir ſein, wenn du wieder hier ſitzeſt und den Brunnen rauſchen hörſt in der Nacht?

Da vernahm ſie aus der dunklen offenen Stallthür ein Geflüſter.

„Ja, Gundel, die Bäuerin hat auch Aprilwetter im Kopf; auf der Hinfahrt war ſie ſo luſtig und auf der Heimfahrt, wie wenn ſie Schläge bekommen hätte. Sie war bei dem großen Doctor, und da muß ihr was geſchehen ſein. Aber was geht uns jetzt die Bäuerin an? Sie hat Pfannen und Töpfe gekauft und ich was Beſſeres. Gieb einmal Deine Hand her. So, das ſilberne Ringlein ſteck' ich an Deine Hand und hab' Dich damit mit Leib und Leben eingeſchirrt und Du biſt mein. Jetzt kannſt Du in die Welt hinausſpringen und auf alle Berge hinauf — ich hab' Dich doch."

Man hörte ſchmatzendes Küſſen, und Gundel ſagte endlich:

„Du kommſt aber doch auch manchmal hinauf auf die Alm?"

„Ja freilich," und dann gab es wieder leiſes, unverſtändliches Flüſtern.

„Horch, ſchau," ſagte Franz plötzlich. „Dort ſitzt die Baſe Irmgard, die hat Alles gehört."

„Das hat nichts zu ſagen, ſie weiß Alles, und das iſt gut, da kann ich doch den Sommer über mit ihr reden. Komm, wir gehen zu ihr, wirſt ſehen, wie gut die iſt.“

Sie gingen zu Irma.

Dieſe gab Beiden die Hand und ſagte:

„Laßt eure Liebe ſein wie dieſer Brunnen, rein und friſch und unerſchöpflich.“

Sie tauchte die Hand in den Brunnenſtrahl, den der Mond durchglitzerte, und beſpritzte die beiden Liebenden mit dem Waſſer.

„Das iſt ſo gut, wie aus dem Weihkeſſel,“ rief Franz, „jetzt wird Alles gut und friſch; ich hab' kein Bangen mehr. Du Brunnen und du Hollunderbaum, ihr zwei ſeid unſere Zeugen, daß wir Beide zu einander gehören und nie mehr von einander laſſen. Gut' Nacht!“

Franz ging nach dem Stall zurück und ſchloß die Thür. Gundel ging mit Irma in ihr Zimmer und ſchlief auf der Bank, denn der Vater Pechmännlein war ſchon mit ihrem Bett und allerlei Hausrath vorausgezogen auf die Alm.

Irma fand lange keinen Schlaf. Es war ihr, als müſſe ſie die vielen Tage und Nächte da oben vorausleben. Sie war unruhig. So lag ſie hin- und herſinnend, und Alles ſchwirrte in ihren Gedanken durcheinander.

Da fragte ſie endlich leiſe:

„Gundel, ſchläfſt Du auch noch nicht?“

„O nein, ich weiß, mein Franz ſchläft auch noch nicht. Er hat's nicht ſo gut wie ich, er kann mit Niemand ſo reden, wie ich mit Dir. O, wie dank' ich Dir das. Du ſollſt's recht gut haben. O, was iſt der Franz für eine gute, getreue Seele!“ Hörſt Du die Kühe ſchreien im Stall? Die haben auch keine Ruhe. Ich mein' ich hör' ſchon die Glocken, die ſie morgen um den Hals kriegen, und ich mein', die Kühe müſſen's auch voraus wiſſen; o, wenn Du nur auch einen Schatz hätteſt, Irmgard. Aber ich weiß ſchon wie's mit Dir noch wird, wie's in der Geſchichte heißt — Du biſt's werth. Da iſt einmal ein König durch den Wald geritten und da hat er die ſchöne Sennerin gefunden und hat ſie auf ſein Pferd geſetzt und hat ſie mit heim genommen und hat ihr goldene Kleider angezogen und eine diamantene

Krone auf den Kopf, und da hat die Königin — o, die Glocken, die Königin, komm Bläß, die Glocken . . . komm, komm, komm . . . ſo, ſo —“

Gundel ſchlief, aber Irma wachte und ſah in den Mond hinein und die ganze Welt war ihr wie ein Wunder und ſchimmernde Märchen ſtiegen in ihr auf. Sie lächelte und ihr Auge glänzte, bis der Schlaf es ſchloß; aber das Lächeln blieb auf ihrem Antlitz und Niemand ſah es, als der Mond, der ſtill am Himmel ſtand.

Siebentes Capitel.

Was mit klarem Blick erkannt und mit heiterer Sicherheit beſchloſſen wurde, kommt oft erſt in Trübung und Verzagtheit zur Ausführung. So war's nun auch, als man ſich zur Almfahrt anſchickte.

Es war früh vor Tag. Bei Walpurga am offenen Herdfeuer ſtand Irma. Sie fröſtelte.

Seit ihrer Rückkehr vom Gange in die weite Welt hatte Irma alle Sehnſucht überwunden, aber doch war ein neues Gefühl der Heimathloſigkeit über ſie gekommen, als ob ſie immer erſt heute in die gegebenen Verhältniſſe einträte; ſie ſchaute oft um, als ſähe ſie eine Geſtalt herankommen mit einem leichten Bündel unter dem Arm, und dieſe Geſtalt war ſie ſelbſt und doch ſo verändert; ſie hatte kaum mehr ein Bedürfniß nach Speiſe und Trank, kaum mehr nach einer Anſprache im Wort, ſie lebte ganz in ſich und aus ſich allein. Dabei war ſie wol ſtill, aber heiter und zutraulich bei jeder Anſprache.

Das Pechmännlein hatte zuerſt dieſe Veränderung wahrgenommen, und er war es, der eine Sommerfriſche auf der Alm für beſonders zuträglich hielt, denn er behauptete, Irma ſei krank, obgleich ſie immer wohlauf ſchien und unabläſſig arbeitete.

Nun hatte ſich Alles wie verabredet zuſammengefügt; der eigene Wunſch Irmas, das Zureden des Ohms und die Gefahr vor Entdeckung durch die Ankunft des Königs in dem nahen Städtchen, die Walpurga für ſich allein abwenden wollte.

Walpurga war an dieſem Morgen wohlgemuth und frei, wie nach einem in ſchwerem Kampfe errungenen Siege; ihr Blick ruhte oft auf Irma, die in das offene Herdfeuer ſtarrte.

„Du wirſt ſehen," ſagte ſie ihr endlich, „Du wirſt wieder ganz anders da oben, und ich hör' Dich in Gedanken ſchon wieder ſingen, und dann ſingen wir wieder miteinander."

Sie ſummte vor ſich hin das Lied:

Wir beide ſein verbunden
Und feſt geknüpfet ein.

Aber Irma ſtimmte mit keinem Tone zu.

„Ich trage das Leben, ſo lange das Leben mich trägt," ſagte Irma vor ſich hin und hielt die ausgebreiteten Hände vor die offene Flamme.

Nicht lange konnten die beiden Frauen ſo ſtill am Herdfeuer beiſammenſtehen. Draußen im Stall war Alles vorbereitet. Das Pechmännlein, als Kundiger aller Geheimniſſe, hatte ſchon am Tage vorher Alles gerichtet, um die Heerde für ihren zukünftigen Aufenthalt feſt und geſund zu machen. Er hatte eine Scholle Erde und drei Ameiſen von der Alm herabgebracht, und dieſe Erde wurde untermiſcht mit Steinheilkraut, Teufelspeitſche, Speik und Salz, wozu noch etwas Pechöl getropft wurde, den Thieren alleſammt als Maulgabe und letztes Futter gegeben. Das Pechmännlein war in der Nacht noch von der Alm herabgekommen, hatte die geheime Speiſe unberufen bereitet, ſtolz darauf, das für den Bauer zu thun, der hier zu Lande doch nicht heimiſch war. Jetzt hatten die Thiere die Maulgabe verzehrt, waren gefeit gegen allen Zauber und alle Krankheit und heimiſch auf der Alm, als wären ſie dort geboren. Als jetzt der Tag zu grauen begann, ließen nun aber auch die Kühe ſich nicht mehr halten; jede Einzelne, die aus dem Stall kam, beſprengte Peter noch mit Dreikönigswaſſer, aber die zahmen Hausthiere ſchienen trotz Geheimmittel und Weihwaſſer wieder zu wilden Thieren geworden: das war ein Brüllen, Rennen und Kämpfen im verſchloſſenen Hofraum und dazwiſchen ein Schreien der Knechte. Auf Befehl des Pechmännleins ließ man die Kühe ruhig kämpfen, und ſie wurden endlich von ſelbſt ruhig. Gundel ſetzte der ſchönen großen braunen

Heerkuh den Kranz auf die Hörner, hing ihr die große Vorſchelle um, auch die anderen Kühe erhielten die abgeſtimmten Schellen, und nun war die Heerkuh von ihren Genoſſinnen, die ſie ſchnaubend anglotzten, im Kreiſe umſtanden. Die Heerkuh aber ſtand ſo ſtolz und trotzig da, daß keine mehr es wagte, ſie herauszufordern.

„Jetzt fort in Gottes Namen!“ rief das Pechmännlein und machte das Hofthor auf. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Zuletzt kam noch Franz, der den mächtigen braunrothen Bullen an den kurzen kräftigen Hörnern hielt und von ihm mehr geſchleppt wurde, als daß er ihn führte. Sobald der Bulle aus dem Stall war, ſtand er ſtill, ſchaute mit unheimlich glänzenden Augen rechts und links, bog den Kopf hoch und ſchritt würdevoll und allein dahin; draußen aber vor dem Thore brüllte er laut auf.

Es war Alles ruhig und gut vorbereitet und doch trat jetzt Haſt ein. Walpurga und Hanſei gaben den Davonziehenden ein Stück Wegs das Geleite.

Irma war ſtill. Sie förderte frei ihre Schritte und doch war's ihr, als hätte ſie das nicht ſelbſt beſtimmt und ſie würde von einem Andern getrieben.

„Du ſiehſt ſchon jetzt wieder fröhlicher aus,“ ſagte Hanſei zu Irma. Sie nickte.

Die vorausgezogene Heerde hielt vor dem Dorf an, denn ohne die Sennerin darf man nicht durchs Dorf ziehen.

Man hätte wol auch den andern Weg ziehen können, der hinter dem Dorfe nach dem Berge führte und ein Stück näher war, aber warum ſoll man nicht noch einmal ſich und ſein Vieh den Menſchen zeigen, ehe man in die Einſamkeit zieht? So ging es nun mit dem ſchönen Geläute durch das Dorf, und von mancher Seite gab es hellen Zuruf und Jauchzen.

Jenſeits des Dorfes ſtieg man den Berg hinan, man kam auf den Waldweg, den Hanſei geſchlagen; er konnte ſich nicht enthalten, Irma wiederholt zu zeigen, was er zu Stande gebracht.

Da, wo mitten im Wald das königliche Wappen auf den Grenzſteinen ausgehauen war — denn hier begann der königliche Forſt — nahm Hanſei Abſchied von Irma; auch Walpurga that's, aber ſie

gab ihr doch noch eine Strecke weit allein das Geleite; sie hatte Irma so viel zu sagen und sagte ihr doch nur: „Sei ohne Furcht, und nächsten Sonntag komme ich zu Dir. Wenn Dir's aber zu einsam wird, komm Du nur wieder zu uns herab, es zwingt Dich ja Niemand; bleib' aber nur oben, wirst sehen, es wohlet Dir."

Es drückte Walpurga auf dem Herzen, das Geheimniß lastete wieder. Sie nahm rasch Abschied.

Hansei wartete, auf dem Markstein sitzend, auf seine Frau. Als sie nun herankam, ging er geraume Zeit still mit ihr heimwärts.

„Ich muß mich oft besinnen, ob es nicht ein Traum ist," sagte er endlich. „Jetzt im Herbst werden es vier Jahre, daß wir da sind, und daß sie bei uns ist. Ich hab' sie so lieb, ich kann's gar nicht sagen, und ich kenn' sie doch nicht — heißt das, ich kenn' sie wol, aber ich kenn' sie doch wieder nicht."

„Halt einmal still, Hansei," sagte Walpurga.

Er stand still. Man hörte von ferne das Geläute der Heerde, die bergauf zog; im Wald war es lautlos, denn ein dichter Nebel hatte die Berge eingehüllt und die Vögel waren stumm. Walpurga athmete tief auf.

„Hansei," begann sie endlich — „Du hast die schwere Prob' bestanden. Ich hätt's nicht geglaubt, daß das ein Mann so ausführt wie Du. Jetzt laß Dir was sagen. Ich mein', ich muß Dir da endlich einmal die Thür aufmachen."

„Halt ein," unterbrach Hansei, „nicht so! Hat sie Dir selber gesagt, daß Du mir jetzt Alles kundgeben sollst? Sag' Ja oder Nein." —

„Nein."

„So will ich auch nichts wissen. Das ist anvertrautes Gut, da darf man nicht daran rühren. Freilich, wenn ich's ehrlich sagen muß, es hat mir oft das Hirn umgedreht. Sag' mir nur das Eine: Nicht wahr, sie hat Niemand was angethan, und sie hat auch nicht gestohlen? heißt das, sie mag gethan haben, was sie will, sie hat's gebüßt. Sag nur das, weiter nichts, hat sie so etwas auf dem Gewissen?"

„Gott bewahre, sie hat Niemand auf der Welt ein Leids gethan, als sich allein."

„So ist's gut. Jetzt reden wir weiter nichts davon. Hast Du

im Dorf geſehen, wie der Taubſtumme vor ihr auf die Knie niedergefallen iſt?"

„Nein."

„Aber Ich hab's geſehen und hab' auch gehört, wie die Enzianbabi geſagt hat, die Verrückte vom Freihof kommt nicht mehr von der Alm herunter. Die Babi iſt doch verrückt und die Irmgard nicht, aber es hat mich doch erſchreckt. Ich weiß nicht — ich meine der Hof wär' nicht mehr recht voll, wenn wir die Irmgard nicht mehr haben; ſie gehört einmal dazu."

Als die beiden Eheleute wieder in ihrem Heim ankamen, ſagte Hanſei in der Stube:

„Weißt noch, wie ſie gerathen hat, daß wir den Tiſch anders ſtellen, und wie ſie dir geholfen hat, Alles herrichten, und wie ſie dann dem Ohm angegeben hat, die Stuhlfüße kürzer zu machen, damit ſie beſſer zum Tiſch paſſen? Ich hab' noch keine Bauernſtube geſehen, wo es ſo ſchön iſt wie bei uns, und da hat ſie Dir doch viel geholfen."

Hanſei hatte mancherlei ums Haus zu rüſten und zu ordnen, aber Walpurpa kam oft zu ihm mit einem Kinde und ſprach einige kurze Worte; ſie mochte nicht allein ſein, Irma fehlte ihr, und doch war ſie glücklich, ſie geborgen zu wiſſen droben in der Einſamkeit.

Achtes Capitel.

Der Tag hellte ſich nicht auf. Am Mittag verwandelte ſich der Nebel in ausgiebigen Regen.

Ob's wol droben auch ſo regnet? Sie wird arg naß, dachte Walpurga immer vor ſich hin, und in der That regnete es im Bergwalde ebenſo gleichmäßig: es rieſelte und ſäuſelte in den Bäumen, und ſchnelle Wäſſerlein liefen überall behende über den Weg und gurgelten und plätſcherten die Berghänge hinab.

Irma ſchritt an ihrem Bergſtock — Hanſei hatte ihr ſeinen eigenen gegeben — ruhig weiter. Das Pechmännlein hatte ihr ſeinen grauwollenen Teppich, in den nur zum Durchſchlüpfen des Kopfes ein

Einſchnitt gemacht war, als Schutz gegen das Wetter übergeben; er ſelber bedeckte ſich ſehr geſchickt mit leeren Kornſäcken. So ſchritt er neben ihr und erklärte oft:

„Ich könnte Dich tragen.“

Irma ging weiter. Zum Aufſteigen bedurfte man des Bergſtockes kaum, aber manchmal ging es auch eine ſcharfe Berglehne hinab, eine Sunke, wie das Pechmännlein es nannte; da mußte man ſcharf einſetzen und ſich ſchwingen. Das Pechmännlein war immer bei Irma, jeden Augenblick bereit, ſie aufzufangen, wenn ſie ausgleite, aber Irma hatte einen feſten Schritt.

Es war keine geringe Mühe, die Heerde zuſammenzuhalten, die noch nicht aneinander gewöhnt war; aber das Pechmännlein verſtand zu locken, zu ſchelten, zu ſchmeicheln und zu züchtigen, und bald gingen die abgeſtimmten Glocken mit einander, wie eine immer höher hinaufſteigende Melodie.

„Die Thiere haben's gut, die finden überall am Weg ihr Futter,“ ſagte das Pechmännlein, „aber unſere Bäuerin hat mir für uns was mitgegeben; wir kommen bald an den Hexentiſch, da drunter können wir trocken ſitzen und uns auch füttern.“

Es zeigte ſich bald ein weit vorſpringender Felſen wie ein halbrunder Tiſch; hier war trockener Sandboden, wo nur der Ameiſenlöwe in ſeiner trichterartigen Höhle hauſte. Gundel, Franz, das Pechmännlein und Irma ſetzten ſich ins Trockene unter dem Hexentiſch und ſpeiſten mit Hunger, während draußen die Kühe weideten, die der Handbub beaufſichtigte.

„Der Regen dauert lang,“ ſagte Franz.

Das Pechmännlein wies ihn zurecht und ſagte, kein Menſch wiſſe, wie lang ein Regen dauere. Er wollte Irma Muth machen.

Er haſchte einen Ameiſenlöwen aus ſeiner Höhle heraus und zeigte, wie geſcheidt das Thierchen ſei: das macht eine Fallgrube in ſeinen Sand, verſteckt ſich in die Spitze des Trichters, eine Ameiſe kommt arglos des Weges, ſie fällt herunter, kann nicht mehr herauf, der feine Sand rollt ihr unter den Füßen ab und der Spitzbub in ſeinem Verſteck ſpritzt der Ameiſe Sand in die Augen, holt ſie herab und verſpeiſt ſie. „Und was das Wunderlichſte iſt,“ ſchloß er, „die

graue Made da iſt im nächſten Jahre eine bräunliche Waſſerjungfer (Libelle) am See."

Das Pechmännlein kannte Irma, er wußte, daß ſolch ein Einblick in das Naturwalten ſie mehr erquickte, als alles Zureden und alle Speiſe.

Weiter ging's mit friſcher Kraft, immer höher hinan. Die Thiere wurden lebendiger, die Kräuter der höheren Region belebten ſie neu. Endlich war man nicht weit vor dem Ausſchlag, wo die neue Alm ſtand; das Pechmännlein hieß Franz vorausgehen und droben die Stallthür öffnen, Franz folgte hurtig der Anweiſung, da hörte man ſeinen Lockruf, und die Kühe, jetzt auf den freien Wieſenplan heraustretend, brüllten und ſprangen empor. Regen und Nebel waren ſo dicht, daß man erſt wenige Schritte vor der Hütte dieſelbe ſah.

„Gut iſt's!" rief das Pechmännlein. „Das iſt das Beſte, es niſten ſchon Schwalben an unſerer Hütte; jetzt iſt's gewonnen!"

Er ſchritt voran, klopfte dreimal an die Hüttenthür, öffnete, reichte Irma die Hand mit den Worten: „Glück herein, Unglück hinaus!" und endlich war man daheim.

O, ein ſchützendes Dach über dem Haupte! Irma ſchaute oft empor und ihr Dankesblick ſagte, daß ſie es froh empfand, nun im geborgenen Schutz vor dem Unwetter zu ſein; aus der Hütte ſah und hörte ſich der Regen draußen noch viel unheimlicher an, als da man unter demſelben bergan gewandelt war. Bald brannte das helle Feuer auf dem großen Herde, und das Pechmännlein nahm etwas aus der Taſche und warf es ſtillmurmelnd in die Flammen.

„Seit die Welt ſteht," ſagte er, „hat hier oben noch kein Feuer gebrannt und iſt noch kein Rauch zum Himmel aufgeſtiegen, jetzt ſind wir zum Erſtenmal da. Aber die Schwalben, ja die Schwalben, das iſt gut.

Er hatte wahrſcheinlich noch viel zu ſagen, aber er wurde von Franz abgerufen, denn im Stall kalbte eine Kuh.

Irma war mit Gundel allein. Sie entkleidete ſich ſchnell und trocknete und wärmte ſich am Feuer; aber auch Gundel wurde gerufen, ſie ſollte mit im Stall ſein, damit ſie ſich bei ſolchen Vorkommniſſen künftig zu helfen wiſſe, und Irma ſaß allein, entkleidet bei dem Feuer auf dem Herd; nur kurz war mit dem Fröſteln eine

Bangigkeit über ſie gekommen; jetzt ſah ſie ſtill in das offene Herdfeuer, ein einſames Menſchenkind allein auf der Höhe. Sie wußte nicht mehr, wo ſie war, bis ſie Stimmen hörte, die ſich wieder der Hütte näherten. Sie warf ſchnell wieder die getrockneten Kleider um, das Pechmännlein brachte ſeine Glückwünſche an, da man gleich am erſten Tage mit einem mächtigen Stierkalb geſegnet wurde.

Die Nacht brach herein, Franz nahm Abſchied. Gundel gab ihm ein Stück Weges das Geleite, und bald hörte man durch den fortrieſelnden Regen ein Jodeln von unten und ein Antworten von oben, bis Gundel zurückkam. Man ging bald zur Ruhe.

Das Pechmännlein und der Handbub ſchliefen auf dem Heu über dem Stall, Irma und Gundel in der Kammer.

Als man am Morgen erwachte, war der Tag kein Tag; dichter Nebel hüllte auch heute Alles ein.

„Wir ſtecken in einer Wolke," ſagte das Pechmännlein.

Die Kühe weideten draußen, die Schellen zerſtreuten ſich, und es tönte wie träumeriſches Bienenſummen von da und dort.

Noch mehr Einſamkeit hatte Irma gehofft, und nun war ſie in die enge Hütte gebannt mit den wenigen Menſchen. Das Pechmännlein hatte geſagt, daß ſie die erſten Bewohner dieſes Stückes Erde ſeien, und es ſchien, als ob die Natur ſich dem widerſetzte, daß die Menſchen es wagten, immer weiter vorzudringen; der Wind heulte, er jagte die Wolken, brachte aber immer wieder neue, und manchmal hörte man Kollern und Knallen; drüben an den Schneebergen rollten die Lawinen herab.

Irma verſuchte zu arbeiten, aber es wollte ihr nicht recht gelingen.

Es ward wiederum Nacht und wiederum Tag, und immer noch undurchdringliche Wolke. Selbſt die Thiere ſchienen darüber zu klagen, ihr Brüllen tönte ſo tiefwehmüthig nach dem Thale zu.

Es war am dritten Morgen in der Frühe, Irma erwachte, als ob etwas an ihr geriſſen hätte. Sie richtete ſich auf. Durch den Spalt am Kammerladen drang ein leiſer Schimmer.

„Die Sonne hat mich geweckt," ſprach ſie vor ſich hin und kleidete ſich raſch und leiſe an. Sie trat hinaus vor die Hütte.

In vollen Zügen ſog ſie die feuchte, würzige Morgenluft ein.

Die Heerkuh, die nicht weit von ihr graſte, hob den Kopf empor und ſchaute Irma an, dann fraß ſie wieder weiter.

Mälig begann ein ſilbergraues Licht aus dem Oſten zu fließen, und durch die Seele Irmas zog jene wunderbare Weiſe aus Haydn's Schöpfung; ſie glaubte die Töne faſſen zu können wie leibhaftige Erſcheinungen, die dort aus dem erſten Morgengrauen brachen; das Grau verwandelte ſich in einen gelblichen Ton, und jetzt ſchoß leiſe Roth hindurch und färbte ſich immer höher und höher, und drunten, weit hinaus, wie eine unermeßliche dunkle Fluth, ſtand noch die ſchwarze Nacht. Nun aber tauchten aus ihr Schrofen, Spitzen, breite Höhenrücken empor, andere Häupter waren frei und ihr Grund floß noch in der Nacht, die ſich jetzt zu dunklem Grau verwandelte. Immer glühender, immer brennender breitete ſich das Roth am Himmelsraume aus und immer freier ſtreckten ſich die Rieſenleiber der Berge hervor, und jetzt kam — das Auge erträgt es nicht — der große Sonnenball herauf, alle Höhen glänzten in Purpur und Gold, und drunten in der Tiefe ſchwammen nur noch ſich ballende und überſtürzende Wolken wie hohe Stromeswellen. Der Tag war erwacht, der helle, die Erde erwärmende und durchſchimmernde, und Millionen Düfte ſtiegen auf von Baum und Gras und Blume, und die Stimmen der Vögel tönten drein, und Irma ſtand und breitete die Arme weit aus, als müſſe ſie die Unendlichkeit umfaſſen; ſie kniete nicht nieder, ſie ſtand aufrecht, und ihr Fuß hob ſich, als müſſe ſie hineinſchweben in die Unendlichkeit des Daſeins, und mit beiden Händen faßte ſie das Haupt, faßte ſie die Binde, die Binde löſte ſich und fiel zur Erde.

Der Sonnenſtrahl leuchtet auf ihrer Stirne, die Stirne war rein, ſie fühlt es. — Lange ſtand ſie offenen Auges, und ihr Auge war nicht geblendet von der Sonne und eine erlöſende Harmonie zog durch ihre Seele: ein Menſchenkind hat den Moment der Schöpfung miterlebt und war neu geſchaffen.

„Nun kommt noch, ihr Tage, die ich zu athmen habe, wie lang, wie kurz, wo und mit wem — ich bin frei, ich bin erlöſt. Was ich noch thue, es iſt mir eine Arbeit vor der Reiſe. Die Stunde kommt. Sie komme — früh oder ſpät — ich bin bereit. Ich habe gelebt.“

„Ei, Irmgard, Du ſiehſt ja ſo wunderbar aus!“ rief Gundel, die mit dem Melkkübel aus der Hütte kam. „O Gott, was haſt Du für eine Stirne? So weiß — ach, wie ſchön! O wie ſchön biſt Du! So glatt und ſo ſchön hab' ich noch keine Stirne geſehen.“

Irma ließ ſich von Gundel ein Glas Milch geben, dann ſchürzte ſie ihr Kleid auf und ging hinein in den Wald. Erſt als es hoher Mittag war, kam ſie in die Almhütte zurück; ihr Mund hatte heute kaum noch ein Wort geſprochen.

In der Hütte fand ſie das Pechmännlein am Tiſche ſtehend und einen großen Haufen ſtark duftender Kräuter und Wurzeln ordnend.

„Schau,“ rief er, „ich hab' auch ſchon was! Ja, ich hab' auch viel Kenntniß, ich hab' Schabziegerklee und Bergpeterſilie für die Apotheker geſammelt, ich weiß Alles, was ſie brauchen von da oben, und hundertmal hat's meine Schweſter geſagt: jetzt im Frühling iſt Alles noch zahm und gut; was Gift ſein muß, das kocht erſt der Sommer aus. O, ſie war geſcheidt, und hundertmal hat ſie's geſagt: das Beſte wächſt droben, wo die Wolken ſtehen.“

Nach einer Weile begann er wieder:

„Die Gundel hat Recht, ich muß ſagen, ich hab's nicht gewußt, daß Du ſo ſchön biſt; aber Du ſiehſt doch nicht recht geſund aus — Du mußt mehr eſſen, Du iſſeſt ja faſt gar nichts.“

Irma ſah ihn dankbar lächelnd an, aber ſie entgegnete kein Wort.

„Weißt Du, was ich hätte ſein mögen auf der Welt?“ fragte er.

„Was?“

„Dein Vater hätt' ich ſein mögen.“

Irma nickte ſtill. Ihr Vater war angerufen, und es war ihr, als ſpräche ſein Mund und ſeine Stimme hier aus dem armen einfältigen Manne, der nun fortfuhr:

„Ich meine oft, Du wärſt — verzeih' mir's Gott, aus dem Himmel herabgekommen und hätteſt nicht Vater und nicht Mutter, und heut' ſiehſt Du gar ſo aus, daß mir die Augen übergehen, wenn ich Dich anſehe. So, jetzt iß aber etwas!“

Er plauderte noch viel, ganz wie berauſcht, durcheinander, der Endreim hieß aber immer: Jetzt iß aber auch.

Irma zwang ſich dem guten Alten zulieb zum Eſſen.

Neuntes Capitel.

Der Tag war hell, die Nacht voll Sternenglanz, der Athem frei, das Auge klar, alle Schwere des Denkens ſchien drunten geblieben, dort, wo die Menſchen in feſten Wohnungen ſich zuſammenhalten.

„Ich glaub', Du könnteſt jetzt wieder ſingen, Deine Stimme iſt gar nicht mehr ſo rauh," ſagte das Pechmännlein zu Irma. „Aber mehr ſchlafen ſollteſt Du; wenn man alt iſt, lauft der Schlaf ſchon von ſelber davon; jag' ihn nicht fort, wenn er noch gern bei Dir bleibt."

Das Pechmännlein ſchien ſeine Sorgfalt zu verdoppeln, und Irma merkte jetzt in der That, daß ihre Stimme rauh war. Sie ſaß ſo gern; ſie wanderte wol durch die Wälder und in Thaleinſchnitte, wohin nur der Jäger und der Holzhauer kommt, aber ſie ſaß ſo oft ſtill, ihr Wandern war wie das Fliegen eines jungen Vogels, er fliegt auf, muß ſich aber gleich wieder niederlaſſen. Jetzt erinnerte ſie ſich, daß dieſe Müdigkeit in ihr war, ſeit ſie von dem Gang nach der Hauptſtadt zurückgekehrt war. Im Winter hatte ſie nicht darauf geachtet, nun glaubte ſie auch das Drängen Walpurgas zu verſtehen, daß ſie noch höher hinauf nach der Alm ſollte; ſie war krank und ſollte wieder geſund werden, und doch fühlte ſie keinen Schmerz. Tief im Waldesdickicht verſuchte ſie einmal eine Scala zu ſingen, ſie brachte ſie nicht zu Stande. Das Haupt ſank ihr auf die Bruſt; alſo doch —

Am Sonntag Morgens kam Franz, und es war viel Freude auf der Alm.

„O, wie gut iſt's," rief Gundel, als ſie mit Franz allein war, Irma ſaß aber nicht weit davon und hörte wiederholt die Worte: „O, wie gut iſt das! Sonſt hab' ich meine Arme nur zum Arbeiten, jetzt hab' ich ſie doch auch, um einen Menſchen um den Hals zu faſſen und zu herzen und zu küſſen."

Gundel, das ſchwerfällige, verdroſſene Mädchen, war hier oben flink und geweckt. Sie ging den ganzen Tag aus und ein, ſäuberte, wuſch, molk, bereitete Butter und Käſe, und immer ſang ſie dabei oder ſummte wenigſtens eine Weiſe vor ſich hin; die Lieder erſetzten ihr das Denken, ſie war wie ein Vogel, der, ſo lang es Tag iſt, umherflattert und ſingt. Die Liebe hatte ihre Seele erweckt, und die

Selbſtändigkeit, in der ſie hier oben walten durfte, ihren natürlichen Frohmuth frei heraustreten laſſen.

Irma betrachtete das Treiben der Genoſſin und das Naturleben rings um ſie her mit einem Auge, als ob ſie das Alles nur ſehe und nicht mitten drin ſtehend etwas davon haben ſollte.

Die Sage erzählt von Genien, die aus einem Himmel herabflattern, da unten ſchauen, ſchlichten, ordnen und wieder in ihren Himmel zurückfliegen; ſie haben nicht Theil an der Welt Mühen und Sorgen. — So war es Irma oft, als zöge ſie ſich zurück von allem Sehen, Sprechen, Theilnehmen in den Einen großen Gedanken, in dem ihre Seele ſchwebte.

Sie ging in die Hütte und ſchrieb mit Bleiſtift noch in ihr Tagebuch die Worte:

„Wenn ich ſterbe, ſo bitte ich meinen Bruder Bruno, eine Ausſteuer an Gundel und Franz zu geben, daß ſie einen eigenen Hausſtand gründen können.“

Dann wickelte ſie das Tagebuch wieder in die Binde, die ſie um die Stirn getragen, legte die Hand darauf und gelobte ſich, kein Wort mehr hineinzuſchreiben; ſie hatte genug in ihrer Seele gewühlt, genug von dem, was ihr Auge erſchaut, feſtgehalten, um die ſchwergekränkte Freundin zu verſöhnen und vor ſich ſelber verſöhnt zu ſein; jetzt wollte ſie nur noch ganz und allein in ſich leben.

Franz hatte die Nachricht gebracht, daß Walpurga dieſen Sonntag nicht kommen könne, weil der Knabe unwohl ſei; nächſten Sonntag aber hoffe ſie ganz beſtimmt zu kommen. Irma war faſt froh, ſich hier erſt völlig einleben zu dürfen, bevor ſie Jemand ſprach, der ſie kannte. Sie war nun ganz unter Menſchen, denen ihr vergangenes Leben unbekannt war, und ſie ließen ſie nach ihrem Begehr allein und ſprachen nur zu ihr, wenn ſie fragte.

Auch am zweiten, auch am dritten Sonntag kam Walpurga nicht, ſie ſchickte aber Salz und Brod. Irma dachte kaum, warum daß Walpurga nicht käme.

„Ein Leben, in dem nichts vorgeht“ — wie ſehr hatte das Irma einſt verworfen; jetzt war es ihr ſelbſt geworden, und nicht die leiſeſte Regung ſtieg in ihr auf, daß es anders ſein könnte. Sie arbeitete

wenig und lag dann ſtundenlang wieder auf ihrem Lieblingsplatz an der Berglehne.

Das ganze Leben der Natur ſenkte ſich auf ſie nieder; ſie grüßte den erſten Morgenthau, und der Abendthau feuchtete ihre Locken, ſie war ſtill glücklich, wünſchelos, wie die ganze Natur um ſie her; nur oft in der Nacht, wenn ſie zu den Sternen aufſchaute, die hier oben viel heller glitzerten, ſchwang ſich ihr Geiſt ins Unendliche. Sie ſah nach den Bergen — da ſtehen noch wie am Tage der Schöpfung die Zacken, die kein Menſchenfuß betreten, nur die Wolken kommen dorthin und nur das Auge des Adlers ruht darauf. Sie war heimiſch und traut mit dem Leben der Pflanze und des Vogels, aber ſie beobachtete ſie kaum mehr, das gehörte ihr zu, wie die Gliedmaßen des eigenen Körpers; die Natur war ihr nicht mehr fremd, ſie ſelbſt fühlte ſich als ein Stück derſelben; ſie war zur Stetigkeit gelangt, in der ſich das Leben wie eine reine Naturnothwendigkeit fortſetzte, ohne Räthſelfrage, nicht mehr täglich aufgelöſt, Alles erſt aus dem Chaos befreiend. Die Sonne geht täglich auf und unter, die Gräſer wachſen, die Kühe weiden und dem Menſchen befiehlt das Geſetz des Lebens: Arbeite und denke! Die Welt um dich her ſteht im Geſetz und dein Leben auch; des Menſchen allein iſt es, daß er erkenne, was er muß, und ſo in Freiheit ſeiner Natur unterthan ſei.

Klar durchleuchtet wie die blaue Luft um ſie her war es in ihrer Seele, vergeſſen in ihr ſelbſt, daß ſie je anders gelebt und je geirrt.

Der vierte Sonntag kam, Irma ging ſchon früh eine lange Strecke Weges bergab. Auf dem Markſtein, der die Grenze des königlichen Forſtes bezeichnete, wartete ſie auf Walpurga und Hanſei. Jetzt, da Bauer und Bäuerin beſtimmt hatten ſagen laſſen, daß ſie kämen, war Irma wieder voll Verlangen nach Walpurga, nach dem einzigen Menſchen, der ſie von damals her kannte und ihr noch beſtätigen konnte, wer ſie ſei.

Sie ſaß auf dem Grenzſtein, ſie hatte den Hut abgenommen, die Stirn war frei; das Haupt in die Hand geſtützt, ſaß ſie da und dachte darüber nach, warum tief im Hintergrund der Seele ſich etwas dagegen ſträubt, die Perſönlichkeit aufzugeben und ſelbſt nicht mehr zu wiſſen, wer man ſei und von keinem Andern mehr das zu erfahren.

Der Gefangene auf der Galeere wird nur bei der Zahl gerufen, aber in ſich weiß er, wer er iſt und kann es nicht verlieren. Warum können wir uns nicht frei in die freie Natur auflöſen?

Ihr Haupt ſank tiefer herab. Da hörte ſie Menſchenſtimmen, raſch richtete ſie ſich auf.

„Iſt das dort nicht unſere Irmgard?“ rief Hanſei.

„Ja, ſie iſt's!“

Walpurga eilte auf ſie zu und reichte ihr die Hand, Hanſei ſtand wie verſteinert; ſolch ein Weſen hatte er noch nie geſehen, es war ihm immer wieder, als ob ſie etwas Uebernatürliches wäre; ihr ganzes Angeſicht glänzte, die Augen waren viel größer geworden und darüber zeigte ſich die freie hohe Stirn ſo weiß und glänzend wie Marmelſtein. Auch Walpurga, die ja Irma in ihrer vollen Schönheit gekannt hatte, ſah ſie jetzt mit einem andern Blicke an, denn ſie litt jetzt um ihretwillen noch anders, als die Einſame ahnen konnte; unwillkürlich legte ſie die Hand aufs Herz, das ihr erzitterte.

„Warum giebſt Du mir keine Hand, Hanſei?“ fragte Irma.

„Ich — ich — — ich hab' Dich noch nie ſo geſehen.“

Eine flüchtige Röthe ſchoß durch ihre Stirn, ſie fuhr ſich mit der Hand darüber, dann reichte ſie die Hand Hanſei nochmals dar; Hanſei drückte ſie in ſeiner Erregtheit ſo heftig, daß es ihr weh that.

Man wanderte nun gemeinſam der Almhütte zu, und kaum war man einige Schritte gegangen, ſo war auch das Pechmännlein da. Er war, wie er ſchon oft gethan, um Irma zu behüten, ihr nachgeſchlichen; er bangte für ſie, denn er ſah, daß etwas mit ihr vorging, und wollte ſie deßhalb nie allein laſſen.

„Nicht wahr, ſie ſieht prächtig aus?“ ſagte er zu Hanſei, der bei ihm zurückgeblieben war, während Irma und Walpurga vorausgingen. „Sie lebt aber wie ein kleines Kind, von nichts als Milch, und ſie will ſich nicht daran gewöhnen, daß es hier oben in der Nacht ſchnell abkühlt und will immer draußen ſitzen in der feuchten Nacht, und ich mein' oft, ſie wär' gar kein Menſchenkind, ſie wär' ein Engel, der auf einmal ſeine Flügel aufmachen und davonfliegen wird — ja, lach' nur — weit hinauf in den Himmel haben wir von da oben nicht mehr,

wir ſind da die nächſten Nachbarn von unſerm Herrgott, hat meine Schweſter immer geſagt.“

Hanſei ging mit dem Ohm abſeits und ſchaute nach der Heerde. Außer dem am erſten Almtag geborenen Kalb hatten noch zwei hier oben das Licht der Welt erblickt, und Alles war wohlauf. Erſt nach einer Stunde kam Hanſei zur Almhütte, und aus ſeinen Mienen ſprach Zufriedenheit.

Unterdeß hatte Walpurga alles in der Hütte gemuſtert, und auch ſie hatte überall Sauberkeit und Ordnung gefunden.

Am Nachmittag kam die nächſte Nachbarin, die nur eine Stunde entfernt wohnte, von ihrer Alm und brachte ihre Zither mit.

Es war keine geringe Herablaſſung von der Freihofbäuerin, ſie ſang mit Gundel und der Nachbarin; Franz konnte gut mit einſtimmen und auch das Pechmännlein ſtellte noch ſeinen Mann im Singen; Hanſei aber verſtand keinen Laut hervorzubringen und ſein Ungeſchick ward zur Würde: der Großbauer ſingt nicht mehr.

„Nur von hier aus kann man ſingen, aber nicht von dort, wo man vom Städtchen heraufkommt,“ rief Gundel nach dem erſten Liede. „Wenn man dort ein Wort laut ſpricht oder ſingt, giebt's einen vielfachen Widerhall.“

Sie rannte nach der Stelle und jodelte, und lang tönte es wider von den Bergen und aus den Klüften.

„Du ſollteſt auch ſingen,“ wendete ſich Walpurga zu Irma. „Ihr glaubt gar nicht, wie ſchön ſie's kann.“

„Ich kann nicht mehr,“ erwiderte Irma, „die Stimme iſt mir in der Kehle verſunken.“

„So ſpiel' uns was, Du kannſt ja prächtig Zither ſpielen,“ drängte Walpurga.

Alle vereinigten ſich in der Bitte und Irma mußte endlich willfahren. Das Pechmännlein hielt den Athem an, ſo ſchön hatte er noch nie ſpielen hören, und man weiß ja gar nicht, was die Irmgard noch Alles kann. Sie ging aber bald in die Weiſe des wohlbekannten Liedes über und das Pechmännlein ſtimmte zuerſt an:

„Wir Beide ſein verbunden.“ — Es war eine gute und heitere Stunde.

Hanſei führte nun ſeine Frau, Irma und das Pechmännlein an die Stelle, wo man einen Ausſchnitt des Sees von daheim ſah; er blinkte hell auf und Hanſei wiederholte, es käme ihm vor, wie der Blick eines Menſchen, der Einen von Jugend auf kennt.

Walpurga wendete ſich zu Irma; ſie fürchtete, daß dieſer Anblick in ihr Traurigkeit erwecke, aber dieſe ſagte: „Mich freut es auch.“

Hanſei erklärte nun Irma die ganze Umgegend, wo das und das liegt; er zeigte ihr den Berg, wo er die vielen Bäume gepflanzt, den Wald ſelbſt ſah man nicht, aber die Felſenſpitze, die ſich daraus emporhebt.

Walpurga ging unterdeß mit dem Ohm abſeits und ſagte:

„Ohm, meine Mutter iſt todt . . .“

„Ja, das weiß ich, und Du kannſt nicht mehr an ſie denken, wie ich; frag' nur die Irmgard, wie oft wir von ihr reden, es iſt mir immer als ob ſie da in der Nebenſtube wäre, es iſt nicht weit hier oben zwiſchen uns und dem Himmel, ſie kann jedes Wort hören, das wir ſprechen.“

„Ja, Ohm, aber laßt mich nur ausreden, ich hab' Euch was zu ſagen.“

Das war aber ein ſchwer Stück, daß der Ohm ruhig zuhören ſollte, er hatte ſelber ſo viel zu ſagen. Walpurga fuhr, immer wieder vom Ohm unterbrochen, fort:

„Ohm, Ihr ſeid ein geſcheidter Mann —“

„Kann ſein, hat mir aber nicht viel genutzt im Leben.“

„Jetzt will ich Euch was ſagen —“

„Ja, ja, ſag' nur, was Du haſt.“

„Ich bin in Sorge und Angſt um unſere Irmgard —“

„Iſt nicht nöthig, ich hüte ſie wie meinen Augapfel, da ſei ganz ruhig.“

„Ja, Ohm, das weiß ich, aber es giebt gar böſe Menſchen und die jagen Einem nach bis auf die höchſten Berge hinauf —“

„Ja wol, der Landjäger hat ſchon Manchen —“

„Ohm, hört mich doch geduldig an!“

„Ja, ja, ich red' ja kein Wort.“

„Alſo, Ohm, meine Mutter hat auch gewußt, wer die Irmgard iſt.“

„Und ich weiß es auch, da brauchst Du mir nichts zu ſagen. Ich kenn' ſie von Grund aus, ich bin nicht dumm, verlaß Dich drauf.“

„Ja, Ohm, ſchon recht; ich hab' Euch anvertrauen wollen —“

„Kannſt mir Alles anvertrauen, dafür könnt' ich Deine Mutter im Himmel als Zeuge anrufen.“

„Iſt nicht nöthig! Alſo, Ohm, die Irmgard hat ein ſchweres Leben hinter ſich —“

„Weiß ſchon, ich hab' in der Stadt wol was gemerkt, da muß etwas geweſen ſein, daß ſie Einen hat heirathen ſollen, den ſie nicht mag? Sie iſt wohl ein Nebenauskind? Oder vielleicht hat ſie gar ſchon einen Ehemann und iſt dem davongegangen? Sie hat mir die großen Häuſer ſo angeſehen — und hat ſich immer in ſich hinein verkriechen wollen.“

Walpurga ſah ſtaunend auf den Ohm, der ſie gar nicht zu Worte kommen ließ, und plötzlich ſtand der Gedanke vor ihr: So warſt du ſelbſt einmal, du haſt auch geglaubt, immer ſchwatzen zu müſſen, ſtatt zu hören, was die Anderen ſagen, und dir gut berichten zu laſſen. Sie ſah den Ohm lang an, und dieſer, der das für Lob hielt, erzählte nun zum Erſtenmal, wie es ihm mit Irma auf der Reiſe zu Muth geweſen, und was er Alles mit ihr erlebt — die Löwen und Schlangen und die weißen Prieſter aus der „Zauberflöte“ liefen auf der Straße herum und Alles war durcheinander.

Walpurga beſann ſich, daß es nicht nöthig ſei, die Pflicht der Geheimhaltung zu verletzen; ſie ſagte daher nur dem Ohm, er ſolle Irma nie allein laſſen, und wenn ein Fremdes käme — wer es auch ſei — ſolle er ſie heimlich in den Wald hineinführen, damit Niemand ſie ſähe.

Der Ohm verſprach's.

„Ja,“ ſetzte er hinzu, „wunderlich iſt's doch in der Welt. Denk' nur, die Kräuter, die ich da ins Städtchen bring' für den Apotheker, die ſind zum Bad für die junge Gräfin von Wildenort, für die Schwiegertochter von dem, den ich gekannt habe; und wie ich da vor der Apotheke ſtehe, da kommt ein Mann dahergeritten auf einem ſchönen glitzerigen Rappen, der hat Dir Glieder wie gedrechſelt, und der Mann hat ein Kind vor ſich auf dem Pferd ſitzen, einen Buben

ſo wie unſer Peter in einem blauen Kleid und mit einem Federhut, und der Bub ſieht Dir unſerer Irmgard ähnlich, es könnte ihr eigenes Kind ſein, und da ſagt mir der Apotheker, das ſei der Graf von Wildenort, der Sohn von dem, den ich gekannt habe, und wie er vorbeireitet, da ſag' ich: Guten Morgen, Herr Graf! er hält an und fragt mich: Woher kennſt Du mich? — Und ich geb' ihm zur Antwort: Ich hab' Ihren Herrn Vater gekannt, das war gar ein braver Mann. — Und was meinſt Du, was er darauf geſagt hat? Gar nichts; davongeritten iſt er und hat mir nicht einmal gedankt. Ich hab' mir ſagen laſſen, er ſoll nicht ſo brav ſein, wie ſein Vater, und ſeine Schwieger, die hält ihn unter'm Daumen, daß er nicht muckſen darf. Aber ſchön iſt das Kind und unſerer Irmgard wie aus dem Geſicht geſchnitten. Es iſt doch wunderlich, was man in der Welt für Sachen antrifft."

Walpurga zitterte und ſie ließ ſich vom Ohm die Hand darauf geben, daß er drunten im Städtchen zu keinem Menſchen der Irmgard erwähne, zu Niemand.

Der Ohm verſprach auch das und gab noch die Hand darauf, ſich auch vor der Irmgard nichts davon merken zu laſſen.

Gegen Abend gingen Walpurga und Hanſei wieder heimwärts, und als es Nacht geworden war, auch Franz. Die Bewohner der Almhütte waren wieder allein, ſie ſprachen mit einander kein Wort mehr; man hatte heute ſchon genug geſprochen und gehört. Still war's wieder auf der Alm, nur die Glocken der Kühe läuteten aus dem Wald und von den Wieſenhängen, und drüber glitzerten die Sterne. Irma ſaß noch lange dort auf jener Stelle, wo man nach dem See hinausblickt, und ſpät erſt begab ſie ſich zur Ruhe.

Zehntes Capitel.

Irma arbeitete nur wenige Stunden des Tages an ihrer Werkbank, ſie mußte ſich jetzt zu ſolcher Arbeit zwingen, faſt mehr als im Anfang; ihr Blick war ſtets hinaus ins Große und Weite geſpannt. Wenn ſie dann aber die Arbeit ließ, hatte ſie ein friſches Auge gewonnen und erſchaute die Pracht des Hochgebirges aufs neue.

Das Pechmännlein hatte auch seine Diplomatie. Er bat Irma, ihn bei seinem Pflanzen- und Wurzelsuchen zu begleiten, er sei doch alt und könne nicht wissen, wie er einmal ausrutsche, dann sei doch Jemand bei ihm, der Hülfe holen könnte.

Nun wandelte Irma den größten Theil des Tages mit dem Pechmännlein durch die Wälder, über Höhen und Gründe. Besonders glücklich war sie, als sie an die Stelle kamen, wo der Bach entspringt.

Er floß still aus einer dunklen Felsenhöhle, und stürzte sofort in kühnem Sprung die Höhe hinab, oft von Felsentrümmern aufgehalten, darüber hinweggleitend, darunter durchwühlend, bis sich im ersten Thalgrunde ein breites, von hohen Weißtannen umstandenes Becken bildete. Erst von da aus floß der Bach über die Hochebene und den zweiten Berg in milderem Grunde still murmelnd dem Thale zu.

Das Pechmännlein sah wol, wie es Irma hier gefiel; er glaubte sogar, daß sie einmal gesungen habe, mitten durch das Rauschen und Brausen wol vernehmlich, und es war ein seltsames Zusammentreffen, wie sich nun hier die meisten Kräuter fanden, die er zu suchen hatte. Er hatte auch die Freude, da und dort ein Vogelnest zu entdecken, das er Irma zeigte, die sich daran ergötzte, wie ein kleines Kind. Die Thiere hier schienen noch keine Scheu vor den Menschen zu haben, und das Pechmännlein behauptete, Irma habe so gute Augen, daß die Vögel nicht vor ihr davonfliegen; in der That hüpften sie um sie her, als wäre sie von jeher ihre Vertraute, und der brütende Vogel im Nest sah sie von der Seite so treuherzig an und flog nicht davon.

So saß Irma oft ganze Mittage am Wasserquell, und ohne daß sie es wußte, warf sie manchmal eine Blume, die sie unversehens gepflückt hatte, hinein in die Wellen.

Drunten aber im Wohnorte Gunthers, durch welchen der Bach floß, saß am Ufer ein schöner Knabe, neben ihm ein rothhaariger Bedienter in Livree.

Der Knabe bat den Diener, daß er ihm eine schöne Blume, die eben vorüberschwamm, herausfische; der Diener stieg den steilen Rand hinab ans Wasser, der Knabe aber warf schnell einen Stein ins Wasser, daß es aufspritzte, und der Diener rief: „Junger Herr, Sie sind wieder unartig!“

„Macht er wieder seine tollen Streiche?“ sagte ein herzutretender, groß gewachsener schöner junger Mann mit verlebtem Gesichtsausdrucke. „Was machst Du, Eberhard?“

Der Knabe sah betroffen auf und der Diener sagte:

„Gnädiger Herr, der junge Herr und ich, wir machen nur Spaß mit einander.“

Der Mann nahm den Knaben an die Hand und ging mit ihm durch die Wiese nach einem schön gelegenen Landhause, der Jockei Fitz hinterdrein. Der Vorausgehende war Graf Bruno von Wildenort und der Knabe sein Sohn.

Bruno hatte streng verboten, daß der Knabe am Wasser spiele, er hatte eine besondere Furcht vor dem Wasser, es hatte seiner Familie solch entsetzliches Unglück gebracht; aber der Knabe war immer wie von dämonischer Gewalt zu dem wilden Bache hingezogen, und Fitz, der dem jungen Herrn stets willfahrte, leistete ihm im Geheimen Vorschub und geleitete ihn an den Bach.

Bruno drohte mit dem Finger zurück zu Fitz und ging nun in den Garten an dem Landhause. Hier saß seine Frau in einem großen Lehnstuhl; nicht weit von ihr spielte ein kleines Mädchen im Sand am Weg, und ein Säugling wurde von einer Amme auf- und abgetragen. Die Morgenglocke läutete und bald erschien die Schwiegermutter unter der Gartenthür, ein Diener hinter ihr, der ein von Edelsteinen blinkendes Gebetbuch und ein gesticktes Kissen trug.

Mit der begnügten Ruhe eines Wesens, das heute schon seine höheren Pflichten erfüllt, grüßte die Baronin ihre Angehörigen. Bruno gab ihr den Arm, Arabella folgte ihnen nach, man setzte sich zum Frühstück, das in der Laube aufgestellt war.

„Du lieber Gott,“ klagte die Baronin, „was fangen wir nur heute an? Der Tag ist schön, das Wetter scheint sich zu halten. Der Apotheker sagt mir, es sei einige Stunden von hier eine überaus schöne Almhütte, von wo man eine herrliche Aussicht haben müsse. Wie wär's wenn wir die Diener vorausschickten, um da oben zu diniren?“

„Erlauben Sie, gnädige Frau Schwiegermutter, daß ich Ihnen einen Vorschlag mache?“ erwiderte Bruno zaghaft.

„Gut, machen Sie einen Vorſchlag; überlaſſen Sie nicht alle Sorge mir. Was ſchlagen Sie alſo vor in dieſer tödtlich langweiligen Einöde, wo man auf den odiöſen Geheimrath und ſeine philiſtröſen Frauen angewieſen iſt? Bitte, ſchlagen Sie vor.“

„Es iſt mein unmaßgeblicher Vorſchlag —“

„Machen Sie doch nicht ſo langweilige Einleitungen —“

Bruno biß ſich auf die Lippen, dann begann er lächelnd:

„Ich glaube in Ihrem Intereſſe zu handeln; ich will zuerſt auf die Alm gehen, nachſehen, ob die Wege gut ſind und ob ich Sie nicht einer Enttäuſchung ausſetze, denn in der Regel ſind die theaterberühmten holden Almerinnen au naturel hölliſche Scheuſale.“

„Danke, Sie ſind in der That liebenswürdig. Wann werden Sie die Recognoſcirung vornehmen?“

„Noch heute, wenn Sie befehlen.“

„Er möchte gern einen Tag frei ſein, ein lediger Mann,“ wendete ſich die Baronin lachend zu ihrer Tochter. „O ich kenne ihn! Wollen wir ihm den Tag ſchenken?“ fragte ſie ſchelmiſch.

„Sie ſind ſehr wohl gelaunt,“ warf Bruno ein. Er hielt die Manier feſt, trotz aller Biſſigkeiten der Baronin immer äußerſt galant zu bleiben; ſie hatte Bruno ſchon zweimal ſeine Spiel- und andere Schulden bezahlt; denn Bruno hatte das Erbtheil ſeiner Schweſter noch nicht bekommen, da man ihre Leiche nicht gefunden; erſt im nächſten Jahre, fünf Jahre nach ihrem Tode, wird ſie vom Todtengericht für verſchollen erklärt.

„Ja, lieber Bruno,“ ſagte endlich Arabella, die die Sklaverei ihres Mannes tief ſchmerzte: „Geh Du allein, laß uns Fitz hier, Eberhard hat ſich ſo an ihn gewöhnt, daß er nur noch mit ihm ſpielen will.“

Bruno ging zum Apotheker und erfuhr, daß die Alm, die er nur vom Hörenſagen kannte, dem Freihofbauer gehöre, der einige Stunden von hier wohne.

Er ritt nun zuerſt nach dem Freihof.

Walpurga ſaß am Fenſter und ſpielte mit dem Kinde auf ihrem Schooß. Sie ſah den Reiter daherſprengen, und unwillkürlich drückte

ſie die Hand auf die Augen und bog ſich zurück, als reite er gerade auf ſie los.

Sie ſah den Reiter abſteigen, Hanſei ihn begrüßen, und das fremde Pferd nach dem Stall führen, und jetzt kam er mit dem Fremden in die Stube.

„Grüß' Gott, Herr Graf," trat Walpurga ſich faſſend ihm entgegen. „Das iſt ſchön, daß Sie uns beſuchen."

Sie ſtreckte ihm die Hand entgegen, aber Bruno zwirbelte ſeinen Schnurrbart und reichte ihr keine Hand.

„Ah, Du biſt's? Ich habe nicht gewußt, daß Du die Bäuerin hier biſt. Alſo das iſt das Gut, das Du mit Gold baar ausbezahlt haſt? Du biſt klug, aber ſei nur ruhig, ich verlange nichts von Dir."

Hanſei ſah, wie ſeine Frau erblaßte.

„Wer iſt der Mann? Wer iſt der, der ſo mit Dir redet von oben herunter?" fragte er, ſich in den Schultern zurecht rückend.

„Sei nur ruhig," beſchwichtigte Walpurga. „Es iſt ein Herr vom Hof, der gern Spaß macht."

„Drum!" — brummte Hanſei. „Ich hab' Ihnen nur etwas ſagen wollen — wie heißt man Sie denn?"

„Graf Wildenort."

„Alſo, Herr Graf, ich hab' Sie nicht gefragt, wer Sie ſind und hab' Sie willkommen geheißen und Ihr Pferd auch, und nun bitt' ich, mir zu ſagen, was Sie wollen, und meine Frau in Ruh' zu laſſen. Auf meinem Grund und Boden duld' ich keine Späße, die mir nicht gefallen; und wenn der König kommt und macht einen, der mir nicht anſteht, da ſchmeiß' ich ihn hinaus. Nichts für ungut, aber Jeder redet, wie ihm um's Herz iſt. So, jetzt ſetzen Sie ſich."

Hanſei ſetzte ſeinen Hut auf und drückte ihn feſt, zum Zeichen, daß er hier Herr ſei.

Bruno ſagte lächelnd:

„Du haſt einen braven Mann, Walpurga."

„Jetzt genug," unterbrach Hanſei, „was wünſcht der Herr Graf?"

„Gar nichts Unrechtes. Ich höre, Ihr habt bei Eurem Gute eine Alm, das ſoll die ſchönſte im ganzen Hochgebirg ſein."

„Ja, ja," ſchmunzelte Hanſei, „ſie iſt nicht uneben und geſchickt gelegen, aber ich verkauf' ſie nicht."

„Ich will Dir ſie auch nicht abkaufen, nur auf einen Tag oben hauſen."

„Ja, wie iſt jetzt das gemeint?"

„Sind die Wege da hinauf gut und iſt's auch reinlich oben? Nimmt man nicht eine Heerde am Leib mit, wenn man herunterkommt?"

„Du haſt Recht, Walpurga, er iſt ſpaßig," wendete ſich Hanſei zu ſeiner Frau und fuhr zu Bruno fort:

„Der Weg iſt ſchon gut, und wenn man eine Stunde Umweg nicht ſcheut, kann man reiten, faſt bis hin. Wenn der Herr Graf will, ich führ' ihn hinauf."

„Ja, meine Frau und meine Schwiegermutter wollen die Alm gern ſehen."

Walpurga hörte mit Schrecken, welche Gefahr Irma drohte, aber ſchnell gefaßt, ſagte ſie ſcherzend:

„Nein, Herr Graf, Frauen können da hinauf nicht, unſereins wol, aber da muß man die Röcke in Hoſen ſtecken." Sie lachte hell auf und auch Bruno lachte, er dachte ſich ſeine Schwiegermutter in dieſem Coſtüm; ſie hatte vielerlei gehabt in ihrem Leben, aber ein ſolches nicht.

Er war nur ausgeritten, um der Schwiegermutter mit dem Schein authentiſcher Erfahrung den Plan auszureden, denn er wußte, daß ſolch eine Ausfahrt für ihn ein Tag der bitterſten Sklaverei würde. Nichts iſt recht, er muß immer Vorwürfe und biſſige Worte hinnehmen, als hätte er es verſchuldet, daß da ein Sumpf, dort ein Geröll, und daß es droben auf der Alm nur Eisberge zu ſehen, aber kein Vanillen-Eis zu verſpeiſen giebt! er kennt dieſe Luſtpartien, bei denen er immer vor innerer Wuth hätte vergehen wollen.

Walpurga fand Gelegenheit, ihrem Mann zu ſagen, daß er den Grafen mit allen Mitteln vom Beſuch der Alm abhalten ſolle, und Hanſei lachte auf allen Stockzähnen und ſagte im Stall zu dem Grafen, der nach ſeinem Pferde ſah:

„Es ist eine Verwandte von uns oben, mit der's nicht ganz geheuer ist."

Auch Walpurga kam in den Stall, sie fürchtete doch, daß ihr Mann etwas verrathe, und nun fragte Bruno, ob sie wisse, was mit ihrer Kameradin geschehen sei.

Walpurga nickte und weinte.

„Ja," sagte sie, „ich darf's sagen, kein Mensch auf der Welt hat mehr um sie gelitten als ich."

Sie weinte so bitterlich, daß Bruno sie tröstete.

Er ritt endlich davon.

Noch tagelang lag es Walpurga in allen Gliedern von dem Schreck. Und wiederum dachte sie, es wäre besser, wenn Irma entdeckt würde, sie ist vielleicht doch krank und stirbt bei uns vor der Zeit. Aber wenn sie entdeckt wird, das tödtet sie gleich.

Darum war sie am Sonntag auf der Alm so unruhig gewesen, und hatte dem Ohm die größte Behutsamkeit eingeschärft, immer aber ging es ihr nach: das nimmt bald ein Ende, wenn man nur wüßte, wie, wenn man nur etwas thun könnte. Sie konnte nichts thun, sie mußte geschehen lassen, was geschieht.

Elftes Capitel.

Im Garten Gunthers grünte und blühte es, die Vögel sangen, und der Waldbach, der wohl umhegt mitten durch den Garten floß, murmelte hier in sich hinein, daß es ihm leid thäte, so schnell da fort zu müssen. Auch drin im Hause blühte Freude und Glück. Bronnen war mit Paula verlobt. Was still erwachsen und gediehen war, brach nun plötzlich und in reicher Fülle auf. Bronnen wollte Paula die Seine nennen, bevor der Hof kam, damit sie dann desto freier sich bewege und an das Hofleben gewöhne. Frau Gunther sah mit Bangen ihr Kind in das bewegte große Leben eintreten; sie hatte davor eine unüberwindliche Scheu. Bronnen erzählte den Schwiegereltern, daß ihm die liberalen Reformen im Staatsleben weit müheloser und gefügiger sich ergäben, als die Reform der Hofetikette; es bestand

bisher als altherkömmlicher, unerschütterlicher Brauch, daß die Gattinnen bürgerlichen Standes, welches auch die Stellung des Mannes bei Hof, doch nicht selber hoffähig waren. Bronnen hatte eine Aenderung hierin nicht anders zu Stande gebracht, als bis er eine Cabinetsfrage daraus machte.

Gunther lächelte zu dieser Darlegung. Er kannte die Sprödigkeit der Etikette, die sich nicht splittern ließ. Frau Gunther dagegen war davon erschreckt. Mit heißer Angst überfiel sie's, daß Paula nach der Königin die erste Dame am Hof und in der Residenz sein sollte; es wäre ihr erwünschter gewesen, wenn Bronnen eine geringere Stellung eingenommen hätte; aber sie liebte ihn mit einer mütterlichen Liebe, die nur im Glanz ihres Auges einen Ausdruck fand, wenn dies Auge auf dem stattlichen, gediegenen Manne ruhte; ja sie ging so weit, daß Gunther lächelnd sagte: „Du wirst Deiner Heimath untreu" — denn sie hatte behauptet, daß ein Mann, so edel in allen Formen und würdig in allem Denken, so fügsam und selbstgewiß zugleich, sich vielleicht nur in einer Monarchie entwickeln könnte. In der Republik sei doch eine gewisse Formlosigkeit, ein Sichgehenlassen; diese Selbstehre dagegen, die zugleich immer so respectvoll gegen Andere, sei eine eigenthümliche Blüthe des Hoflebens, und Bronnen habe ein Talent, das besonders anheimelnd sei, er habe das Talent, gut zu hören, er warte so aufmerksam, bis man ganz gesagt habe, was man sagen wolle.

So leuchtend aber auch das Glück der Eltern, es war doch nur ein milder Widerschein von dem der Verlobten. Nachdem Paula in voller Aufrichtigkeit ihr Zagen bekannt, einem Manne wie Bronnen zu genügen, ward sie bald wieder ruhig; denn sie empfand, daß es eine Fülle der Liebe im Herzen giebt, welche die höchste und, was noch mehr ist, die dauernde Beglückung in sich schließt. Durch Feld und Wald gingen Bronnen und Paula, und Bronnen erkannte immer aufs Neue die reine Kraft, die sich aus einer edlen häuslichen Atmosphäre in seiner Erkorenen fest gebildet hatte. Bei jedem neuen Tone, den er anschlug, fand er ein still vorbereitetes reiches Denken, eine klare und reine Empfänglichkeit. Er pries sein Schicksal, das ihn so geführt und tief erquickte sich ihm die Seele in der Erkenntniß, daß

alle Selbſtveredlung erſt in der gemeinſamen Veredlung ſich vollkommen erweiſe.

Frau Gunther ſaß bei ihrem Mann in der Arbeitsſtube. Sie ſchaute manchmal durch das Fenſter auf die Liebenden, die im Garten dahingingen.

„Er hat geſtern“ — ſagte ſie — „Paula und mir ein ſeltſames Geſtändniß gemacht. Wenn mir's ein Anderer berichtet hätte, ich hätte es nicht geglaubt.“

„Und was iſt das?“

„Er hat uns erzählt, und ſeine Stimme war dabei ſehr bewegt, er habe einſt die Gräfin Wildenort geliebt. Wußteſt Du davon?“

„Nein. Ich kann es aber nur gerecht finden. Sie war des beſten Mannes werth, wenn ſie ihre Natur hätte ordnen können, und mein guter Eberhard hätte es wohl verdient, ſolch einen Mann ſeinen Sohn zu nennen.“

„Ich bitte,“ fragte Gunther, „findeſt Du es recht — ich habe ſonſt noch nicht den leiſeſten Schatten an ihm bemerkt — findeſt Du es recht, daß er Paula davon erzählt? Es wird Paula noch ängſtlicher machen, ſie wird ſich mit der glänzenden Erſcheinung der Gräfin vergleichen und —“

„Sei hierüber vollkommen ruhig,“ unterbrach ſie Gunther. „Ein Herz wie das unſeres Kindes, das die volle Kraft der Liebe in ſich fühlt, hat eine unerſchöpfliche Fülle, die keine noch ſo glanzvolle Erſcheinung ſtören und überragen kann; daß aber Bronnen hievon erzählte, macht mir ihn, wenn es möglich wäre, noch theurer. Nicht jeder Mann iſt ſo glücklich, wie ich es war und bin, daß ſeine erſte Liebe auch ſeine einzige; die meiſten müſſen durch Täuſchung und Abfall gehen, und der Mann darf ſein Geſchick preiſen, der wie Bronnen rein und ganz daraus hervorgeht; denn das iſt, je mehr ich die Welt aus der Ferne betrachte, der große Jammer, der die Menſchheit erfaßt hat, und — wenn ſie gerettet werden ſoll — eine Umwälzung ohnegleichen auch in den Geſinnungen hervorbringen muß: es darf nicht ſo weitergehen, daß ein Laſterleben ſich parallel hinzieht mit dem ſogenannten geordneten und häuslichen und die Menſchheit und jeden Mann in ſich ſpaltet. Wir haben unſer Kind ſo lange, ſo treu

behütet und ich hätte bei allem äußern Glück tiefes Herzweh, wenn ich ſehen müßte, daß ein Mann ihr die Hand reicht, der, wie die Geſellſchafts-Falſchmünzerei es nennt, ſchon ſtark gelebt hat."

Frau Gunther ſah mit glänzendem Auge auf ihren Mann. „Ich finde, daß Bronnen Dich auch von Deiner Abneigung gegen das militäriſche Leben bekehrt hat," ſagte ſie leiſe.

„Keineswegs," erwiderte Gunter, „nur hat Bronnen keine Schädigung davon erfahren. Er vereinigt mit dem entſchloſſenen Muth und der leichten Beherrſchung fremder Kraft ein tiefes und ernſtes Denken. Es iſt wie ein Wunder, wie eine unverhoffte ſchöne Fügung, daß mir eben jetzt, wo ich das Bild des reinen Menſchen, des modernen, thätigen, in meiner Arbeit herausmeißeln will, eben jetzt echte Züge in einem Menſchen entgegentreten, der durch die Freiheit der Natur mir zu eigen wird. Es iſt doch, als ob geheimnißvolle Mächte uns eben das zutrügen, wonach in Dichten und Trachten unſer Auge geſpannt iſt. Bronnen tritt mir entgegen, als träte er aus meine Arbeit heraus."

Noch nie hatte Gunther ſo von ſeiner Arbeit geſprochen.

„Du verſtehſt mich recht," fügte Gunther hinzu, „ich ſehe das Ideal des reinen Menſchen in Keinem vollkommen; aber ich ſehe Züge in Jedem und ſehe viele davon in Bronnen beſonders. Die Menſchen leben mir in der Wirklichkeit ſchön, in der Wahrheit aber noch ſchöner. Ich freue mich, daß das nach uns kommende Geſchlecht ein anderes iſt als wir, und doch dürfen wir ſagen, daß das Gute von uns mit ihm fortlebt; der Enthuſiasmus des neuen Geſchlechts iſt ein anderer als der unſere war, aber ich glaube, daß die Nüchternheit ihn auch nachhaltiger macht. Doch — ich will mich jetzt nicht zu weit verlieren. Ich wollte Dir nur ſagen: ich habe gefunden, daß die Herzſpältigkeit der modernen Welt weſentlich darin beruht: Die Religion hat den Glauben, die Kunſt die Schönheit, die Politik die Freiheit für ſich und abgelöſt von der Sittlichkeit hingeſtellt, und doch ſind ſie Eins und müſſen es ſein, wie die beiden Seiten ein und derſelben Subſtanz. Ich hoffe, daß ich das der Welt noch deutlich machen und etwas beitragen kann zur Einigung der wahren Frömmigkeit,

Schönheit und Freiheit mit der ſo vornehm und gnädigſt nebenher tolerirten Sittlichkeit."

Das Geſpräch wurde unterbrochen, denn der Graf von Wildenort, ſeine Gemahlin und Schwiegermutter wurden gemeldet; man ließ ihnen ſagen, ſie möchten in den Gartenſalon eintreten, und bald waren die Gemeldeten, Gunther und ſeine Frau, Bronnen und ſeine Braut dort in lautem Geſpräch verſammelt.

Frau Gunther ſprach ausſchließlich mit der jungen Gräfin, welcher der Kur-Aufenthalt ſehr wohl gethan hatte. Die Baronin Steigeneck wußte das Brautpaar in einem Geſpräche feſtzuhalten, und Frau Gunther ſah oft nach Tochter und Sohn hinüber, als müſſe ſie eine Raupe von ihren Kleidern abthun. Bruno ſprach ſehr heiter mit Gunther und ſagte, daß er auf Befehl der höchſten Herrſchaften wol noch einmal während Anweſenheit derſelben hieher kommen werde; er wollte damit vielleicht Gunther den Auftrag geben, daß ihm der Befehl zugehe, denn die Baronin wollte vor Ankunft der Majeſtäten — ihre Ausgeſchloſſenheit drückte ſie ſehr — mit den Kindern und Enkeln nach ihrem Schloſſe zurückkehren, um dann in ein Luxusbad zu reiſen; ſie war voll Ungeduld, bis ſie zur Spielbank kam.

Man nahm ſehr redſeligen Abſchied, man dankte für den herrlichen Landaufenthalt, man beneidete die Menſchen, die hier wie auf einer glückſeligen Inſel leben könnten und endlich ſtieg man in den auf der Straße haltenden Wagen.

Als die Fremden fortgegangen, kehrte Frau Gunther nochmals in den Gartenſalon zurück und öffnete alle Fenſter, damit ein friſcher Luftzug durch das Gemach ſtrich; es bedurfte auch deſſen, um die ſtarken Parfüms der Baronin zu zerſtreuen.

Am Abend verließ Bronnen das Städtchen. Der Wagen fuhr nebenher, man gab dem Bräutigam das Geleite. Er und Paula gingen voraus, Gunther und ſeine Frau hinterdrein. Der Abſchied war einfach und herzlich, man freute ſich der genoſſenen Tage und ſah neuen freudig entgegen, denn Bronnen wollte mit dem König wiederkommen.

Bei der Rückkehr ging Paula zwiſchen den Eltern, ihre Wangen glühten; unterwegs trennte ſich Gunther von den Seinen und ging

nochmals zum Grafen Wildenort, um deſſen Gemahlin fernere Verhaltungsregeln zu geben.

Mutter und Tochter gingen allein, und als Frau Gunther ihr Kind anblickte, ſah ſie eine ſtille Thräne in deſſen Auge, aber das Antlitz leuchtete.

„Du darfſt vollauf glücklich ſein," ſagte Frau Gunther. „Dir wird ein Mann, der ſich mit Deinem Vater vergleichen darf, und ich kann Dir nichts Höheres wünſchen, als daß Dir werde, was mir geworden, und daß Du einſt Freude haben mögeſt, wie ich an den Meinen und an Dir beſonders."

„Ach Mutter," ſagte Paula, „ich faſſe es gar nicht, daß ich ihn allein ziehen ließ, und faſſe es doch wieder nicht, daß ich Dich, den Vater und die Schweſter laſſen ſoll; aber Bronnen" — ſie nannte ihn unabänderlich nie bei ſeinem Taufnamen — „ſagt, daß er hoffe, der Vater werde wieder in die Reſidenz zurückkehren; er könne ſich jede Stellung, die ihm beliebe, auswählen, der König wünſche das."

„Ich glaube nicht, daß der Vater dem nachgiebt. Doch Du, Kind, laß Dich in nichts ſtören; Du kannſt glücklich ſein, denn Dein Glück lebt in uns Allen."

Noch auf dem Heimwege begegneten den beiden Frauen viele ſchöne Pferde und Wagen, die der Königin vorausgingen, deren Ankunft man in den nächſten Tagen erwartete. Die Landſtraße war auf einmal ſo belebt, und im Städtchen war ein Wogen, ein Staunen, ein Freuen. Der Hof kommt! Und das Alles verdankt man doch nur Gunther! — Die Frau und Tochter wurden ehrerbietig begrüßt, und ſchon von ferne ſah man, wie die Städtebewohner den neuangekommenen Hofdienern ſagten, wer die beiden Damen ſeien; auch die Hofdiener grüßten mit großer Unterwürfigkeit.

Den Weiterſchreitenden begegnete auch ein Fuhrwerk, wie aus einem Märchen hervorgeſprungen. Zwei iſabellenfarbene winzige Ponies mit kurzgeſchorenen ſchwarzen Mähnen, mit buntem Geſchirr angethan, waren an einen kleinen zierlichen Wagen mit niederen Rädern geſpannt. Als ob ſie ahnten, was da vorging, kamen die Kinder aus den Bauernhäuſern über die Wieſen und von den Halden dahergeſprungen und bewunderten das Märchengeſpann des Kron-

prinzen und begleiteten es jubelnd durch das Städtchen wo das Kindergefolge immer größer ward, bis hinaus zur Meierei.

Paula sah Allem lächelnd zu. Sie stand bei der Mutter vor dem Hause, wo ein Schild anzeigte, daß hier fortan das neue Telegraphenamt sei. Hieher wird sie Botschaften senden und von hier wird sie solche vom Elternhause empfangen.

Die Leitung, die Irma nicht weit vom Freihof vorbei hatte aufrichten sehen, war für den Sommeraufenthalt der Königin hergestellt.

Als man am andern Morgen im Hause Gunthers erwachte, kam das erste Telegramm ins Städtchen. Es war an Paula gerichtet und lautete:

Ich weihe den elektrischen Funken ein zum Dienst der Liebe. Bin wohlauf, grüße Dich, Vater, Mutter und Schwester.

Bronnen.

Zwölftes Capitel.

Die Schuljugend war hüben und drüben am Wege unter den Obstbäumen aufgestellt. Die Glocken läuteten, Musik erscholl, Böller krachten und widerhallten von den vielzackigen Bergen.

Die Königin zog ein.

Sie saß im offenen, von vier Schimmeln gezogenen Wagen, neben ihr der Prinz, ein Knabe mit hellen goldenen Locken und frischem Antlitz. An der Gemarkung hielt der Wagen. Ein in der kleidsamen Landestracht aufgeputztes Mädchen hieß die Königin mit einem vom Schulmeister verfaßten Gedichte willkommen und überreichte ihr einen Strauß Alpenblumen. Die Königin empfing den Strauß, auf ihrem Antlitze lag Güte und Holdseligkeit; sie grüßte nach allen Seiten, reichte dem Kinde die Hand, und auch der Prinz reichte seine Händchen dar und sagte — der ganze Gemeinderath, der katholische und evangelische Geistliche hörte es — „Grüß Gott!"

„Hoch und abermals hoch!" wurde gerufen und Blumen wurden auf den Weg gestreut.

Die Königin fuhr durch das Städtchen, das mit Kränzen und Fahnen geschmückt war, nach der Meierei. Dort standen bereits

die Hofcavaliere, die vorausgekommen waren, unter ihnen Gunther. Er trug die großen Orden auf der Bruſt, die die Bewohner des Städtchens noch nicht an ihm geſehen hatten.

Jetzt kam der Wagen durch die Ehrenpforte; er hielt an, die Königin ſtieg aus.

Sie reichte Gunther die Hand, er hätte ſie gern geküßt, aber er wandte ſich zum Prinzen und küßte ihn. Auch er war ſo bewegt, daß er kein Wort hervorbringen konnte, endlich ſagte er:

„Ich heiße Majeſtät von Herzen willkommen auf meinem Heimathsgrunde.“

„Wo Sie ſind, iſt Heimathsgrund,“ erwiderte die Königin.

Sie ging voran, an der Hand den Knaben führend.

Die Oberhofmeiſterin Gräfin Brinkenſtein, die Palaſtdame Conſtanze und andere Hofdamen begrüßten nun ebenfalls Gunther; es waren aber auch neu ernannte da, die Gunther nicht kannte.

Bald war die Königin mit den ihr zunächſt Stehenden auf der großen Terraſſe, die einen entzückenden Ausblick über das Thal und nach den Bergen bot. Gunther erklärte der Königin den Höhenzug und die dazwiſchenliegenden Thäler, er nannte die Namen der vornehmlichſten Bergſpitzen und fügte da und dort etwas Geſchichtliches hinzu; er ſtellte die Häupter ſeiner Heimath der Königin vor. Jetzt begann die Abenddämmerung ſich niederzuſenken und ruhte im glühenden Roth dort oben auf den Höhen. Man ſtand eine Weile ſtill und ſchaute hinauf nach den Höhen dort, wo allen ungeahnt eine Frauengeſtalt träumend hineinſah in die weite Welt und erſchreckt ſich umgeſchaut hatte, als plötzlich von den nahen Schrofen das Echo der Böllerſchüſſe donnergleich widerhallte. Da drunten feiern wol die Menſchen ein lautes Feſt, und ſie, die einſt auch unter den hier Verſammelten geſtanden und die nicht am wenigſten Bewunderte war, lebt ſtill und einſam in ſich.

An dem Zaune des abgegrenzten Parkes ſtand die Einwohnerſchaft des Städtchens und Viele, die aus den Dörfern und den einſamen Höfen herbeigekommen waren; ſie ſchauten Alle nach der Königin, Jedes wollte etwas Beſonderes bemerkt haben, an ihr, an den Pferden, an dem Wagen, an den Dienern.

Jetzt läutete die Abendglocke, die Männer zogen die Hüte ab und Alles betete still und zog heimwärts.

Die Nacht brach schnell herein, die Versammelten zerstreuten sich und die Königin fragte Gunther, ob es nicht einen Weg nach seinem Hause gebe, der nicht durch das Städtchen führe. Gunther erwiderte, daß der König einen solchen längs des Vorhügels habe anlegen lassen.

Die Königin blickte nieder. Sie war im Innersten erquickt von dieser freundlichen Fürsorge, und wäre jetzt der König dagewesen, sie hätte ihm ein Wort der Güte gesagt, wie er es lange nicht von ihr gehört.

„Ich will Ihre Familie begrüßen," sagte die Königin.

„Ich werde die Ehre haben, sie Eurer Majestät morgen vorzustellen."

„Es ist so schön, der Abend so mild, lassen Sie uns noch heute dahin gehen."

Die Königin und Gunther und mehrere Herren und Damen vom Hofe gingen den neuen Weg nach dem Hause Gunthers.

„Wollen Sie nicht Ihren Damen schnell voraussagen lassen, daß Ihre Majestät zu Besuch kommt?" sagte die Oberhofmeisterin beim Ausgang aus der Meierei mit sehr gnädigem Ausdruck zu Gunther. Die Formlosigkeit der Königin, mit der sie diesen Besuch in Scene setzte, war doch gegen alle Regel, obgleich der Landaufenthalt mancherlei Freiheit gestattet.

Gunther lehnte eben so höflich jede Ansage ab.

In ihm war das stolze Selbstgefühl: es kann zu jeder Stunde eine Königin mit ihrem Gefolge in sein Haus eintreten, sie findet es würdig bereit, und seine Frau und seine Kinder bedürfen keiner Zurechtstellung.

Die Frau des Inspectors, die kluge Stasi, hatte aber doch gehört, wohin es geht; sie war durch die Stadt vorausgeeilt zu Frau Gunther, um zu sagen, wer heute noch zu ihr käme.

So fand nun der Hof den Gartensalon schön erleuchtet, und Frau Gunther, von ihren beiden Töchtern umgeben, begrüßte die Königin

am Eingang des Gartens, mit ehrerbietiger, wenn auch nicht vollkommen ordonnanzmäßiger Verbeugung.

„Ich konnte es nicht erwarten," ſagte die Königin — ihre Stimme klang jetzt ſo hell, ganz anders wie ehedem — „ich mußte Sie noch heute begrüßen und Ihnen meinen Glückwunſch ausſprechen. Sie ſind die Braut des Miniſters Bronnen?" wendete ſie ſich zu Paula.

Paula verbeugte ſich ſo regelrecht, daß die Oberhofmeiſterin zufrieden nickte. Die Königin reichte Paula die Hand und küßte ſie auf die Stirne.

„Ich werde Sie nun oft ſehen," ſetzte ſie hinzu, „und es wird uns eine Quelle der Erinnerung ſein, daß ich Sie ſchon in Ihrem elterlichen Hauſe gekannt."

Sie winkte dann Frau Gunther an ihre Seite und ging mit ihr durch den Garten.

„Alſo erſt heute muß ich Sie ſehen," ſagte die Königin, „ich hoffe, ich bin Ihnen keine Fremde."

„Majeſtät, es iſt zum Erſtenmal in meinem Leben, daß ich mit einer Königin ſpreche, und ich bitte —"

„Ihr Mann iſt mir ein väterlicher Freund, und ich wünſche, daß auch Sie mir in ähnlicher Weiſe — doch, überlaſſen wir das der freien Beſtimmung, wie wir uns gegenſeitig finden. Legen Sie nur als Schweizerin ein klein wenig Ihr Vorurtheil gegen eine Königin ab."

„Majeſtät, ich bin eine Bürgerin Ihres Landes."

„Ich freue mich, daß ich Sie zuerſt in Ihrem eigenen Hauſe begrüßen konnte. Singen Sie noch viel? Ich hörte, daß Sie ſchön geſungen."

„Majeſtät, das überlaſſe ich jetzt den friſcheren Stimmen meiner Kinder; Paula ſingt."

„Ach, das freut mich! Ich entbehrte es lange, daß keine Dame unſeres näheren Kreiſes ſchön ſingt."

Wie ein flüchtiger Schatten huſchte die Erinnerung an Irma in der Nacht dahin durch die Seele der Königin. Sie ſtand am Bach, der von dort oben kam, und hier jetzt laut quallte und murmelte.

Die Königin blieb nur eine kurze Weile im Pavillon. Als sie zurückging, sagte sie an der Gartenthür zu Frau Gunther:

„Wollen Sie uns nicht noch ein Stück Weges begleiten?"

„Ich danke, Majestät."

„So sehe ich Sie morgen. Gute Nacht! Auf gute Nachbarschaft!"

Die Königin ging davon.

Gunther wußte, wie die Herren und Damen laut oder still über die unerhörte Unschicklichkeit sprechen werden, daß man einen ausgesprochenen Wunsch der Königin geradezu verneint; aber er sagte seiner Frau kein Wort, er konnte sie gewähren lassen und war sicher, daß sie das Rechte that; wenn sie auch gewisse Convenienzen unberücksichtigt ließ, sie wird doch mit rechtem Tact Alles einleiten und festhalten, und gerade das, daß sie das überaus huldvolle Zuneigen der Königin mit leiser Abwehr behandelte und sich von der Gnade nicht eine Freundschaft befehlen ließ, gerade das war ihm sichere Bürgschaft.

„Es ist mir lieb," sagte Frau Gunther zu ihrem Manne, als sie in der Wohnstube beisammen waren, „daß unsere Paula schon vom elterlichen Hause aus in das Hofleben eingeführt wird, und die Königin scheint mir in Wahrheit ein edles Gemüth."

Gunther stimmte bei und setzte hinzu, daß Paula schon bei der kurzen Begegnung gezeigt habe, wie sie die Unterweisung ihres Verlobten praktisch zu üben wisse, denn Bronnen hatte ihr gesagt: Man ist bei Hofe frei, wenn man sich den Krimskrams der Formen, ohne Accent darauf zu legen, so zu eigen macht, daß man sie ohne Beschwer übt, wie grammatische Regeln.

Die Nacht war mondhell und Paula sang in die stille Nacht hinein mit klangvoller Stimme und in glühendem bräutlichem Ausdruck den Schluß des Goethe'schen Liedes, das Bronnen vor Allen liebte:

Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe bist du!

Und droben auf dem Berge, wohin keine Stimme drang, saß in ihre blaue Decke gehüllt eine Einsame, und durch ihre Seele zog

lautlos das Lied desselben Meisters, das Lied aller Lieder, in dem die von aller Schwere freigewordene Seele sich mit der ewigen Natur eint:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Die Hofdamen in der Meierei plauderten noch lange mit einander; diejenigen, die die Königin nicht hatten begleiten dürfen, beneideten die Anderen, die sofort die Braut Bronnens mustern konnten. Was mochte nur an dem bürgerlichen Mädchen sein, daß Bronnen, dem keine noch so hoch Stehende ihre Hand geweigert hätte, gerade sie wählte? Die Einen fanden sie linkisch, die Andern zu sicher; auch ihre Schönheit war zweifelhaft. Den jüngeren Hofdamen wurde scherzend mitgetheilt, daß der Leibarzt jetzt viele Tage große Parade der Gefühle und Weltideen abhalten werde, und zwar au grand sérieux.

Der Mond schien hell auf den Bergen und im Thal, wo endlich Alles schlief. Nur die Brunnen rauschten und der Bach murmelte und manchmal erscholl ein Jodelruf hoch in den Bergen.

Ein heller Tag brach an.

Gunther war früh bei der Königin. Er war entschlossen, nun die nächsten Wochen seine Morgenstille zu opfern; er wollte sich ganz der Freundin widmen, und er sah jenseits dieser Wochen wieder seine ungestörte Ruhe.

Wieder wie vor fünf Jahren saß er am Morgen auf der Terrasse, aber nicht ausschauend nach den fernen Bergen, sondern nun von ihnen umschlossen; und wieder, wie damals, erschien die Königin in weißem Gewand und grüßte ihn, aber ihr Wesen war jetzt ein anderes, ihr Gang war sicherer, ihr Wort bestimmter.

„Wir machen kein Programm, wie wir nun hier leben wollen," sagte die Königin, mit Gunther im Garten auf- und abwandelnd, „wir wollen den Tag nehmen, wie er sich giebt."

Sie sprach ihre Freude aus, daß sie seine Frau und Töchter nun schon kenne; sie fand, daß er wohlgethan, in der Residenz seine

Häuslichkeit vom Hofe entfernt gehalten und nur mit wenigen Menschen eine Ausnahme gemacht zu haben.

Wieder zog wie ein flüchtiger Schatten die Erinnerung an Irma durch die Morgenfrühe dahin, denn die Königin wußte, daß Gunther sie in sein Haus eingeführt. Immer noch schien das Andenken Irmas nicht völlig gebannt und begraben.

„Majestät erlauben mir," sagte der Leibarzt, „doch ein kleines Programm aufzustellen; es hat nur einen einzigen Paragraphen. Erlauben Sie mir, ihn zu motiviren. Ich habe mich nie brieflich über diesen Punkt aussprechen können, ich kann es nur persönlich. Majestät, ich habe mich vor Ihnen einer Schuld anzuklagen."

„Sie? Einer Schuld?"

„Ja, und es macht mich frei, sie beichten zu dürfen. Majestät, ich frage nicht, wie jetzt Ihr Verhältniß zu Ihrem königlichen Gemahl. Daß und wie er Ihnen dies Alles hier bereitet, ist die That eines zarten Sinnes —"

„Und ich erkenne die That vollkommen; aber ich kann doch nicht —"

„Ich muß Sie unterbrechen, Majestät, denn das ist meine Bitte: Gestatten Sie mir, daß wir nie mehr mit einander über Ihr Verhältniß zu Seiner Majestät sprechen. Ich habe damals — und das eben ist meine Schuld — in dem schweren Conflict geglaubt, Eure Majestät durch freies und umfassenderes Denken zur Gerechtigkeit und von da aus zur wiedererweckten Liebe zu führen. Ich habe geirrt und gegen einen ganz einfachen Grundsatz verstoßen. Gefühle wollen sich nicht durch Gedanken beherrschen lassen; und wäre es auch in dem genannten Falle, jeder Dritte, der da sich einstellen läßt, wird mit Recht zermalmt und ausgestoßen. Wer da Mittler sein will, der macht den Riß nur weiter. Gatte und Gattin können nur allein sich finden. Ich breche ab und bitte nun Eure Majestät — denn so allein können wir freien Blickes einem Jeden und Ihrem Gemahl selbst, wenn er kommt, frei ins Auge schauen — wir sprechen nie mehr über dies Verhältniß. Sie haben keinen andern Vertrauten, als Ihr Herz, und Ihrem eigenen Herzen allein müssen Sie

folgen und vor keiner ſcheinbaren Abtrünnigkeit und Umkehr zurückſchrecken. Iſt dies Eine mir gewährt?"

„Ja, und nun weiter kein Wort davon."

Als ob den Beiden eine Laſt abgenommen wäre, ein Bann, der auf ihnen geruht, frei und heiter beſprachen ſie ſich nun.

Der Kronprinz wurde herbeigeführt. Der Leibarzt freute ſich ſeiner kräftigen Geſtalt und verſprach ihm eine Geſpielin, die am ſelben Tag mit ihm geboren war.

„Mama, warum hab' ich kein Schweſterchen?" fragte der kleine Prinz. Die Königin wurde über und über roth.

„Die kleine Cornelia ſoll Deine Schweſter ſein," erwiderte ſie und gab Auftrag, daß man den Prinzen in das Haus des Leibarztes zu dem Kinde führe.

Der Leibarzt gab Frau von Gerloff noch die Anweiſung, daß man den Kindern das Vogelneſt mit den jungen Vögeln im Roſenbuſch zeige. Der Prinz bat, daß er Schnipp und Schnapp mitnehmen dürfe, und bald fuhren die beiden Kinder miteinander in dem zierlichen Wagen durch das Thal, ein kleiner Groom lenkte die Pferdchen, ein Vorreiter ritt voraus.

Am Mittag kam Frau Gunther mit ihren Töchtern zur Königin. Allmälig bildete ſich ein zutrauliches Verhältniß zwiſchen dem Hauſe Gunthers und dem Hofe, als wären es zwei gleichſtehende Familien. Keine Geſellſchaft in geſchloſſenen Räumen kommt ſo zu gleicher Stimmung, wie die auf dem Lande bei Ausfahrten; die Gemeinſamkeit der Naturfreude und Erfriſchung giebt auch eine Gemeinſamkeit der Stimmung.

Die Tage floſſen ſchön dahin, die Königin wollte keine außergewöhnlichen Vergnügungen, und jede Stunde war in ſich erfüllt.

Die Königin ſagte einſt Frau Gunther, daß ſie die erſte Bürgerin ſei, mit der ſie von Haus zu Haus in Beziehung getreten, und ſie könne nicht umhin, ihren klaren und feſten Sinn zu bewundern.

„Ich muß Ihnen etwas aus meiner Jugend erzählen," entgegnete Frau Gunther, der dieſes mit Lob Begnadigen ſehr anfremdend war.

„Bitte, erzählen Sie," ermunterte die Königin.

„Majeſtät, ich war eine glückliche Braut. Wilhelm war in den

Ferien verreiſt, wir ſchrieben uns oft. Da kam eines Tages ein Brief von ihm, der meinen Stolz beleidigte, ja mich tief verletzte. Ich hatte mich in allerlei Ueberſchwänglichkeiten verſtiegen, und er ſchrieb mir das Leſſing'ſche Wort, das Nathan zum Tempelherrn ſpricht: „„Mittelgut wie wir, findet ſich überall in Menge.““

„Und das verletzte Sie?“

„Ja, Majeſtät, das verletzte mich tief. Gunther hat keine Spur jener lügenhaften Beſcheidenheit, die um ſo eitler iſt, je beſcheidener ſie thut. Nach meinem Gefühl beleidigte er ſich mit dieſem Wort, er, der mir ſo hoch ſtand, und, geſtehe ich's nur, er beleidigte auch mich; ich hielt mich nicht für Mittelgut, ich hielt mich für eine höher bevorzugte Natur. Von damals aber begann ich und lernte durch mein ganzes Leben immer mehr einſehen, daß das meiſte Elend davon kommt, daß die Menſchen, die Verſtand, Bildung und etwas Talent haben, ſich für bevorzugt, für höher geartet halten und ſich damit das Recht zuerkennen, über die gewohnten Schranken und den geſchloſſenen Pflichtenkreis hinwegzuſchreiten. Sich als Mittelgut erkennen, danach handeln für ſich und urtheilen über Andere — das iſt meine Lebensführung geweſen, und ſo bitte ich Eure Majeſtät, mich auch anzuſehen. So wie ich bin, ſind tauſend und aber tauſend Frauen in der Welt. Es iſt wie im Geſange. Ich habe im Chorgeſang gefunden, wie viele gute Stimmen im Chor mitſingen und damit froh ſind und nie nach einem Solo verlangen.“

Die Königin ging ſtill neben Frau Gunther. Wie viele Anwendungen ließen ſich von dem machen, was die Frau mit dem Ausdruck vollſter Wahrhaftigkeit geſagt. Die Königin konnte es auf ſich ſelbſt, auf den König und die noch immer Unvergeſſene deuten.

Frei aufſchauend begann ſie endlich:

„Ich wollte Sie um etwas bitten,“ ſprach ſie ſtockend und nahm eine Buſennadel mit einer großen Perle ab. „Bitte, nehmen Sie das zum Andenken an dieſe Stunde, zur Erinnerung deſſen, was ich jetzt von Ihnen empfangen.

„Majeſtät,“ erwiderte Frau Gunther, „ich habe in meinem ganzen Leben noch nie etwas derart geſchenkt genommen. Doch, ich verſtehe. Sie als Königin ſind gewohnt, die Seligkeit des Gebens

zu empfinden, Andere zu beglücken. Ich nehme dies Zeichen an, als wär's eine unverwelkliche Blume aus Ihrem Garten."

Frau Gunther ging ſtill in ſich begnügt heimwärts. An ihrem Hauſe ſtand ſie ſtill. Auf dem Clavier im großen Saal, deſſen Fenſter offen ſtanden, ſpielte eine Meiſterhand voll Kraft und Innigkeit. Das kann Paula nicht ſein. Wer iſt es?

Es war ein herzerſchütterndes Wiederſehen, oder leider, wir ſind des Wortes zu ſehr gewohnt — es war kein Wiederſehen, ſondern nur ein Umfaſſen! Der Neffe der Frau Gunther, der junge Mann, von deſſen Compoſition Irma vor Jahren ein Lied geſungen, und der die Verwandten auch hier ſchon einmal beſucht hatte und damals, bei einem Ausflug vom Gewitter überraſcht, auf dem Freihof übernachtet, Irma geſehen hatte, ohne zu wiſſen wer ſie war, der junge Mann war jetzt, wie ihm vorausgeſagt, völlig erblindet. Er war ein Meiſter im Pianoſpiel geworden und trug das Schickſal der Blindheit mit männlicher Kraft.

Frau Gunther ſtellte ihren Neffen am Abend der Königin vor, und es war die erſte Freundesthat der Königin gegen Frau Gunther, daß ſie den Blinden zu ihrem Kammervirtuoſen ernannte, ſie wollte die Ernennung nur noch dem König zur Beſtätigung vorlegen, der in den nächſten Tagen kommen ſollte.

Dreizehntes Capitel.

Der König war in der Nacht angekommen ohne vorgängige Anmeldung. Er wollte jeder Empfangsfeierlichkeit ausweichen. Er betrachtete ſich als Gaſt bei ſeiner Gemahlin, für ſie allein hatte er dieſe beſcheidene Sommerfriſche herrichten laſſen.

Gunther ging am andern Morgen mit ſeinen Orden geſchmückt den neuen Weg von ſeinem Hauſe nach der Meierei. Er empfand, daß ſich jetzt dies Sommerleben ändern wird. Es hatte ſich eine Geſammtſtimmung gebildet, die nun durch einen Hinzukömmling, und wäre es auch ein fügſamerer als der König, eine Umſtellung erleiden wird.

Seit der letzten Audienz, in der er für die Decorirung danken mußte, hatte Gunther den König nicht wieder gesehen. Er war gefaßt. Die Hofformen haben in ihrem festen Bestand das Gute, daß sie keine momentane Stimmung und Belebung erheischen.

Als Gunther so den Weg, der sich an der halben Höhe eines Vorhügels hinzog, dahinschritt, erweckte sich ihm unwillkürlich eine Erinnerung an Eberhard. Die Morgenfrühe, die Bergluft, die stramme Uniform, Alles war wie damals vor Jahrzehnten.

Eberhard hatte die Erfüllung einer Höflichkeitsform ohne Empfindungsinhalt beständig als Rohheit bezeichnet, er hatte verlangt, daß man in jedem Augenblick des Lebens wahr sei und keine Form, kein Wort gebrauche, die nicht aus dem Grund der Seele stammen. Gunther hatte in den Jahren seiner Einsamkeit wol erkannt, daß auch er durch Concessionen einen theilweisen Abfall sich hatte zu Schulden kommen lassen; es war sein höchstes Glück geworden, nun vollkommen wahr vor sich und vor der Welt zu sein, und darum hatte er in dem Werke, das er als Ergebniß seines Lebens betrachtete, rücksichtslos und mit unverhülltem Ausdruck gesprochen.

Als er in Gedanken so fortwandelnd nun die Meierei sah, hielt er still, um sich zu sammeln. Er war ja auf dem Weg, den zu begrüßen und ihm Ehrerbietung zu bezeigen, der ihn hatte entwürdigen wollen.

Auch der König, der Gunther schon von ferne hatte kommen sehen, war beim ersten Anblick bewegt. Er trat vom offenen Fenster zurück und doch hätte er dem hochgehaltenen Manne gern durch das Fenster Willkommen zugerufen; aber die königliche Würde duldet das nicht, und sie hat dabei das sehr Genehme, daß der Zutritt Begehrende in harrender Stellung bleibt und der Anlaß Gewährende seine natürliche Freiheit, man könnte sagen, sein bequemes Daheim dem Fremden gegenüber innehat.

Der Leibarzt ließ sich melden. Er wurde sofort vorgelassen. Der König ging ihm drei Schritte entgegen und sagte:

„Willkommen, lieber Geheimrath, ich freue mich von Herzen —“ er stockte, als er das gesagt, und fügte, wie plötzlich eine andere Wendung nehmend, hinzu: „Ich freue mich sehr, Ihnen Glück wün-

ſchen zu können. Man weiß nicht, ſoll man ſagen: Sie ſind es werth, einen ſolchen Sohn zu gewinnen, oder der Miniſter Bronnen iſt es werth, Sie Vater zu nennen; es iſt Beides ein und dasſelbe," ſchloß er mit einem Lächeln, das etwas Gezwungenes hatte.

„Ich danke Eurer Majeſtät unterthänigſt —" auch Gunther ſtockte, er hatte dies Wort ſchon lange nicht geſprochen — „ich danke Eurer Majeſtät für dieſe huldvolle Theilnahme an mir und meinem Hauſe."

Der Glückwunſch zur Verlobung Bronnens war eine anſprechende Ueberleitung in die neue Begegnungsweiſe zwiſchen dem König und Gunther. Dennoch trat jetzt eine Pauſe ein, in der ſich die beiden Männer muſterten, als müßten ſie nach vierjähriger Trennung das Antlitz ſich wieder einprägen, das Jeder durch Jahrzehnte faſt täglich geſehen. Gunther war ſich faſt gleichgeblieben, nur trug er jetzt einen kurzgehaltenen ſchneeweißen vollen Bart; der König dagegen war gerundeter in ſeiner Geſtalt geworden; auf ſeinem Antlitz lag jetzt ein Ausdruck ſtrengen Ernſtes, der indeß wol mit ſeiner gewinnenden Liebenswürdigkeit zuſammenſtimmte; ſeine Bewegungen ſchienen an Spannkraft eher gewonnen als abgenommen zu haben.

„Wie ich höre," begann der König aufs neue, „ſind Sie mit einer großen philoſophiſchen Arbeit beſchäftigt, dazu darf ich uns nur Glück wünſchen, wir genießen geſammelt die Früchte Ihres Geiſtes, die wir jetzt im täglichen Verkehr entbehren."

„Majeſtät, ich ziehe das Facit meines Lebens. Es iſt einerſeits weniger, anderſeits mehr, als ich hoffen durfte; ich lebe in mir, freue mich aber, daß ich, hinausſchauend in die zeitgenöſſiſche Welt, erkennen darf, daß die zu Größerem Berufenen ein reines Facit ziehen können."

„Das Wachsthum iſt langſam," ſagte der König. „Als ich geſtern durch die Felder fuhr, dachte ich: wie lange ſolch ein Halm braucht, bis die Aehre gediehen iſt. Wir ſehen das einzelne Wachsthum des Tages nicht, aber das Reſultat wird es zeigen."

Lächelnd und jetzt ganz ungezwungen fuhr er fort: „Ich theile Ihnen da meine neueſten Wahrnehmungen mit, es iſt ... es iſt ... als hätte ich Sie erſt geſtern geſprochen. Kommen Sie mit in den Garten."

Auf dem Wege fragte der König: „Wie finden Sie den Prinzen?“

„Er iſt wohlgebaut und — ſo weit ich es beurtheilen kann — auch ſeine geiſtige Entwicklung normal und ſchön.“

Das Geſpräch brach immer wieder ab und mußte immer neu aufgenommen werden; das war die Folge einer langen Trennung und eines unaufgehellten Hinterhaltes in der Empfindung.

„Sie haben nun auch viel unter dem Volk gelebt,“ begann der König wieder. „Finden Sie auch, daß der naive Volksgeiſt das Correctiv für die Abirrungen der höheren Bildung zu ſein berufen iſt?“

Der Leibarzt ſah den König nach dieſer Frage betroffen an. Was ſoll dieſe Frage? Iſt es eine Müßigkeitsfrage? Lebt im Könige noch der unbeſiegte Widerſpruch gegen die Entſcheidungen des Volkes? Oder will der König den Gekränkten dadurch mit Huld begnadigen, daß er ihm Gelegenheit giebt, ſeine Betrachtungsweiſe des Breiteren darzulegen und ſich darin zu gefallen?

Mit Blitzesſchnelle gingen dieſe Erwägungen durch die Seele Gunthers. Er entgegnete nach einer kleinen Pauſe:

„Geſtatten mir Eure Majeſtät, bevor ich zur Beantwortung der Frage übergehe, uns die Frageſtellung ſcharf zu beſtimmen?“

„Ich bitte darum.“

Die beiden Männer faßten ſich in verſchiedener Empfindung. Es trat wieder eine Pauſe ein, in der es wie Probiren und Stimmen der inneren Inſtrumente war, die aus ungleichen Temperaturen kommend noch nicht zuſammen klingen konnten.

„Wenn wir alſo,“ nahm Gunther auf, „unter Volksgeiſt jene Anſichten und Stimmungen verſtehen, die nicht aus feſtgeſtellten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Ueberlieferungen ſich herausbilden, ſondern als Naturmacht ungebrochen beſtehen, und wenn wir dagegen unter Correctiv der höheren Bildung ein Abſtoßen des aufgedrungenen Fremden oder auch des geſetzmäßig Verwelkten und Verrotteten faſſen, und damit ein Rückführen auf die grundmäßige Natur, dann glaube ich dieſe Frage nach Maßgabe meiner Erkenntniß beantworten zu können.“

„Ich nehme dieſe präciſere Frageſtellung gern an, erwiderte der

König. „Ich finde, daß man oft darum vergebens auf befriedigende Antwort wartet und ſich fruchtlos abmüht, weil man die Frageſtellung unbeſtimmt und vag gelaſſen hat."

Gunther nickte lächelnd.

„Nun alſo Ihre Antwort?" fragte der König, mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihn betrachtend.

„Majeſtät," begann Gunther mit friſchem Tone, „ich hole weit aus, bin aber bald wieder auf dem Punkt, wo die Frage Eurer Majeſtät ſich aufwirft. Dieſe Frage ſtammt aus einem großen, einen Wendepunkt der Menſchheitsgeſchichte bezeichnenden Ereigniß. Im Gegenſatz zur ganzen vorhergegangenen Geſchichte des Menſchengeſchlechts tritt die Centralgeſtalt, an der die modernen Völker idealiſirend ſich und ſie erbauten, nicht aus der olympiſchen Höhe hervor, Jeſus wird in der Krippe geboren und die Könige der Welt wallfahrten anbetend zu ihm. Es wird bleiben als Zeugniß des Hohen im Niederen, als Kunde jener reinen Demokratie, daß in der Krippe bei den Hausthieren dasjenige aufleuchtete, was dem reinen Menſchen eingeboren iſt. Nun aber wäre es eine Verkehrung des reinen Gedankens und eine neue Orthodoxie und Veräußerlichung, wenn man fortan die Krippe allein als heilig faſſen und an die niederen Formen und Umgebungen des Volkslebens allein das Innewohnen des ewigen Geiſtes, der heiligen Natur binden wollte. Bleiben ſoll: der reine Geiſt erſcheint überall, aber auch überall, in der Krippe bei den Hausthüren wie im ſäulengetragenen Tempel, in der büchererfüllten Gelehrtenſtube und im ſchimmernden Palaſte auf dem Königsthron; Buddha war ein Königsſohn und war einer der großen neuſchaffenden Wohlthäter der Menſchheit, der im Reiche des Kaſtengeiſtes die Gleichberechtigung aller Menſchen verkündete.

So kehre ich nun zurück und bin bei der Frage. So oft eine Cultur zur höchſten Entwicklung gelangt und dann ihre Schwächen ſich zeigen, ſtellt ſich der Gedanke einer völligen Umkehr heraus, wobei man aber immer ins Extrem geht; man glaubt von vorn anfangen zu müſſen, während es ſich doch nur darum handelt, eine Regeneration herbeizuführen durch die noch unverbrauchten Schichten, die mit friſchen Kräften kommen. Dieſe Regeneration aus den

unteren Volksſchichten kann aber aus den unteren Volksſchichten allein nicht gemacht werden, ſie ſollen nur ſtets friſche Kräfte hinaufſchicken. Die große Maſſe als ſolche kann nur neuen Stoff hergeben, aber als Maſſe nicht die Cultur erneuen. Das Volk iſt nur in ſehr bedingtem Sinne der Träger des Volksgeiſtes; es treten Einzelne aus dem Volke herauf, ſie haben durch ihren Urſprung aus dem Volke etwas von der unſterblichen Kindſchaft in ſich bewahrt, aus dem Naturleben, aus dem unbelauſchten und ungeleiteten erſten Wachsthum. Aber mit der Kindſchaft muß ſich der Geiſt der Wiſſenſchaft verbinden und eine Epoche oder ein Einzelner bildet einen neuen Knotenpunkt, worin das ſich fortſetzende Wachsthum nicht abgebrochen iſt, ſondern neu anſetzt, gewiſſermaßen neu anwurzelt und auf dem Stamme einen neuen Boden bildet. Nicht das Volk als Maſſe, ſondern der Mann oder der Kreis, der den Volksgeiſt in ſich concentrirt, erneuet denſelben individuell."

„Iſt das nicht Ariſtokratie?" fragte der König mit leiſer, faſt zaghafter Stimme.

„Majeſtät, ich ſcheue kein Wort und keinen Begriff, die als Ergebniß logiſcher Conſequenz ſich darſtellen. Ich laſſe dies immerhin auch Ariſtokratie nennen; aber es iſt die ewig werdende, die demokratiſche; denn die Fortbildner des Volksgeiſtes gehen nicht aus derſelben Sphäre hervor."

„Ich verſtehe," ſagte der König bei einem Roſenſtock ſtehen bleibend, „es iſt wie hier, es ſind jedes Jahr neue Schoſſe am Stamm, die die Roſen tragen. Doch entſchuldigen Sie, ich habe Sie unterbrochen."

„Ich will nur noch hinzufügen," nahm Gunther wieder auf: „die Maſſe als ſolche iſt Träger der Bildung, aber die Höherführung dieſer Bildung geht von einzelnen Berufenen und Erwählten aus. Noch näher: Wer das körperliche Durchſchnittsmaß ſeiner Raſſe hat, iſt nicht groß; ſo auch, wer die allgemeine Bildung hat, beſitzt eben damit die allgemeine, die nichts Auszeichnendes, Befreiendes, Erhöhendes hat."

„Wer aber mißt, beſtimmt und ermächtigt zu dieſer Auszeichnung?" fragte der König.

Digitized by Google

„In der Wiſſenſchaft und Kunſt die individuelle Berufung, der individuelle Drang und Trieb, aus dem ſich in einer Perſönlichkeit das herausbildet, was die Maſſe ſtotternd und unfertig in ſich hatte und eben weil ſie es in ſich hatte, nun, äußerlich gegeben, als ihr Eigenes begrüßen kann. Im Staate dagegen iſt die Berufung durch Wahl, wie ſie in ſolcher Ausdehnung nur die moderne Menſchheit kennt, die entſcheidende. Es iſt vielfach erſprießlich, daß den momentanen Berufungen durch die Wahl gegenüber eine geſchichtlich gegründete Berufung ſteht. Aber wenn ſich dieſe nicht mit der zeitlichen eint, überhebt ſie ſich und kommt zu Falle."

Der König ging ſtill vor ſich niederſchauend dahin. Alles lenkt immer wieder dahin, daß es einen Geſammtgeiſt giebt, der mächtiger iſt und ſein muß, als jeder Einzelne. Weit ab lag nun jede Ahnung, daß man zu dieſem Ergebniſſe durch eine Müßigkeits- oder Gunſtfrage gelangt ſei.

Lange ſchritt der König neben Gunther dahin, aber diesmal war das Geſpräch nicht abgebrochen, weil im Hintergrund der Seele noch eine ungelöſte Diſſonanz ſtand. Der König war vielmehr nachdenklich und er hatte gelernt und geübt, über einen neuen Aufſchluß nicht converſationell hinweg zu tändeln, ſondern das Empfangene in ſeinem inneren Denken einzuordnen.

„Darf ich fragen," begann der König — es lag eine große Beſcheidenheit in ſeinem Tone — darf ich fragen, ob die Betrachtungsweiſe, die Sie mir jetzt geben, und die mir noch viel zu denken geben wird, in dem Werke, mit dem Sie ſich jetzt beſchäftigen, zur weiteren Darlegung kommen wird?"

„Allerdings, Majeſtät."

„So laſſen Sie mich nun ſofort in der erſten Stunde auf eine Frage für unſer kleines Leben und für das Stück Geſchichte, das wir zu ſein haben, übergehen."

Der König verſchränkte die Arme auf der Bruſt und fuhr fort:

„Laſſen Sie mich frei zu Ihnen ſprechen. Sie haben die Ihnen vom Miniſter Bronnen angebotene Stellung als Miniſter des Cultus abgelehnt; ich kann mir denken, daß Sie Ihre Wiſſenſchaft nicht der Bureauthätigkeit opfern wollen. Würden Sie es vielleicht vorziehen

— entſchuldigen Sie" — ſagte der König und lachte ungezwungen, „entſchuldigen Sie, daß ich Ihre gewohnte Redewendung gebrauchte, es geſchah ganz unverſehens — alſo dürfte ich Ihnen den Poſten eines Präſidenten der Akademie anbieten?"

„Majeſtät bitte ich unterthänigſt, mich nicht für undankbar zu halten, aber ich bin entſchloſſen, nicht mehr in die bewegte Welt einzutreten. Außerdem hat mich der längere praktiſche Beruf — Majeſtät wiſſen, ich lehne jede formelle Beſcheidenheit ab, es iſt das meine aufrichtige Erkenntniß — von der ſtrengen Wiſſenſchaft derart entfernt, daß ich den mir ſo gnädig zuerkannten Rang nicht behaupten könnte. Ich bitte, Majeſtät, die noch beſchiedenen Lebenstage mich in meiner Zurückgezogenheit verleben zu laſſen. Majeſtät, ich bin Schriftſteller geworden und will es bleiben."

„Ich würde mich glücklich ſchätzen, Ihnen die volle Freiheit zu gewähren, ſich rückſichtslos auszuſprechen."

„Ich weiß das, Majeſtät, und doch, ich mache von der Rückſichtsloſigkeit ſofort Gebrauch und ſage: gewährte Freiheit iſt nicht die ganze Freiheit. Ich müßte in einer hohen Staatsſtellung dennoch die Bedachtnahme auf Eure Majeſtät und auf die Verwaltung, der nun mein Sohn vorſteht, vor Augen haben. Erlauben mir Eure Majeſtät, ein Schriftſteller zu ſein und zu bleiben und weiter nichts."

In den Mienen des Königs trat eine Verſtimmung ein. Er hatte das Aeußerſte gethan, er hatte dem Manne durch die That gezeigt, wie er das zu ſchnelle Vorgehen von damals gerne ausgleichen möchte; da war nun wieder der ſo oft empfundene Starrſinn. Konnte denn der Mann verlangen, daß der König ſagt: ich bereue, verzeihe mir?

Ein ſcharfes Wort kam bis auf die Lippe des Königs. Er drängte es zurück. Gunther ſah ſchnell, was hier vorging und die Achtung vor dem neuen Menſchen, der jetzt vor ihm ſtand, machte ſein Auge hell erglänzen.

Der König hatte noch mit keinem Worte der Königin erwähnt; er hatte, wie doch ſo natürlich geweſen wäre, den langjährigen Arzt nicht gefragt, wie er das Ausſehen der Königin finde. Eben wollte Gunther der Königin erwähnen, als der König, die Brauen zuſammenziehend, fragte:

„Haben Sie je in Ihrem Leben eine That begangen, die Sie zu bereuen hatten?“

„Majeſtät — ich heiße Wilhelm Gunther, habe mir das Leben erobert auf einem ſchweren Weg und bin oft geſtrauchelt; bin jung geweſen und alt geworden und habe geſehen, daß Jedem zu Theil wird, was er in Wahrheit verdient.“

„Und das hat ſich auch bei Ihnen bewährt?“

„Ja, Majeſtät. Ich danke, daß Sie mich fragen. Und ſo laſſen Sie mich bekennen — was ich ſage, hat nicht entfernt die Spur einer Verbitterung; wenn ich eine Thatſache als ſolche erkannt, bin ich damit fertig, ich ſpreche daher mit Unbetroffenheit, als hätte ich einen Naturvorgang in ſeinem Geſetz zu erklären. Ja, Majeſtät, was mir geworden, iſt mir in voller Gerechtigkeit geworden. Ich bin in gnädigſter Form von Eurer Majeſtät in Ungnade entlaſſen, mir iſt mein Recht geſchehen.“

„Das wollte ich nicht, darauf wollte ich nicht hinführen. Im Gegentheil —“

„Erlauben mir Majeſtät, ſelbſt und nach freier Erkenntniß die logiſche Linie der Gerechtigkeit zu bezeichnen. Ich habe in einem tieftraurigen Fall meine Pflicht als Menſch, als Freund und Diener Eurer Majeſtät mißverſtanden.“

„Sie?“ fragte der König.

„Ja ich. Daß ich das Gute wollte, entſchuldigt mich nicht. Gut ſein iſt unſere Neigung, klug ſein unſere gleichberechtigte Beſtimmung. Ich habe damals Ihre Majeſtät die Königin auf eine Höhe zu führen geſucht, von der aus die kleinen Begegniſſe des Lebens klein und leicht erträglich erſcheinen ſollten. Das war eine ſchwere Irrung. Ich mußte jede Einmiſchung vermeiden oder den nächſtgegebenen Conflict zu ſchlichten ſuchen. Sie haben recht gethan, daß Sie mich entfernten und haben damit auch Gutes gethan an der Königin. Von jeder Einwirkung, auch von der eines Freundes iſolirt, mußte ſie Halt in ſich gewinnen und ſie hat ihn gewonnen.“

Im Auge des Königs ſchwamm ein feuchter Glanz. Er legte die Linke auf die Bruſt — es ſchien ein Gedanke, ein Wort heraufkommen zu wollen, das er nicht kundgeben mochte.

„Ich bin glücklich," ſagte er endlich, „daß mir auf meinem Lebensweg Männer begegnet ſind, wie Sie und unſer Bronnen. Was wir ſind, wir ſind es nur theilweiſe aus uns, wir ſind es — bewußt oder unbewußt — weſentlich aus der Genoſſenſchaft derer, die mit uns zugleich athmen."

Er faßte die Hand Gunthers und Gunther athmete hoch auf: Die heroiſche Selbſtherrlichkeit des Königs war vollauf beſiegt — deſſen war das Selbſtbekenntniß des Königs Zeugniß.

„Papa!" tönte eine Knabenſtimme von der Terraſſe, ſie tönte hell in der morgenfriſchen Bergluft, „Papa!"

Die beiden Männer wendeten ſich um. Die Königin ſaß von den Herren und Damen vom Hofe umgeben auf der Terraſſe. Sie hatte mit ſchwerem Blick den beiden Männern nachgeſehen, die dort wandelten und oft ſtillſtanden. Was werden ſie ſprechen? Werden dieſe ſo holden Tage nun durch die alte noch immer nicht getilgte Schuld wieder zerrüttet werden?

Als jetzt der König die Hand Gunthers faßte und ſie lange hielt, richtete ſich die Königin plötzlich auf, dann faßte ſie den Prinzen, küßte ihn, hob ihn zu ſich empor und ſagte:

„Rufe: Papa!"

Die beiden Männer kehrten um und kamen auf die Terraſſe, und ſo ſchön und erquicklich war kein Anblick der hohen Berge, als ein Blick in die ruhig leuchtenden Geſichter des Königs und Gunthers.

Der König küßte ſeiner Gattin die Hand und ſie drückte ihre Hand zum Erſtenmal ſeit Jahren an ſeine Lippen.

Als ſich Gunther verabſchiedete, ſagte ihm der König:

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Ich werde heut' vor der Tafel zu Ihnen kommen."

Frau Gunther war entſetzt, als ihr Mann berichtete, daß auch der König kommen werde. Sie begriff nicht, trotz aller Erklärung, daß ihr Mann die ihm angethane Beleidigung — denn als ſolche mußte ſie die Entlaſſung doch anſehen, wenn es auch ihrem Manne keine war — ſo vergeſſen und vergeben könnte, und zum Erſtenmal in ihrem Leben ließ ſie ſich vor ihrem Manne nicht zu anderer Ueberzeugung bringen. Sie ſah in der verzeihenden Stimmung Gunthers

eine Unterthänigkeit, die doch nur im monarchiſchen Staat möglich ſei; ihr alter republikaniſcher Sinn erwachte wieder.

Der König und die Königin kamen.

Der König fand das Benehmen der Frau Gunther ſehr ſcheu. Er konnte nicht wiſſen, daß ſie ihn immer mit verhaltenem Grimme anſah. Iſt das der Mann und darf es überhaupt einen auf Erden geben, der Gunther ein- und abſetzen kann?

Am Bach im Garten ſagte der König zu Gunther:

„Wie ich höre, iſt die Amme des Kronprinzen hier in der Umgegend. Wollen Sie ſie nicht einmal herbeſcheiden laſſen?“

„Ihre Majeſtät die Königin wünſcht nicht, ſie zu ſehen,“ erwiderte Gunther.

„Wiſſen Sie den Grund?“

„Er liegt im Nachhall der traurigen Erinnerung,“ erwiderte der Leibarzt — und dies war die einzige, nur leiſe ſtreifende Erinnerung an Irma, die laut wurde. In der kurzen Pauſe, die nach dieſen Worten entſtand, murmelte der Bach dringlicher, als hätte er auch etwas zu ſagen.

Am zweiten Abend nach der Ankunft des Königs traf Bronnen in Begleitung des Intendanten ein; er fand den ganzen Geſellſchaftskreis in ſchöner Wohlordnung.

Die Freude des Landlebens hatte durch eine gewiſſe formelle Haltung noch einen beſondern Reiz; man empfand jeden Tag den Genuß der Freiheit und war dabei doch wie in umhegendem Schutze, den bei jeder Ausfahrt und jedem Ausgang die überallhin vorbereitende Hofbegleitung und Dienerſchaft bildete. Denn wo man ſich in der freien Natur niederließ, wo man dem kleinen Prinzen zum Vergnügen im Walde ein Feuer anzündete, ſtets ſtanden im weiten Umkreis Diener, bildeten eine Kette und hielten jeden ſtörenden Zutritt eines Fremden ab.

Paula benahm ſich in der Geſellſchaft mit vollkommener Ruhe; ihre Bewegungen zeigten Kraft und Zierlichkeit; ſie drängte ſich weder vor, noch verbarg ſie ſich; das Gefühl, im eigenen Hauſe zu ſein, gab ihrem ganzen Behaben eine anmuthige Sicherheit.

Der blinde Neffe Gunthers, nun bereits als Kammervirtuos der Königin beſtätigt, ſpielte am Abend meiſterhaft. Am andern Morgen

nahm er seinen ersten Urlaub, um, wie er lächelnd sagte, sich in der Gegend umzusehen und alte Bekannte zu begrüßen.

Der König rüstete sich zur Jagd.

Vierzehntes Capitel.

Es war am Morgen. Gundel sprach mit ihrem Vater darüber, wie so seltsam die Base Irmgard sei; es sei ihr zu viel, ein Wort zu reden, sie genieße fast nichts mehr, als etwas frische Milch von der Kuh weg, und dieses viele Liegen draußen am Bergvorsprung, wo man den Blick nach dem fernen See hat, sei doch gar so seltsam. Auch dem Pechmännlein war das Benehmen Irmas räthselhaft; sie arbeitete schon seit geraumer Zeit gar nicht mehr und ging auch nicht mit ihm, Kräuter zu sammeln.

„Ich möcht' einmal den großen Doctor drunten, dem ich für seine Badeanstalt die Kräuter bringe, fragen, was ich machen soll," sagte er. „Aber die Bäuerin hat mir's verboten, und dabei seh' ich doch wieder nicht, daß unsrer Irmgard was fehlt. Ich hab' schon was machen wollen, aber ich weiß nicht, ob das bei Menschen auch nutzt: wenn ein Thier krank geworden ist draußen im Freien, schneidet man den Rasen aus, worauf es gelegen, und wendet ihn um, dann wird es wieder gesund. Ich möchte nur wissen, ob das bei einem Menschen auch hilft."

„O Vater!" erwiderte Gundel, „das ist was Schreckliches! Ich fürchte, man stürzt bald den Rasen auf unsre gute Irmgard, und sie ist doch so gut, nur ist's, wenn man sie anredet, als ob sie sich auf die Worte besinnen müsse, die sie hört und die sie zu sagen hat."

So redeten die Beiden mit einander und Jedes ging an seine Arbeit, während Irma draußen lag auf ihrer blauen Decke und bald hinausschaute in die weite Welt, bald die Augen schloß und in sich hinein dachte und träumte. Sie lebte in lautloser Gelassenheit fort, als wäre sie Eins mit der belebten und unbelebten Natur ringsum, als habe sie von je hier gewandelt und würde ewig hier wandeln, ein Menschenkind, dem nichts fremd, keine Blume, kein Baum, kein Thier

das an der Erde lebt und frei in Lüften ſich ſchwingt; die Berge, die Wolkenzüge, der helle Tag, die ſternenglitzernde Nacht, Alles war ihr heimiſch und traut.

Jetzt lag Irma, wie ſo oft, an der Berglehne auf dem Moos. Sie ſchaute mit offenem Auge drein ins Weite, und wieder haftete ihr Blick am Boden, wie da ſo viel Leben zwiſchen den Halmen und Mooſen ſich bewegt; unwillkürlich grub dann manchmal ihr Finger die Pflanzendecke auf, da lagen die Tannennadeln von Jahren und Jahren übereinander und im Grunde die Pflanzenkrume aus verwitterten Stoffen vom Erdbeginne an — noch hatte kein Menſchenauge dieſen Grund erſchaut; das erſte ruhte jetzt auf ihm.

Die Kühe kamen oft zu Irma heran und graſten um ſie her, aber ſie ſtörten ſie nicht; Irma hörte ihr Schnaufen neben ſich und blieb ruhig liegen, manchmal blieb die Heerkuh vor ihr ſtehen und ſchaute auch mit hochgehobenem Kopfe lange hinein in die weite Landſchaft, dann fraß die Kuh weiter und bisweilen hielt ſie das abgegraſte Futter im Maul und ſchien zu vergeſſen, daß ſie freſſen wollte, und ſchaute auf die Daliegende.

Ein wunderbares Leben von hellem Wachen und verſchleiertem Träumen that ſich in Irma auf. Je mehr ſie ruhte, um ſo mehr Sehnſucht nach Ruhe überkam ſie: eine unfaßliche Müdigkeit ſchien aus ihr heraufzukommen, Müdigkeit von Arbeit und Denken, die ſie die vielen Jahre drunten unter den Menſchen nicht hatte über ſich kommen laſſen. Oft wollte ſie ſich aufraffen, aber ſie konnte nicht, und es lag ein eigenthümliches Wohlgefühl im Empfinden dieſer Schwere, in dieſem Ruhen am Boden. Hunderte von Liedern und ganze Muſikſtücke zogen ihr durch die Seele und tauſenderlei Gedanken ſtiegen auf und floſſen dahin, hinweg mit dem leichten Luftſtrom — nichts war feſtzuhalten.

Es war am heißen Mittag. Die Sonne brannte mit brütender Gluth, kein Lüftchen bewegte ſich, ſelbſt hier auf der Höhe; die Kühe lagen im Schatten der Bäume. Irma war allein hinausgegangen. Das Pechmännlein war nach der Stadt, um Kräuter abzuliefern. Weiter und weiter wandelte Irma; ſie kam bis an die Quelle des Baches, dort ſaß ſie an dem breiten Becken, wo die Waſſer ſich vom

Sturz ſammelten; die Bäume ragten darüber und warfen dunkle Schatten in das Waſſer. Irma beugte ſich vor und ſah ihr Antlitz, ſie ſah es ſeit vielen Jahren zum Erſtenmal wieder und lächelte ihm zu. Kein Lüftchen regte ſich, kein Ton wurde laut, Alles ſchlief im hellen heißen Mittag.

Nur kurz ſchaute ſich Irma um, dann hatte ſie ſich raſch entkleidet und bald ſchwamm ſie im Waſſer und tauchte unter und tauchte auf, und ein ungeahntes Wohlgefühl kam über ſie. Nur die Sonne, die durch die Zweige blinkte, ſah einen Augenblick die wunderſame Geſtalt.

Wieder war Alles ſtill, Irma hatte ſich wieder angekleidet; ſie lag träumend am Waldesrand und ſüße Melodien zogen ihr durch die Seele.

Da hörte ſie ihren Namen rufen, laut, wiederholt. Sie antwortete mit aller Kraft, endlich kam Gundel und ſagte:

„Irmgard, komm' gleich in die Hütte, es iſt ein Herr da mit einem Diener, er will Dich ſprechen."

Irma, die ſich halb aufgerichtet hatte, legte ſich wieder nieder. Sie fühlte einen Stich durch's Herz? Was iſt das? Iſt die Zeit erfüllt und muß ſie noch einmal hinein ins Weltgetriebe?

Sie ſtand auf und fragte:

„Weißt Du nicht, wer es iſt?"

„Nein, aber er ſagt, er ſei vor Jahren einmal bei uns über Nacht geweſen. Es iſt ein großer ſchöner junger Mann, aber er iſt leider Gottes ſtockblind."

Der Blinde wandert? dachte Irma und ging haſtigen Schrittes mit Gundel nach der Hütte.

„Grüß Gott!" rief ſie ſchon von ferne.

„Ja, das iſt Deine Stimme," verſetzte der Blinde, die Arme ausſtreckend und die Hände auf- und zuſchließend; „komm', komm' näher, gieb mir Deine Hand." Schnell riß er mit den Zähnen die Handſchuhe ab und ſein Geſicht hatte dabei einen fremdartigen Ausdruck.

Irma trat näher und faßte die dargebotene feine weiße Hand.

„Deine Hand zittert," rief er, „Du erſchrickſt wol auch, weil Du mich blind ſiehſt?"

Irma konnte nicht antworten, ſie nickte, als ob der Blinde das ſehen könnte.

Die Sonnenſtrahlen ſchienen dem Armen geradezu ins Antlitz, ſein erloſchenes Auge ſtarrte drein.

„Du biſt viel magerer geworden,“ ſagte der Blinde. „Erlaubſt Du, daß ich Dir mit der Hand übers Geſicht fahre?“

„Ja,“ entgegnete Irma und ſchloß die Augen.

„Du biſt nicht mehr ſo ſchön, wie Du vor zwei Jahren geweſen, Deine Augenlieder ſind heiß und ſchwer. Du haſt Dich gewiß viel abgehärmt. Kann ich Dir vielleicht helfen? Ich bin nicht reich, aber ich vermag doch etwas.“

„Ich danke, ich habe gelernt, mir ſelber zu helfen.“

Irma ſagte das in reiner Sprache, ohne eine Spur von Dialekt; unwillkürlich hatte ſie bei der Anſprache in Hochdeutſch in gleicher Weiſe geantwortet.

Der Fremde zuckte, wendete den Kopf rechts und links und ſtreckte dabei den Hals ſo weit heraus, daß es faſt ſchauerlich anzuſehen war.

Irma führte ihn an der Hand nach der Bank vor der Hütte; ſie wollte zittern, da ſie dieſe feine wohlgepflegte Hand hielt, aber ſie machte ſich ſtark. Sie ſetzte ſich zu dem Blinden und fragte, wie er denn daher käme.

„Du erinnerſt Dich,“ ſagte der Blinde, daß ich ſchon damals, als ich bei euch war, mein Schickſal kannte; ich habe lange mit mir gekämpft und habe ertragen gelernt; wir wiſſen ja auch, daß wir ſterben müſſen und können heiter dabei ſein, und ſo wußte ich, daß mein Augenlicht ſtirbt und wurde heiter.“

Irma athmete ſchwer.

„Verſtehſt Du mich, wie ich's meine?“ fragte der Blinde.

„Ja wol, ſprich nur weiter, ich höre Deine Stimme gern.“

„Das hab' ich gewußt und darum bin ich zu Dir gekommen. Ich war drunten auf dem Hofe; es iſt Alles bei der Ernte, aber die Kindsmagd hat mir berichtet, daß Du hier oben biſt, und ſo bin ich zu Dir. Ein gut Stück Wegs hieher bin ich ſchon einmal gewandert, damals im Gewitter, und wo ich jetzt gehe, empfinde ich noch einmal die Wonnen, die ich einſt mit den Augen eingeſogen. Was ich Dir

damals ſagte, daß ich's wollte, iſt wahr geworden: ich habe all' die prächtigen Landſchaften in mir, ich ſehe das Sonnenlicht funkeln, den Bach über den Felſen ſtürzen, den See ruhig glänzen und die Bäume im ſtillen Waldfrieden nebeneinander ſtehen. Ich habe meinem Führer immer geſagt: jetzt ſind wir da und jetzt da; er war ganz außer ſich, daß ich das Alles ſo weiß. Das Beſte aber iſt doch, daß ich ſchöne Menſchenbilder in mir habe, und nach Dir hatte ich ein beſonderes Verlangen, Dich wiederzuſehen; ich ſage ſehen und ich meine doch, Dich ſprechen zu hören, aber ich ſehe Dich, wenn Du ſprichſt."

Irma erwiderte, wie ſehr ſie ihn verſtehe und mit ihm empfinde, und als ſie ihm die Beſchwerniß des Gehens erklärte, wie da immer der taſtende Fuß zuerſt locker den Boden ſuche, dann erſt die Muskeln ſich anſpannen zum Schritt, da fragte der Blinde verwundert und es hatte wieder etwas Erſchreckendes, wie er ſeinen Kopf hinüberſtreckte und zurückbog und Alles an ihm ſich ſpannte:

„Woher weißt Du denn das?"

„Ich habe einen Blinden gekannt, der mir's erzählt hat. Es iſt mir ſchrecklich, daß Du Dich ſo auf einen fremden Menſchen verlaſſen mußt. Der blinde Gloſter bittet ſeinen Führer, verlaß mich nicht!"

„Mädchen, wer biſt Du? Biſt Du es, die ſo geſprochen? Es war Deine Stimme — oder iſt Jemand anders neben Dir? Woher weißt Du?"

„Ich hab's einmal geleſen" — ſagte Irma und biß ſich auf die Lippen, daß faſt das Blut herausſpritzte. „Ich hab's einmal geleſen," wiederholte ſie, gewaltſam in den Dialekt übergehend.

Der Blinde ſaß tief gebeugt und hielt ſeine Hände zwiſchen den Knieen; in ſeinem ſchönen jugendlichen Antlitze zuckte es, wie wenn Thränen darunter drängten, die doch nicht herauskonnten. Er legte den Kopf zurück an die Wand und ſagte endlich:

„Alſo Du kannſt leſen und ſo verſtändig? Könnteſt Du — nein, ich will Dich nicht fragen."

„Frag' Du mich nur, ich bin Dir auch von Herzen gut und habe viel an Dich gedacht."

„Das haſt Du? Du auch?" rief er haſtig und bog ſeinen Kopf

wieder ſo ſeltſam hin und her. „Mädchen,“ fuhr er fort, „gieb mir Deine Hand wieder, ſag': könnteſt Du mir ſie geben und Deine Augen mein ſein laſſen —?“

„Guter Herr,“ unterbrach ihn Irma, ich möchte, daß Du zu Gutem da heraufgekommen und wieder zu Gutem da hinabgingeſt. Ich meine, Dir darf ich Alles ſagen und ich müßte auch. Ich ſehe Dich jetzt zum zweitenmal in meinem Leben —“

„Und ich habe Dich nur Einmal geſehen und ſehe Dich immer!“ fiel der Blinde ein.

„Komm', fort von hier, komm', ich führe Dich; ich will Dir allein Alles ſagen und Dir zeigen, wie ich Dir danke, daß Du ſo gut zu mir.“

„Man muß von hier aus ein Stück von dem See jenſeits der Berge ſehen,“ ſagte der Blinde, „kannſt Du mich nicht dahin führen?“

„Wol,“ erwiderte Irma und erſchrak im Herzen über dieſes wunderbare Innenleben. Sie führte den Blinden über die Matte nach dem Berghang.

„Hier ſetz' Dich,“ ſagte ſie, „ich ſetze mich zu Dir. Was ich Dir nun mittheile, iſt nur für Dich, nicht wahr, nur für Dich?“

Der Blinde ſtreckte ſeine Hand aus und rief:

„Ich ſchwör' Dir's!“

„Du bedarfſt keines Schwures,“ erwiderte Irma. „So wiſſe denn: Ich bin ein verſchollenes Weltkind, ein Kind aus der großen Welt. Frage nicht nach meinem Namen. Der hellſte Glanz des Lebens war mein, ich ging in Dunkelheit. Ich war ein arges Weltkind. Ich war ſo verloren, daß ich die Vernichtung ſuchte. Wenn es möglich wäre, ich möchte, jetzt von dieſer Höhe herab, mit Dir als einem Bruder hineinflattern in das goldene Abendroth, wie dort das Vogelpaar in den Lüften, und verſchwinden in der Unendlichkeit. Aber ich habe gelernt: das Leben iſt eine Pflicht, und Alles was wir ſind und haben, ſind wir nur und haben wir nur, wenn wir die Welt in uns und uns in der Welt finden. Wie Du die Welt um uns her in Dir haſt, und Niemand kann ſie Dir nehmen, ſo haben wir Alles nur, wenn wir es in uns haben, und der Tod nimmt uns nichts, er giebt uns nur wieder ganz der Welt —“

„Mädchen!“ rief der Blinde plötzlich — „Mädchen, was machſt

Du? Wer biſt Du? So ſpricht kein leibliches Weſen! Soll ich noch abergläubiſch werden? Soll ich noch an Engel glauben? Iſt Jemand bei Dir? Wer iſt bei Dir? Wer biſt Du! Gieb mir Deine Hand!“

„Sei ruhig, ich bin's!“ ſagte Irma und reichte ihm die Hand, und er bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen. Sie entzog ihm ihre Hand, fuhr ihm damit über das Geſicht und ſagte:

„Sei ruhig, ich habe nur in die Welt hineingeſehen wie Du; und hier oben ſitzen wir, hier in der Weltvergeſſenheit, zwei arme Weltkinder, Du und ich, und wir ſind doch glückſelig, denn wir ſind in der Ewigkeit. Sei Du glücklich und laß Deine Seele fliegen hoch über Allem im unermeſſenen Reiche der Muſik! Hier haſt Du noch einmal meine Hand. Komm', ich führe Dich!“

Irma führte den Blinden nach der Hütte. Er ſprach kein Wort. An der Hütte rief er mit etwas herriſchem Tone nach ſeinem Diener und dem Führer.

„Du willſt ſo ſchnell wieder fort?“ fragte Irma.

Der Blinde gab keine Antwort; auf ſeinen Diener geſtützt verließ er die Hütte.

Irma reichte ihm noch einmal die Hand und ſagte nichts als die Worte: „Die Welt in uns und wir in der Welt.“

Der Blinde nickte nur; in ſeinem Geſicht zuckte es wieder wie eine irre unerlöſte Thränenfluth.

Schon als der Blinde dem Rande des Waldes nahe war, rief er noch einmal zu Irma zurück:

„Mädchen, komm' her, ich muß Dir noch etwas ſagen.“

Irma ging zu ihm und er ſagte:

„Ich bin der Neffe des Doctor Gunther, der ehemals Leibarzt des Königs war und nun wenige Stunden von hier dort unten im Städtchen wohnt. Ich wohne bei ihm und bin Kammervirtuos der Königin, und wenn Du einmal eines Menſchen bedarfſt, ſchick' zu mir oder zu meinem Oheim; er wird Dir helfen. Verlaß Dich aber darauf: ich ſpreche zu Niemand von Dir.“

Haſtig wendete ſich darauf der Blinde ab und ging, auf ſeinen Diener geſtützt, den Berg hinab.

Irma ſtand und ſchaute ihm nach.

Gunther lebt? und hier in ihrer Nähe?

Und nun trägt ein Menſch das halbverſchleierte Geheimniß ihres Daſeins hinab ...

Der Blinde verſchwand im Walde, Irma ging, den Blick zu Boden geſenkt, wieder nach ihrem Ruheplatze. Dort ſaß ſie bis die Nacht hereinbrach, und ſchaute hinaus ins Weite.

Es ſtand eine ſeltſame Wolke nach Norden, grau mit weißglühendem Rande; ſie ſtand feſt wie eine Mauer, und jetzt brach plötzlich, wie aus der Erde aufhauchend, ein Sturmwind los, daß die Bäume ſich bogen.

Sie eilte nach der Hütte, das Pechmännlein war zurückgekehrt.

„Wenn nur nicht heute Nacht ein Gewitter kommt," ſagte er. „Der Mond ſteht nicht am Himmel, er geht erſt ſpät auf, und da gewittert's gern."

Er ging nochmals hinaus, um die Kühe einzutreiben; der Handbub war den Ziegen nachgegangen, die ſich weit verlaufen hatten.

Fünfzehntes Capitel.

„Das iſt ein Wind!" rief Gundel und ſetzte ſich athemlos nieder in der Hütte. Sie hatte die Thür nur mit aller Mühe anlegen können. „Das iſt ein Wind! So einer war noch nie, das weht Einen an wie aus einem Backofen."

Sie erhob ſich wieder ſchnell, nahm ein Schaff Waſſer und ſchüttete es in das brennende Feuer auf dem Herd.

„Was machſt Du?" rief Irma.

„Wir dürfen jetzt kein Feuer haben," entgegnete Gundel, und die Beiden ſaßen in Rauch und Dunkelheit in der Hütte, es war faſt zum Erſticken, und doch konnte man bei dem heftigen Winde kein Fenſter öffnen.

„Wenn nur der Vater nicht fort wäre," klagte Gundel, „um Gotteswillen, der Vater."

Das letzte Wort der Gundel wurde von einem Donner verſchlungen, der plötzlich niederkrachte und von den Bergen widerdröhnte,

daß es war, als müsse mit Einem Schlage die ganze Welt zusammenbrechen. Und jetzt raste und stürmte wiederum der Wind, die festgefugte Hütte schlotterte, das Dach schien zu zittern und einer der großen Felsenbrocken, mit denen das Dach beschwert war, kollerte herab.

„Gieb mir Deine Hand!" rief Gundel im Finstern. „Wenn wir sterben müssen — wir wollen beten." Sie betete laut in Nacht und Rauch, aber die Donner verschlangen die Worte. Plötzlich änderte sich das Geräusch und wie mit zahllosen Eisenhämmern schlug es rasselnd auf das Dach; es kollerte, polterte und knatterte durcheinander.

„Das ist ein Hagelwetter!" schrie Gundel Irma ins Ohr.

Es donnerte und hagelte und fahle Blitze zuckten in die raucherfüllte Hütte, daß die beiden Mädchen einander erschienen als wären sie ins höllische Dasein entrückt. Wie einander drängend stürzten die Hagelschütter nieder, bald wie mit mächtigen Würfeln geworfen, bald absetzend und in gleichmäßigem raschen Tacte niederfallend, als wolle der rasende Bergunhold nur manchmal wieder aufathmen, um dann aufs neue seine Wuth auszulassen, daß man es gewagt, hier herauf eine Hütte zu bauen.

Durch das Gepraſſel des Hagels hörte man draußen die Kühe brüllen und die Schellen klingen.

„Ich hab' die Stallthür aufgemacht, aber der Wind muß sie wieder zugeworfen haben," schrie Gundel, und ihr eigenes zitterndes Weh vergessend, eilte sie hinaus. Sie kam schnell zurück, faßte einen Kübel, stülpte ihn über den Kopf und verließ wieder die Hütte. Irma folgte ihr und die Beiden duckten unter, wie die großen Schlossen prasselnd auf die Kübel schlugen. Gundel wollte die Stallthür öffnen, aber die Kühe umdrängten sie, daß sie niedergeworfen wurde; mitten durch das Hagelgepolter hörte Irma den durchdringenden Schrei der Gundel; die Heerkuh, an der Schelle kenntlich, stand bei Irma und brummte zitternd.

„Komm' mit," sagte Irma, und faßte die Heerkuh am Horn; sie folgte ihr, die anderen Kühe wichen zurück. Irma fand Gundel und richtete sie auf, die Beiden öffneten die Stallthür, sie wurden fast

zerquetſcht, denn die Kühe wollten alle auf einmal hinein, und man hatte nur eine Hand frei, mit der andern mußte man den Kübel über den Kopf halten; es gelang ihnen, ſich an die Wand zu drängen, und endlich waren alle Kühe im Stall und die beiden Mädchen wateten durch tiefe Schloſſenlagen zurück nach der Hütte. Sie taſteten nach dem Herde und ſetzten ſich darauf. Da ſaßen ſie im Dunkel, zwei einſame verlaſſene Kinder, und draußen raſte das wilde Wetter.

„Ich hab' den Glauben," ſchrie Gundel, „daß der Vater wo einen Unterſchlupf gefunden hat, er kennt ja jeden Felſenvorſprung und — o Gott!" ſchrie ſie plötzlich noch lauter auf, „o Gott, der arme Blinde jetzt draußen! Haſt Du auch Beulen auf der Hand und am Rücken?" fragte ſie, weinend ſich an Irma ſchmiegend.

„Nein, ich fühle nichts," erwiderte Irma, und in der That war's, als ob kein körperlicher Schmerz ihr etwas anhaben könnte. Auch ſie hatte ſchon des Blinden gedacht, und dazwiſchen war das Bild jenes von Kindesundank verſtoßenen Königs in der Sturmnacht vor ihr aufgeſtiegen, und wilder raſte Wind und Hagelwetter draußen nicht, als es wieder Irma erfaſſen wollte, weil ſie, von Mitleid bewältigt, eines Mannes Hand ihr Antlitz hatte betaſten laſſen.

Iſt wiederum Alles verloren? Alles ſo ſchwer Erkämpfte? klagte es in ihr und ſie wußte ſich doch ſo rein.

„Gottlob, es regnet nur noch," ſagte endlich Gundel. Sie machte Licht, und wie wenn ſie aus der Tiefe der Finſterniß kämen, betrachteten die Beiden einander. Der Zimmerboden war voll von der Näſſe, die den Beiden aus den Kleidern gefloſſen war.

„Seid ihr daheim?" rief draußen eine Stimme. Die Thür öffnete ſich und das Pechmännlein kam herein. Er trug ein junges Zicklein im Arm.

„Gottlob, daß ihr geſund ſeid!" rief er und legte das Zicklein auf den Rand des feuerloſen Herdes; dann wiſchte er ſich mit dem Aermel, der aber noch viel näſſer war, das Waſſer von der Stirne und aus den Augen. Er holte eine Flaſche mit Enzianbranntwein vom obern Bord und trank; auch Irma und Gundel mußten trinken, und nun erſt erzählte er: „Ich hab' doch ſchon mein Theil erlebt, aber das noch nicht; ich kenne doch ſtundenweit jeden Baum und jeden

Stein, aber ich war wie verirrt; und wie ich da ſo ſteh', da hör' ich mitten durch Donner und Sturm und Hagel eine Gemſenziege gar erbärmlich meckern, ich geh' drauf zu und da ſteht ſie und hat ein Junges geworfen und kann nicht fort, und das arme Zicklein, kaum iſt's zur Welt gekommen, will's der Hagel ſchon todtſchlagen. Die Geis lauft fort, wie ſie mich ſieht und kommt wieder und ſtellt ſich über das Junge, daß der Hagel nur ſie trifft und nicht das Junge. Ich komme näher, und da ſpringt die Geis wieder davon. Ich nehme das Junge auf, und wie wir ſo weiter wollen, um einen Unterſchlupf zu ſuchen, da hör' ich Menſchenſtimmen, und Einer ruft und der Andere ruft, ſie rufen einem Dritten zu, der brüllt und ſchreit, und jetzt wie's blitzt, ſehe ich's: er liegt auf dem Boden und will nicht weiter.

Gnädiger Herr, ſtützen Sie ſich nur auf uns; wir finden ſchon einen Schutz — rufen ſie, und wie es jetzt wieder blitzt, da ſeh' ich, wir ſind nicht weit vom Hexentiſch, und ich ruf' ihnen zu: Da drüben iſt der Hexentiſch! Jetzt wie es wieder blitzt, ſeh' ich, daß die beiden Männer, die aufrecht geſtanden haben, auch niedergefallen ſind. Sie haben mir nachher erzählt, ſie haben ſich vor mir gefürchtet, und ich nehme es Niemand übel; in ſo einem Wetter, in ſo einer Nacht kann man Alles glauben. Ich geh' auf ſie zu und ſag' ihnen wer ich bin, und daß ich ſie führen will, und wir kommen glücklich — es hat freilich ſchwer gehalten, der Blinde war noch dazu wie närriſch und hat nach einem verlornen Kind gerufen — wir kommen mit geſunden Gliedern, aber wie aus dem Waſſer gezogen, unter dem Hexentiſch an, und da ſind wir gelegen und haben, wie es immer blitzt, geſehen, wie die Schloſſen an den Felſen tanzen und mit den Bäumen raufen. Wir warten, bis es nur noch regnet, und der Blinde hat mir geſagt, wenn ich wieder zum Apotheker hinunterkomm' ins Städtchen, will er mir ein Goldſtück geben, und der König iſt jetzt auch da und die Königin auch, und da will er's machen, daß ich die Lebensrettungs-Medaille kriege und eine Penſion für mein ganzes Leben. Jetzt aber macht, Kinder, daß ihr ins Bett kommt, ihr ſeid ja patſchnaß. Was haſt denn Du, Irmgard? Warum zitterſt Du ſo?"

Nun zankte das Pechmännlein auf Gundel, daß ſie die Baſe

Irmgard ſo lange in naſſen Kleidern hatte da ſitzen laſſen, und dazwiſchen ſchrie das Zicklein gar kläglich und zitterte auch am ganzen Leibe, ſo daß das Pechmännlein ſeine Schlafdecke vom Heuboden holte und das Zicklein hineinwickelte; dann gab er ihm ſehr geſchickt mit drei Fingern Milch aus einer Schüſſel zu trinken.

Das Zicklein ſchlief und drin in der Kammer ſchlief auch Irma.

„Gottlob, Du haſt lang geſchlafen," ſagte Gundel, die am ſpäten Morgen vor dem Bett Irmas ſtand. „Und das iſt wie ein Wunder, Dir hat der Hagel gar nichts gethan und ſchau, wie ich ausſehe." Sie zeigte ihre Beulen, fuhr aber raſch fort: „Schadet nichts, das vergeht bald wieder. Jetzt ſchau aber einmal den Himmel an, ſieht er nicht aus, wie wenn er gar nie was Böſes thun könnte? Drüben am Bach hat der Blitz in einen Baum eingeſchlagen und ihn mitten von einandergeriſſen, und wo es ſonſt trocken iſt wie in einem Backofen, da laufen Wäſſerlein. Wenn man's nicht in allen Gliedern ſpürte und auch draußen ſähe, man thät' es gar nicht glauben, daß das Unwetter je geweſen iſt; aber wir ſind doch glücklich, es iſt kein Stück Vieh zu Schaden gekommen und der Handbub iſt auch da, der iſt untergekrochen drunten im Thal, da ſoll gar nichts geweſen ſein."

Es war ein klarer friſcher Morgen. Nur in einzelnen Schrunden lagen noch unzerfloſſene große Schloſſen; die Kühe waren munter auf der Weide und der Handbub ſang und jodelte; er war ſtolz darauf, daß die Ziegen das Wetter am beſten verſtehen; ſie hatten thalab geweidet, und das iſt das ſicherſte Zeichen, daß ein Gewitter kommt.

Am Mittag kam Franz vom Freihofe herauf. Man hatte an wilden Waſſern, die zu Thal gekommen waren, vermuthet, daß etwas hier oben vorgefallen ſei, und Walpurga hatte Franz heraufgeſchickt, um Gewißheit zu holen. Die heiße Mittagsſonne ſog ſchnell wieder Alles auf, und die Waſſer hielten nicht Stand auf den Höhen. Irma ging mit ihrer blauen Decke nach ihrem Lieblingsplatz, breitete die Decke auf den Boden und legte ſich nieder.

Da ertönten Waldhornklänge. Was iſt das? Iſt's Wirklichkeit oder Traum?

Die Waldhornklänge wiederholten ſich, die Bruſt Irmas hob und ſenkte ſich raſch. Jetzt kommt etwas näher, es ſchnaubt, Aeſte knacken,

Irma ſchaut auf, an der Waldlichtung vor ihr, ganz nahe, rennt ein Hirſch vorbei und hinterdrein jagen Reiter, ſie kommen näher. Irma fährt ſich mit der Hand über die Augen — ſie ſieht nochmals — ſie ſieht deutlich: Da reitet der König und mit ihm ſein Gefolge — — —

Der Oberpiqueur ſpringt vom Pferd und ruft: „Hier, Majeſtät, hier brach das Thier durch, hier iſt friſcher Schweiß.“

Er tauchte ſeinen Finger in das Blut und zeigte es dem König. Der König ſchaute ſich um — Fühlt er den Blick, den für ihn längſt erloſchenen, einſt ihn ſo beſeligenden, der jetzt aus dem Waldesdickicht auf ihn gerichtet iſt? Er ſtrauchelt im Bügel, das Pferd bäumt ſich wild, Irma duckt nieder mit dem Geſicht ins Moos, ſie ſpürt es, als ob das wilde Heer, als ob alle Pferdehufen über ſie hinweg gehen — ſie zerbeißt das Moos vor ihrem Munde — ſie wühlt ſich mit den Händen in die Erde — ſie fürchtet, laut aufzuſchreien — — —

Als ſie ſich wieder erhob, war Alles ſtill. Sie ſtarrte umher. War die Erſcheinung nur ein Traum geweſen? Von ferne tönte noch ein Schuß, ein Waldhornklang. Der Hirſch war erlegt.

Wer auch ſo ſterben könnte! klang es in Irma. Wieder ſank ſie zurück auf das Moos und ſie weinte.

Sie erhob ſich. Auch in ihrer Seele war noch einmal eine dunkle Wolke gewitterſchwer aufgeſtiegen. Zum letztenmal. Ringsumher und in ihr war wieder Alles klar und ſonnig, vergeſſen Hagel und Sturm und Blitz. Sie kehrte nach der Hütte zurück und ſchaute oftmals um nach der Sonne, die ſich zu neigen begann. Jetzt zum Erſtenmal begab ſie ſich, bevor es Nacht war, zur Ruhe. Ein Fieberfroſt ſchüttelte ſie und bald brannte ihre Wange heiß und roth. Sie rief das Pechmännlein an ihr Bett und ließ ſich ein Blatt Papier geben; ihre Hand zitterte und ſie ſchrieb mit Bleiſtift:

„Die Tochter Eberhards ruft Gunther.“

Sie befahl dem Pechmännlein, hinab ins Städtchen zu eilen zu dem großen Doctor, ihm allein das Blatt zu geben und ihn ſofort hieher zu geleiten. Dann wendete ſie ſich ab und war ruhig.

„Ich will Dir noch was Gutes geben,“ ſagte das Pechmännlein, als er, den großen breitkrämpigen Hut auf dem Kopf und den Bergſtock in der Hand, vor ihr ſtand. „Wirſt ſeh'n, es thut Dir gut.

Ich lege Dir das Gemszicklein da unter die Füße, das thut Dir gut und ihm. Soll ich?“

Irma nickte.

Das Pechmännlein that, wie er gesagt. Das Zicklein schaute schläfrig zu Irma auf und Irma sah lächelnd zu ihm nieder. Bald schlossen Beide die Augen.

Das Pechmännlein wandelte durch die Nacht dahin thalab.

Sechzehntes Capitel.

Während des ganzen Tages hatte es im Thal fast unausgesetzt geregnet. Was hoch oben als Schlossenwetter niedergefallen war, verwandelte sich in der Niederung zu Regen, der nur bisweilen lichte Himmelsbläue durchblicken ließ, so daß man wissen konnte, oben ist schön Wetter.

Gegen Abend heiterte sich der Himmel ganz aus. Die Königin mit den Damen vom Hof, zu denen jetzt auch Frau Gunther und Paula gehörten, saß im großen Musiksaal, dessen Thüren geöffnet waren. Paula hatte zum Erstenmal vor der Königin gesungen. Sie war befangen und Frau Gunther bat, ihre Tochter nun für heute nicht mehr aufzufordern.

Zwischen der Königin und Frau Gunther hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß gebildet. Die Königin erfreute sich an der geraden und tüchtigen Natur, aber sie gewöhnte sich doch schwer daran, einer vollen Unabhängigkeit gegenüber zu stehen, ja sie war einmal versucht, diese Unabhängigkeit als Kleinlichkeit aufzufassen, denn Frau Gunther hatte schon am Tage, nachdem sie die Busennadel empfangen, zur Königin gesagt: „Majestät, es thut nicht gut, bis Sie ein Gegengeschenk von mir empfangen“ — und sie übergab der Königin ein schön gebundenes Buch, das ihr Bruder, der als Arzt in Amerika lebte, über die Sklavenfrage und die Geschichte der Sklaverei überhaupt verfaßt. Die Königin hatte das Buch dankend angenommen und Frau Gunther fühlte sich nun freier, obgleich es ihr noch oft Mühe machte, Alles, was sie sagen wollte, gewissermaßen zu über-

ſetzen und in das allgemein vorgeſchriebene Hofcoſtüm zu kleiden, denn ſie ſetzte einen Stolz darein, keinerlei Formen zu verletzen.

Die Königin fragte, warum die ältere Tochter, die Wittwe des Profeſſors, ſich ſo ſehr zurückziehe; Frau Gunther erwiderte, daß jetzt, da Bronnen und der Neffe zu Beſuch ſeien und überhaupt viel im Hauſe zu wirthſchaften, Cornelie ſich gern dieſen Verpflichtungen unterziehe. Immer aufs Neue vernahm es die Königin wie eine Kunde aus fremder Welt, daß die Zurichtung des täglichen Lebensbedarfs eine beſondere Thätigkeit in Anſpruch nimmt und ſich nicht von ſelbſt erledigt.

Im Gemüthe der Menſchen war auch etwas Verregnetes. Die Gewitterſpannung, die ſich hoch oben gelöſt hatte, ſchwebte hier noch theilweiſe in der Luft. Beim Landaufenthalt und zumal hier in der kleinen Meierei, wo viele Bequemlichkeiten fehlten und man ſich in den Räumen nicht ausbreiten und zerſtreuen konnte, war die Störung des Wetters beſonders auffällig und hindernd.

Um ſo mehr freute man ſich ſchon des morgenden Tages, der allen Anzeichen nach ein heller werde.

Es war verabredet, daß man morgen Mittag mit dem König, der von der Jagd dahin kommen wollte, in der Nähe des zweiten Waſſerfalls, den der Bach in den Bergen bildete, zur Mittagstafel zuſammentreffen wollte.

Der König arbeitete mit Bronnen im Cabinet, der neue Telegraph trug jetzt viele Botſchaften hin und her; Gunther, der Intendant, Sixtus und mehrere Cavaliere wanderten, Cigarren rauchend, zwiſchen den noch tropfenden Bäumen der Allee, auf denen jetzt das Abendroth tauſendfältig glitzerte.

Die Damen im Muſikſaal behaupteten, daß man heute Alpenglühen ſehe, was man natürlich täglich ſchauen wollte, obgleich es eine äußerſt ſeltene Erſcheinung.

Die Nacht war hereingebrochen, der König ſaß mit Gunther und zwei Kammerherren am Spieltiſch.

Da wurde Gunther durch einen Lakaien benachrichtigt, daß ein Mann draußen warte, der ihn augenblicklich ſprechen wolle. Gunther übergab ſeine Karten dem allzeit gefälligen Intendanten und ging

hinaus; hier ſtand, auf ſeinen großen Alpſtock gelehnt, den breiten, viel zerdrückten Hut in der Hand, den Teppich übergeworfen, das Pechmännlein. Er hielt die linke Hand in der Taſche, und als Gunther vor ihm ſtand, ſagte er:

„Hier iſt ein Zettel für Sie.“

Gunther las, rieb ſich die Augen und fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, als ob er ſich erſt wecken müſſe.

„Wer hat Dich geſchickt?“ fragte er.

„Es wird da drin ſtehen — Unſre Irmgard.“

Gunther ſchaute ſich erſchreckt um, als er den Namen hier nennen hörte, hier vor der Thür, und drin ſitzt der König, die Königin ...

Er ging nochmals an die im Corridor brennende Lampe und las den Zettel wiederholt, da ſtand's:

„Die Tochter Eberhards ruft Gunther.“

Der Mann, der ſich ſeiner ſtets ruhigen Faſſung wohl rühmen durfte, mußte ſich am Treppengeländer halten und konnte geraume Zeit kein Wort hervorbringen. Er ſchaute um, der Blick des Pechmännleins begegnete ihm.

„Wer biſt Du?“ fragte er endlich.

„Ich bin vom Freihof, die Walpurga iſt mein Schweſterkind —“

„Gut, geh' vor das Haus, warte auf mich, ich komme ſogleich.“

Das Pechmännlein ging, und Gunther ſammelte all' ſeine Kraft, um wieder hineinzugehen in den Spielſaal, ſich dort zu beurlauben und zu ſagen, daß ein Schwerkranker ihn rufe; er wußte nicht, wie er das mit ruhiger Stimme vorbringen ſollte vor allen denen, die das ſo nahe angeht, aber er hoffte, daß es ihm gelingen werde.

Da traten glücklicherweiſe Bronnen und ſeine Braut, die noch im ſtillen Abend durch den Garten gewandelt, in das Thor.

„Gut,“ rief Gunther ihnen entgegen. „Paula, ſchicke mir meinen Hut heraus, und Sie, lieber Bronnen, entſchuldigen mich bei Ihren Majeſtäten, ich muß augenblicklich zu einem Schwerkranken. Ich bitte aber, jedes Aufſehen zu vermeiden, und Paula, ſage der Mutter erſt davon, wenn ihr nach Hauſe geht; ich komme heut' Nacht nicht nach Hauſe.“

„Kann nicht Doctor Sixtus gehen?“ fragte Bronnen.

„Nein. Bitte, fragen Sie nichts mehr. Morgen früh bin ich wieder gut zu Hauſe, oder wenn ich nicht komme, ſo werde ich mich bei der Tafel am Waſſerfall einfinden.“

Das Brautpaar ging in die inneren Gemächer und bald brachte ein Lakai den Hut Gunthers heraus.

Gunther ging raſch mit dem Pechmännlein davon, nur einmal ſchaute er zurück nach den hell erleuchteten Fenſtern der Meierei und dachte der Menſchen, die dort ſorglos und nichts ahnend ſitzen. Wie wird erſt ſie das erſchrecken, was ihn ſo mächtig faßte! Auf dem Weg bis zu ſeinem Haus ſprach er nur oberflächlich mit dem Pechmännlein; er wollte nichts Näheres fragen, denn er konnte nicht wiſſen, ob nicht eine Antwort des Boten etwas ausſpreche, das, von einem Lauſcher gehört, das Geheimniß vorzeitig verrathe, und er arbeitete noch in ſich ſelbſt daran, wie das Alles zu ordnen und zu ſchlichten ſei.

Erſt in der Nähe ſeines Hauſes fragte Gunther:

„Was fehlt der Kranken? Worüber klagt ſie?“

„Sie klagt über nichts, ſie hat nur ein hitziges Fieber und hüſtelt ſchon lang.“

„Iſt ſie bei vollem Verſtand?“

„Wie immer, ganz ordentlich, im Schlaf ruft ſie nur manchmal Victoria! ſagt die Gundel; das iſt meine Tochter —“

„Gut, warte hier,“ ſagte Gunther am Hauſe, „ich werde Dir etwas zu eſſen und zu trinken herabſchicken; ſprich aber zu Niemand davon, wer Dich hergeſchickt.“

Cornelia ſaß, ihrem blinden Vetter vorleſend, bei der einſamen Lampe. Der Blinde hatte nur von dem Schrecken des Hagelwetters erzählt; was er im Herzen erlebt, verſchwieg er. Er hatte faſt den ganzen Tag geſchlafen, jetzt war er wieder erfriſcht. Cornelia erſchrak, als ſie den Vater ſah, aber er beruhigte ſie. Schnell war ſeine Handapotheke, erfriſchende und ſtärkende Nahrungsmittel in wohlverſchloſſenen Kapſeln bereit, Alles wurde auf das Maulthier gepackt. Gunther ritt davon, das Pechmännlein ſchritt neben ihm her; man ſah deſſen Antlitz kaum, denn ſein breitkrämpiger Hut

hatte das Gewitter von gestern noch nicht verwunden. Erst als man die Häuser des Städtchens hinter sich hatte, fragte Gunther:

„Wie weit ist es bis zu der Kranken?"

„Zum Fußgehen wär's bergan in drei Stunden zu machen, ich bin schon oft weniger daran gegangen, aber zum Reiten ist's eine gute Stunde mehr."

Als man in den Wald einritt, hielt Gunther an und sagte:

„Komm' näher. Also Du bist der Ohm von der Walpurga?"

„Freilich, der leibliche Bruder von ihrer Mutter und auch der einzige, zwei andere sind schon jung gestorben."

„Wie nennst Du die Kranke?"

„Wie sie heißt — Irmgard."

„Und seit wann ist sie bei euch?"

„Seitdem der Hansei den Hof gekauft hat. Sie ist damals gleich vom See aus mit uns gekommen. Sie ist aber krank gewesen, sie sagen, sie sei ein bischen verrückt; ich glaub' das nicht, sie hat ihren rechten Verstand, eher zu viel als zu wenig."

„Und weißt Du nicht, wie sie mit ihrem Familiennamen heißt?" fragte Gunther.

„Ich hab' nie danach gefragt." Und nun erzählte das Pechmännlein in redseliger Weise vom Leben der Irmgard und wie sie jahrelang eine Binde um die Stirn getragen und nie abgelegt habe, bis sie auf die Alm gekommen sei. Das Pechmännlein schilderte das ganze Leben der Irmgard so herzergreifend, daß Gunther anhielt, dem Alten die Hand reichte und sagte:

„Du bist ein guter Mann "

Ohm Peter ließ sich das gefallen, behauptete aber, so gut wie die Irmgard gäbe es Niemand auf der weiten Welt.

Ueber den Weg rannten überall schnelle Wässerlein, und das Pechmännlein erzählte von dem Gewitter gestern Abends, wie das so grausig sei, wenn die Luft plötzlich zu Steinen wird und auf Einen loshämmert, und wie er dem Blinden geholfen und was der ihm versprochen. Oft nahm er das Maulthier am Zügel, führte es eine steile Vertiefung hinab, durch einen Bach und dann wieder aufwärts.

„Sie müſſen auch ſchon Vieles erlebt haben, Herr Doctor,“ ſagte das Pechmännlein; er hätte ſich auch gern von dem Manne unterhalten laſſen auf dem langen Weg, und er könnte, auf dem Maulthier ſitzend, beſſer ſprechen, als er, der nebenher geht; er ſpürte es auf der Bruſt, daß ihm das Sprechen bergauf nicht gut iſt. Als hätte Gunther das errathen, ſtieg er ab, da man jetzt auf einer Hochebene anlangte, und hieß das Pechmännlein aufſitzen. Ohm Peter machte viel Umſtände, gab aber zuletzt nach und ſtieg auf; als es aber jetzt wieder bergan ging, ſtieg er ſchnell ab und Gunther mußte wieder reiten.

„Wenn unſere Irmgard jetzt von uns fort will,“ ſagte das Pechmännlein, „dem Herrn Doctor übergeb' ich ſie gern; ſie kann auch gar ſchön Zither ſpielen, und wenn ſie wieder geſund iſt, die kann man alle Künſte lernen laſſen, der iſt gar nichts verborgen. Aber ich hoffe, ſie bleibt bei uns, ſie iſt verſcheucht und geht nicht gern unter Menſchen.“

Es war, als ob er die Gedanken Gunthers geahnt, denn dieſer hatte ſich eben in die Vorſtellung verſenkt, wie er Irma noch vor dem Hof verborgen halten wolle, um ſie dann zu ſich ins Haus zu nehmen; er ſah ſie im Geiſt ſchon neben ſeiner Frau und Cornelia ſitzen, und er hatte für Paula wieder eine Tochter gewonnen.

Im Walde war es dunkel und nur die Sterne glitzerten darüber.

„Jetzt iſt Mitternacht vorüber,“ ſagte das Pechmännlein, als man wieder auf der Höhe eines Vorberges anlangte, „da drüben geht der Mond auf.“

Gunther ſchaute zurück und ſah den Halbmond ſich erheben, er ſah aus wie ein Trümmer im weiten Aether ...

„Da ſind ſchon von unſern Kühen,“ ſagte das Pechmännlein, und ſeine Stimme wurde heller, „das iſt die Amſel, die hat die bimbelige Schelle und verlauft ſich immer am weiteſten, aber es iſt keine halbe Stunde mehr, bis wir daheim ſind.“

Wortlos ging es des Weges weiter, und endlich war man bei der Alm angekommen. Ein Lichtſchimmer drang durch den Ausſchnitt im geſchloſſenen Laden am Kammerfenſter.

Gunther ſtieg ab.

„Ich will zuerſt hineingehen und ihr ſagen, daß der Herr da iſt,“ ſagte das Pechmännlein leiſe.

Gunther nickte.

Bald kam er wieder heraus und ſagte:

„Sie ſchläft, aber ſie hat flammrothe Backen, und die Gundel ſagt, ſie hat oftmals aus dem Traum gerufen: Vater! und auch Victoria! ſie muß Gutes träumen.“

Gunther ging in die Hütte. Er ſtand erſtarrt, als er Irma ſah.

„Was iſt das?“ fragte er das Pechmännlein, da ſich das Gemszicklein zu Füßen Irmas aufrichtete und den Fremden groß anſchaute.

„Das iſt ein Gemszicklein, das ich geſtern gefunden hab', ſie hat's gern,“ erwiderte das Pechmännlein leiſe.

Gunther hieß das Pechmännlein und Gundel das Zimmer verlaſſen, er ſetzte ſich ſtill neben das Bett. Er befühlte den Puls Irmas, er betaſtete ihre Stirn; das Pechmännlein fragte noch leiſe: „Wie ſteht's?“

Gunther zuckte die Achſeln und bedeutete ihm, hinauszugehen.

Das Pechmännlein eilte auf den Heuboden, weckte Franz und befahl ihm, hurtig zum Bauer und zur Bäuerin hinabzugehen und zu ſagen, ſie möchten gleich heraufkommen, die Irmgard ſei ſchwer krank.

Er legte ſich ſelbſt in das Heu, er war wie zerbrochen in allen Gliedern, ſo müde war er ſein Lebtag nicht geweſen; aber er fand weder Ruhe noch Schlaf, und bald ſtand er wieder vor der Hütte, am Ladenfenſter lauſchend.

Gunther ſaß indeß bei der Kranken. Sie bewegte ſich manchmal hin und her, aber ſie öffnete die Augen nicht; auch das Zicklein zu ihren Füßen ſchlief wieder.

Gunther hatte das Licht aus dem Zimmer gebracht und ſaß im Dunkeln.

„Es wird Tag! Ich will den Tag ſehen!“ rief Irma, plötzlich ſich aufrichtend.

Ein dämmeriger Strahl fiel durch den Ladeneinſchnitt.

„Ich will den Tag ſehen!“ rief Irma nochmals, und das Pech-

männlein draußen öffnete die nur angelehnten Fensterladen. Ein breiter Lichtstrom drang herein. Ueber das Antlitz Irmas zog ein Glanz, sie streckte Gunther beide Hände entgegen, er faßte sie, sie küßte ihm mit fiebernden Lippen die Hände.

„Du hast Großes vollbracht," sagte Gunther, „Du hast eine Kraft bewährt, die ich bewundere. Halte sie fest."

„Ich danke Dir. Mein Vater kommt in Dir zu mir. Lege Deine Hand auf meine Stirn."

„Ich halte meine Hand auf Deine Stirn und segne Dich im Geiste Deines Vaters, und mit diesem Kusse küsse ich Dir alle Schwere weg. Du bist frei."

Irma lag ruhig und Gunther hielt seine Hand auf ihrer Stirn und draußen stieg das Morgenroth immer höher und das Licht umfloß im goldenen Schein das Gemach.

Gunther ging hinaus und holte Irma eine stärkende Medicin. Sie fühlte Labung und Erfrischung.

„Ich weiß, daß ich jetzt sterbe," sagte sie mit klarer Stimme. „Ich bin glücklich, daß ich im Bewußtsein gelebt, im Bewußtsein sterben kann."

Sie übergab Gunther das Tagebuch und sagte, daß ihr darin niedergeschriebener Wunsch, wo sie beerdigt sein wolle, nicht gelten solle; der Ohm wisse, wo ihr Lieblingsplatz gewesen, dort wolle sie begraben sein, und kein Merkmal solle ihr Grab bezeichnen.

Gunther hatte ehedem gesagt, daß er schon viele im Tod erstarrende Hände in der Hand gehalten — an einem Todtenbett wie das Irmas hatte er noch nicht gesessen.

Siebzehntes Capitel.

„Ich hab's gewußt, ich hab's geahnt!" jammerte Walpurga, als Franz die Nachricht von der schweren Krankheit Irmas auf den Freihof brachte. Ich hab's gewußt, daß sie nicht wiederkommt," wiederholte sie oft und weinte und rang die Hände und kniete an dem Stuhl nieder und preßte den Kopf auf die gefalteten Hände.

„Das hilft jetzt nichts," ſagte Hanſei und legte ſeine Hand auf ihre Schulter. „Steh' auf, Du biſt doch ſonſt nicht ſo. Komm, es wird nicht ſo arg ſein, und was es auch ſei, jetzt iſt nicht Zeit zum Weinen und Jammern; jetzt wollen wir thun, was zu thun iſt."

„Was kann ich thun? Was ſoll ich thun?" wendete Walpurga ihr thränendes Antlitz zu Hanſei.

Er half ihr auf, daß ſie ſtand und er ſagte:

„Der Franz berichtet ja, es iſt ein Doctor oben, der eine Apotheke bei ſich hat, und jetzt wollen wir eſſen und dann wollen wir auch hinauf."

„O lieber Gott, ich kann ja keine drei Schritte gehen; mir ſind meine Knie wie abgeſchlagen."

„So bleib' Du da und ich geh allein."

„Allein willſt mich laſſen? Was ſoll ich denn dann machen?"

„Das weiß ich nicht; leg' Dich ins Bett, vielleicht kannſt Du ſchlafen."

„Ich will kein Bett, ich will keinen Schlaf, nichts will ich, ich geh' mit, und wenn ich unterwegs ſterbe, iſt mir auch recht."

„Sag' ſo was nicht, Du verſündigſt Dich an mir und an den Kindern," lag Hanſei auf den Lippen, aber er machte eine ſchnelle Bewegung mit der Hand, als drücke er die Worte wieder zurück; es iſt nicht nöthig, daß ſie laut werden. Wenn Frauen zu klagen anfangen, untermiſcht mit Mitleid über ſich ſelber, wiſſen ſie nicht, was ſie ſagen.

Hanſei brachte ſeiner Frau die beſſeren Kleider herbei, denn ſie war ſo benommen, daß ſie nicht mehr wußte, wo etwas liegt und wie man's anzieht. Hanſei zeigte ſich als gar nicht ungeſchickter Kammerdiener.

„Jetzt andere Schuhe mußt Du Dir ſelber anziehen," ſagte er endlich.

Unter Thränen lächelnd ſchaute ihn Walpurga an; ſie merkte erſt jetzt, wie er ihr ſo treulich und demüthig geholfen hatte. Mit friſcher Stimme ſagte ſie:

„Ja ich kann! Du haſt mir geholfen, daß ich's ſpüre, ich kann gehen."

Hanſei ließ das Eſſen hereinbringen und ſetzte ſich geruhig nieder, nachdem er Bergſtock, Waidſack und Hut neben ſich zurecht gelegt. Auch Walpurga mußte ſich an den Tiſch ſetzen, ſie aß nur wenig, Hanſei aber hatte die Tugend, zu jeder Zeit gehörig eſſen zu können; er lud tapfer auf und ſeine Mienen ſagten: wenn man ſein gehörig Eſſen im Leib hat, dann kann man ſchon feſter Alles auf ſich nehmen, mag kommen, was will.

Er ſchnitt ſich noch zu guter Letzt ein tüchtig Stück Brod ab, ſteckte es ein und ſtand auf.

Die Kinder wurden der Obermagd übergeben und noch einer Taglöhnerin befohlen, auch im Hauſe zu bleiben. Die beiden Eheleute gingen davon.

Als man ſchon eine große Strecke gegangen war, kam Burgei den Eltern nachgelaufen und ſchrie: „Ich will auch mit! Ich will auch mit zur Baſe Irmgard!“

Es war nicht anders zu machen, man mußte das Kind mitnehmen, denn die große Strecke wollte man es nicht allein zurückgehen laſſen, und keines von den Eltern wollte es zurückführen.

„Du biſt ein böſes Kind, ein arg böſes, jetzt muß ich Dich tragen und Du biſt ſchon ſo groß,“ ſagte Walpurga und nahm das Kind auf den Arm. Hanſei nickte. Es iſt gut, wenn das Kind dabei iſt, da wird ſeine Frau, die über Alles hinaus iſt, doch nicht gar ſo ſturm ſein können, wenn das Aergſte eintritt.

Walpurga, die nicht geglaubt hatte, allein gehen zu können, trug nun das Kind, und ſchritt raſch fürbaß.

„Jetzt laß die Burgei wieder laufen, und wenn ſie dann müd' iſt, trag' Ich ſie,“ ſagte Hanſei.

So lang der Weg Raum bot, ging das Kind zwiſchen den Eltern, als er ſchmal wurde, ließ man es voraus gehen. Man kam nur langſam vorwärts wegen des Kindes; Hanſei nahm es auf den Arm und es ſchlief bald ein.

Leiſe begann Walpurga:

„Jetzt muß ich Dir's ſagen, Hanſei, jetzt mußt Du mir's abnehmen, wer unſere Irmgard iſt.“

„Und ich ſag' Dir nochmals, ich will's nicht wiſſen; ſie allein

muß mir's ſagen, wenn ſie am Leben bleibt, und wenn ſie todt iſt, kannſt Du mir's nachher auch noch ſagen."

„Todt!" ſchrie Walpurga, „Du weißt mehr? Hat Dir der Franz was im Geheimen geſagt?"

„Der Franz hat mir nichts geſagt, was Du nicht auch gehört haſt."

„Warum ſprichſt Du aber ſo vom Tod?"

„Weil Eines, das ſchwer krank iſt, auch ſchnell ſterben kann. Sei doch ruhig."

„Ja, ja, ich weiß gar nicht mehr, daß das der Wald iſt, und ich mein', ich ſeh gar nichts mehr. Steh' einmal ſtill. Es iſt ein Doctor oben, der kennt ſie, und es werden noch Andere kommen, die ſie kennen; der bei uns geweſen, iſt ihr Bruder, und jetzt werden ſie kommen und werden unſere Irmgard holen und mit fortnehmen."

„Wenn ſie fortgehen will und mit klarem Verſtand zuſtimmt, da können wir nichts dagegen," beruhigte Hanſei, „das aber ſage ich und da bringt mich Niemand davon: ſo lang' ſie ſo krank iſt, daß ſie nicht ſelber ſagen kann, was ſie will, da leid' ich's nicht, daß ſie etwas mit ihr anfangen. Ich bin der Hanſei und ich bin ihr Annehmer, ich laſſ' ihr nichts geſchehen — jetzt da bitt' ich Dich, ſteh' mir bei und red' mir nichts drein; Du weißt, was ich ſag', das iſt."

„Ja, ja, Du haſt Recht," ſtimmte Walpurga ein, und die entſchloſſenen Worte Hanſeis ſchienen ihr körperliche Kraft einzuflößen, daß ſie den ſteilen Bergweg hinanſtieg ohne die mindeſte Beſchwer, ja es war faſt, als ob Hanſei ſie ſelbſt mit auf den Arm genommen hätte zu dem Kind. Aus dieſem Gedanken heraus ſagte ſie plötzlich:

„Weißt noch? Du haſt mich auch einmal tragen wollen, daheim am See. O lieber Gott, ich mein', wir müſſen ganz andere Menſchen geweſen ſein damals, da haben wir noch gar nichts von der Welt gewußt."

„Es iſt uns juſt nicht übel bekommen, daß wir etwas davon wiſſen und etwas davon haben," entgegnete Hanſei. Seine Stimme war laut und das Kind erwachte. „So, jetzt lauf' wieder," ſchloß er.

Man machte Raſt; Hanſei erinnerte ſich ſeines Stück Brodes, und einen guten Biſſen davon in den Mund ſteckend, ſagte er, mit dem Meſſer nach dem Thale zeigend:

„Da drüben lauft unſer Bach, und von hier aus iſt's nur eine Stunde nach dem Städtchen, wo die Staſi wohnt."

„Nur eine Stunde von hier aus?" fuhr Walpurga auf, „da lauf' ich hin. Das iſt ja die beſte Hülfe, die einzige. Hanſei geh Du voraus mit dem Kind, geraden Wegs auf die Alm; ich komm' bald nach, vom Städtchen aus, und ich bringe Gutes mit."

„Weib, biſt Du närriſch geworden? Mach' mich nicht auch verrückt. Jetzt willſt Du fort? So nah bei der Todtkranken?"

„So muß ich Dir ſagen: Die Königin iſt unten, und die Königin allein kann helfen. Behüt' Dich Gott, Hanſei, und behüt' Dich Gott, Burgei, ich komm bald nach."

Fort rannte ſie, den Wald hinab, nach dem Bach, am Ufer entlang, dem Städtchen zu.

„Wo iſt die Mutter? Mutter, Mutter!" klagte das Kind.

„Sei ruhig," tröſtete Hanſei, „die Mutter hat da unten noch ein Kind, und das iſt ein Prinz, und der ſchickt Dir goldene Kleider."

„Iſt das ein verzauberter Prinz, den die Mutter erlöſt? Was iſt er denn jetzt?"

„Ja, er iſt verzaubert," beſchwichtigte Hanſei; er glaubte damit fertig zu ſein.

„In was denn aber iſt er verzaubert?" fragte das Kind.

„In einen Kukuk. Aber jetzt laß mich in Ruh'. Kein Wort mehr! Sei ſtill!"

In ſeltſamen Gedanken gingen Vater und Kind den Berg hinan. Hanſei begriff nicht, wie ſeine Frau jetzt die Freundin verlaſſen und zur Königin gehen kann — vielleicht iſt da etwas zuſammen gehandelt.

Hanſei ſchüttelte den Kopf, Dinge, die er nicht auseinander wirren konnte, warf er von ſich. Man muß jetzt einmal ſehen, was man für die Kranke thun kann. Das iſt die Hauptſache. Er hob ſich ſchon in den Schultern, er war entſchloſſen, wenn der Arzt es für gut hielte, Irmgard auf den Armen herabzutragen nach dem Freihof.

Das Kind aber wandelte, mit großen Augen dreinſchauend dahin.

„Er ruft, er ruft!" ſagte es leiſe. „Meine Mutter erlöſt Dich."

Ein Kukuk rief durch den von der Mittagsſonne durchſchimmerten

Wald; ſein Ruf war bald näher, bald entfernter, und jetzt flog er über die Wandelnden weg und rief nach ſeiner Art im Fliegen.

Hanſei kam mit dem Kinde auf der Alm an. Der Ohm und Gundel gingen ihm traurig entgegen.

„Sie lebt noch, aber nicht mehr lang," berichtete der Ohm und trocknete ſich mit dem Aermel die Thränen. „Der Doctor läßt Niemand von uns mehr zu ihr. Wo iſt denn die Bäuerin?"

„Sie kommt bald nach," erwiderte Hanſei; er hatte zu thun, die Kühe abzuwehren, denn ſie kannten ihren Herrn und kamen zu ihm heran, um, wie ſonſt immer, eine Handvoll Salz von ihm zu bekommen, aber dießmal hatte er vergeſſen, es mitzubringen, und was man hier oben hatte, lag drin in der Kammer, die man jetzt nicht betreten durfte.

Hanſei befahl dem Handbuben, die Kühe weit weg zu treiben, damit die Kranke das Schellengeläute nicht höre. Das war Alles, was er jetzt für Irma thun konnte. Er ſetzte ſich traurig auf die Bank vor der Hütte, hob ein Stück Schnitzholz vom Boden und betrachtete es hin und her, als ob er wunder was daran ſehe. So ſaß er lange. Dann übergab er Burgei der Gundel und ging auf den Weg der am andern Abhang des Berges nach dem Städtchen führte, ſeiner Frau entgegen. Sie kam lange nicht. Er ging weiter im Wald, und heute, wie immer, wenn er hier heraufkam, ärgerte er ſich, daß da drüben auf den Felſen, die zu ſeinem Grunde gehören, ſo ſchöne Bäume ſtehen, denen man nicht beikommen kann, um ſie zu fällen. Eine Elſter, die oben auf einer ſchönen Tanne ſaß, ſchnatterte und ſchien ihn zu verſpotten. Indem er mit der ganzen Hand ſich mehrmals über das Geſicht auf- und abfuhr, wurde Hanſei erſt inne, an was für Dinge er jetzt mitten in dieſem Elend gedacht hatte. Es war nichts Unrechtes — das iſt es nie, aber das gehört jetzt nicht hieher, und aufs Neue, als ob er das Elend jetzt zum Erſtenmal erführe, kam wieder der Jammer über ihn.

Er kehrte um und ging nach der Hütte zurück. Der Leibarzt trat heraus.

„Ihr ſeid wol der Bauer?" fragte er.

„Ja. Und Sie der Herr Doctor?"

„Ja.“

„Und wie ſteht's?“

„Ich glaube, daß ſie nicht vor dem Abend ſtirbt.“

Hanſei traten die Thränen in die Augen.

Der Ohm bat Gunther um die Erlaubniß, das Gemszicklein heraus zu holen. Es ward ihm gewährt. Er brachte es, kaum hörbar auftretend, gab ihm zu trinken und trug es wieder hinein zu Füßen der Kranken.

„Sie hat die Augen aufgemacht und mir zugewinkt, ſie hat aber kein Wort geſprochen, dann hat ſie die Augen wieder zugemacht,“ berichtete der Ohm.

Hanſei bat, daß er Irmgard nur noch einmal ſehen dürfe. Er durfte durch den Spalt ſehen, während Gunther wieder ins Krankenzimmer eintrat. Hanſei wendete ſich wieder auf den Weg nach dem Städtchen, und auf ſeinem ganzen Gang weinte er, daß es ihm immer Herzſtöße gab.

„Der Ohm hat Recht, ſie iſt wie ein Engel geworden,“ ſagte er vor ſich hin.

Das am erſten Almtage geborene Stierkalb ſchien ſich beſonderer Anrechte auf den Bauer bewußt; es lief ihm trotz allen Zurückjagens immer wieder nach und blöckte ihn bettelnd an um Salz. Hanſei befriedigte es durch das letzte Stück Brot, das er noch bei ſich hatte.

Er mußte ſich im Wald niederſetzen, und hier weinte er und ſchaute manchmal verwirrt um ſich: wie iſt es nur möglich, daß die Sonne noch ſo ſchön ſcheint und der Kukuk ruft und der Habicht krächzt, und dort verathmet ein Menſch . . .

„Was nur Walpurga jetzt von der Königin will? Da oben iſt ihr Platz,“ dachte er dann immer wieder in ſich hinein.

Achtzehntes Capitel.

Am Bache entlang war Walpurga den Berg hinabgeeilt. Sie ſah bald das Städtchen und die Meierei, auf deren Dachſpitze eine hellfarbige Fahne flatterte.

Walpurga ſetzte ſich Athem holend eine kurze Raſt auf einen Fels am Bach. Ein Kukuk flog über ihr weg bergauf.

„Das iſt ein böſer Angang," ſagte ſie vor ſich hin.

Sie ſchritt voran nach der Meierei. Da ſah ſie durch das Eiſengitter einen Knaben in hellem Gewand und mit einem Federhut auf den langen blonden Locken im Garten ſpielen. Das Herz im Leibe wollte ihr zerſpringen, ſie faßte krampfhaft nach einer Eiſenſtange des Gitters. Sie ſchritt nach der Eingangsthür des Gartens.

„Frau von Gerloff ... der Prinz ... mein Kind, mein Kind," ſchrie ſie, ſtürzte auf den Prinzen zu, kniete im Gras nieder und umhalſte und küßte ihn.

Der Knabe ſchrie laut.

„O, das iſt ſeine Stimme!" rief Walpurga.

Frau von Gerloff war erſchrocken einen Augenblick wie angewurzelt feſtgeſtanden, jetzt kam ſie herbei und wehrte Walpurga ab; auch Diener kamen hinzu. Der Prinz verbarg ſich an Frau von Gerloff.

Walpurga kniete im Gras und konnte nicht aufſtehen.

„Er kennt mich nicht mehr! Er kennt mich nicht mehr und ich bin ſeine Amme!" klagte ſie verwirrten Blickes zu den Umſtehenden. Die Stimme ſchien eine Wirkung auf das Kind zu üben. Es wendete ſein Geſicht um, es war glühend roth, in ſeinen Wimpern hing noch eine Thräne, aber ſein Antlitz lächelte.

„Grüß Gott," ſagte er — das war das Wort, das man ihm für den Landaufenthalt eingeübt hatte.

„Grüß Gott kann er ſagen ... o, er kann ja reden! O lieber Gott, er kann reden! Jetzt ſag' einmal Walpurga, Kind! Kannſt Du Walpurga ſagen?

„Walpurga!" wiederholte der Knabe.

Die Königin kam herbei, in ihrem Geleit die Gräfin Brinkenſtein und Paula.

Walpurga wollte auf ſie zueilen, aber die Königin wehrte ab und befahl Frau von Gerloff, den Prinzen hinwegzuführen. Der Prinz wurde aus dem Garten geführt; aber er ſchaute doch noch einmal um nach Walpurga, und ſie nickte ihm zu und vergaß ganz, daß die Königin vor ihr ſtand, bis dieſe ſagte:

„Du haſt Dich hier hereingedrängt und mußt doch wiſſen, daß wir Dich nicht mehr ſehen wollen und Du weißt auch warum.“

„Ich will mich jetzt nicht vertheidigen, ich will was Anderes,“ drängte Walpurga.

„Was willſt Du?“ fragte die Königin.

In haſtigen Worten, oft abſetzend, ſchwer athmend, ſagte Walpurga:

„Frau Königin, man kann ſchlecht angeſehen werden, man kann gar nicht geſehen ſein in der Welt und doch brav ſein. Sie und ich, wir ſind jetzt geſund und können das ein andermal ausmachen. Frau Königin, ich hab' zwei Worte zu ſagen, ganz allein. Frau Königin, um aller Barmherzigkeit willen — es wird Ihnen in Ihrer Sterbeſtunde gut thun, Frau Königin, Sie müſſen auch ſterben — Frau Königin, ich bitte um aller Barmherzigkeit willen, hören Sie mich an, allein, nur eine Minute! Schicken Sie die Andern fort. Wir haben keine Zeit!“

Die Königin winkte der Gräfin Brinkenſtein und Paula, daß ſie ſich zurück zögen. Sie ſtand allein mit Walpurga, und dieſe ſagte — es gab ihr einen Herzſtoß dabei:

„Irma lebt.“

„Was ſagſt Du?“

„Vielleicht iſt ſie in dieſem Augenblick ſchon todt, ſie liegt im Sterben.“

„Ich verſtehe Dich nicht — biſt Du wahnſinnig?“

„Nein, Frau Königin. Setzen Sie ſich ... hier auf die Bank ... Sie zittern ja am ganzen Leib. Ich hab's ungeſchickt gemacht, aber ich hab' nicht anders gekonnt, aber was liegt jetzt an mir? Meinetwegen machen Sie mit mir, was Sie wollen — Irma lebt. Vielleicht nur noch dieſen Tag, vielleicht den nicht mehr aus. Frau Königin, Sie müſſen mit mir, Sie müſſen zu ihr. Es iſt das Einzige, was ſie noch auf der Welt haben kann ... Ein Wort ... Eine Hand ...“

Gräfin Brinkenſtein und Paula kamen herbei, da ſie ſahen, wie die Königin ſich leichenblaß zurücklegte. Als die Königin das Rauſchen der Gewänder hörte, richtete ſie ſich auf:

„Walpurga, ſag' noch einmal, was Du geſagt!“

Walpurga wiederholte, daß Irma noch lebe, und fügte hinzu, ſie

ſei jetzt im vierten Jahr bei ihr verborgen, und Gunther ſei bei ihr oben auf der Alm.

Auch die beiden Damen ſtanden erſtarrt, aber Walpurga wendete ſich wieder zur Königin und rief:

„Um Gottes willen, verſäumen Sie keine Minute mehr! Kommen Sie mit mir, zu ihr! Frau Königin, da drin wohnt die Staſi, die hat damals das Gebet für die Königin auf mich gewendet. Frau Königin, wenn Sie ſelber nicht vergeben, wie ſoll man noch für Sie beten? Frau Königin, denken Sie, wie es Ihnen damals in der heiligen Nacht im Herzen geweſen! Frau Königin, ſtehen Sie auf, werfen Sie Alles hinter ſich, und behalten Sie ihr gutes Herz allein. Frau Königin ..."

„So laß Ihre Majeſtät in Ruhe!" fiel Gräfin Brinkenſtein ein.

Aber Walpurga fuhr fort:

„Frau Königin, wenn Sie ſterben, haben Sie keine Hofdamen bei ſich und nichts — Laſſen Sie einmal im Leben jetzt eine Stunde Alles dahinter und kommen Sie mit mir allein und fragen Sie nach weiter gar nichts! Ehe die Nacht hereinbricht iſt ſie todt! Sie können an dem Tag eine Gutthat thun, die in alle Ewigkeit bleibt."

„Ich will zu ihr — ich muß!" ſagte die Königin aufſtehend, und ging der Meierei zu; ihr Schritt war raſch und ihre Wangen glühten.

„Majeſtät," warf die Oberhofmeiſterin ein, „der gnädigſte Herr ſind ausgeritten und kommen zur Tafel am Waſſerfall. Wollen Eure Majeſtät nicht abwarten?"

„Nein!" erwiderte die Königin, ihr Ton war ſcharf, es ſchien, als ob dieſe Formfrage eine ſtrenge Gedankenreihe verletzt und durchſchnitten. „Ich bitte," ſetzte ſie hinzu, „mich auf meine Verantwortlichkeit handeln zu laſſen."

„Majeſtät, es giebt keinen Fahrweg nach der Alm," ſetzte Gräfin Brinkenſtein milder hinzu.

„Aber einen Reitweg bis zum letzten Stück, faſt ganz bis an die Hütte," erwiderte Walpurga, „und da iſt ja der Mann von der Staſi, der iſt ja Förſter, der weiß alle Wege; ich will ihn rufen."

Sie eilte in die Amtswohnung des Inſpectors und brachte ihn mit heraus.

Der Inſpector beſtätigte, daß man eine gute Strecke fahren könne, und von da aus könne man reiten.

Die Königin befahl, daß er ſogleich mit den Reitpferden vorauseile; ſie zog ſich in ihre Gemächer zurück und bald darauf fuhr ſie mit Paula, Sixtus und Walpurga den Bergen zu; auf dem Hinterſitz ſaßen zwei Lakaien.

Die Braut des Mannes, der Irma geliebt, und die Gattin des Mannes, deſſen Liebe Irma erwidert hatte, ſaßen neben einander, um an ihr Sterbebett zu eilen.

Erſt im Fahren gewann man wieder freien Athem.

Walpurga erzählte. Von dem gleichmäßigen Leben Irmas war wenig zu berichten, um ſo mehr verweilte Walpurga bei der Mittheilung des Ohms, wie Irma mit demſelben, verhüllt nach der Reſidenz gewandert und bei der Sommerburg noch einmal die Königin und den Prinzen geſehen habe. Oft von Weinen unterbrochen, berichtete ſie dann, wie Irma die ſterbende Mutter gepflegt, und wie die Mutter, die Alles gewußt, Irma noch in der letzten Stunde geſegnet habe.

Die Königin hielt das Tuch vor die Augen und reichte Walpurga ſtill die Hand.

Je mehr Walpurga erzählte, um ſo reiner und verklärter erſchien Irma. Die Königin wendete ſich zu Paula und ſagte:

„Das iſt ein Leben im Tod — dazu gehört unfaßbare Heldenkraft.“

„Es giebt auch in unſeren Tagen noch Heilige,“ erwiderte Paula. „Alles, was vordem je ſchön, groß und echt war in der Welt, iſt gewiß noch in der Welt, wenn auch zerſtreut, verhüllt.“

Mitten aus allem gegenwärtigen tiefwühlenden Schmerz leuchtete ein heller Strahl im Auge der Königin auf. Sie ſah auf Paula: Gunther iſt nicht mehr bei Dir, aber in Zukunft wird ſein Beſtes bei Dir ſein in ſeinem Kinde.

Noch einmal mußte Walpurga von jenem Morgen am See erzählen, dann ſchilderte ſie auch die ſchönen Arbeiten Irmas, aber ſie merkte bald, daß die Königin nicht mehr zuhörte und ſchwieg.

Still fuhr man dahin.

Der Fahrweg war zu Ende, man verließ den Wagen und ſtieg zu Pferde. —

Bald darauf, nachdem die Königin abgefahren war, kam der König mit Bronnen von der Jagd in die Meierei zurück. Sie waren voll friſch geſtärkter Kraft, und der König fragte, ob ſeine Gemahlin ſich ſchon nach dem Waſſerfall begeben, denn ſie hatte den Wunſch ausgeſprochen, dort zu zeichnen.

Gräfin Brinkenſtein war in einer Verlegenheit, die ihr, zum Erſtenmal im Leben, alle Faſſung rauben wollte. Sie hatte gewiß auch alles gebührliche tiefe Mitleid mit Irma, aber — ſie hatte verborgen gelebt, ſie hätte nun auch verborgen ſterben ſollen. Wozu dieſe nochmaligen Aufregungen? Sie ſchüttelte den Kopf über dieſe excentriſchen capriciöſen Menſchen, die nicht einmal gebührendermaßen todt ſind, wenn man ſie ſchon lang betrauert und vergeſſen hat.

Sie berichtete nun mit ſtockender Stimme dem Könige, wohin die Königin gefahren und was vorging; ſie wagte kaum zu betonen, daß die Königin auf ihre eigene Verantwortung und gegen alle Hofordnung ſich allein mit Paula und Hofrath Sixtus nach den Bergen begeben.

Der König ſtand ſtill, ſchaute zur Erde und ſprach lange kein Wort. Der Boden vor ſeinem Auge zitterte, Alles ſchwankte wie in einem Erdbeben und die Schrecken der Verwüſtung fuhren durch ſeine Seele.

Was er jahrelang im Innerſten gelitten und gebüßt, ſtand wieder auf. Er hatte gearbeitet, gerungen und entſagt und Niemand dankte ihm, am wenigſten ſein eigen Herz, denn er war ein Schuldbeladener, der Gutes thun will und in tiefer Demuth erkennen muß, daß ihm das doch noch geſtattet iſt.

Er preßte zitternd die geballte Fauſt auf die Stirn, ſeine Wangen brannten, während Fieberfroſt die Glieder ſchüttelte: Dank dem gütigen Geſchick, daß ſie noch lebt! Die Todesſchuld iſt von der Seele genommen. Und auch ſie ſoll erkennen, welch ein Strafgericht ſich in mir vollzogen und was aus mir geworden. . . .

In dieſen wenigen Minuten hatte der König alle die ſtillen Qualen

der vergangenen Jahre auf's Neue durchgelebt. Wie aus der Unterwelt auftauchend blickte er jetzt um sich. Die Bäume, die Häuser, die Berge stehen noch fest, es ist kein Erdbeben hereingebrochen. Er sah Bronnen an und reichte ihm die eisigkalte Hand, während er kaum hörbar flüsterte:

„So ist Ihre Ahnung von damals auf dem Jagdschloß wahr geworden."

Seine Stimme war heiser. Er befahl, daß man frische Pferde sattle und ein zweiter Wagen nachgeschickt werde.

Er ritt mit Bronnen der Königin nach.

Neunzehntes Capitel.

Bergan ritt die Königin und neben ihr schritt Walpurga. Das Sonnenlicht fiel schon schräg durch die Wipfel auf den Weg, den gestern in der Nacht Gunther, vom Ohm geleitet, gezogen war; von den Wässerlein, die gestern über den Weg liefen, waren nur noch dünne Spuren da.

Die Königin sprach kein Wort, sie sah Walpurga oft groß an, durch ihre Seele zog eine lange Reihe von Erinnerungen und Erweckungen. Da geht die Frau neben dir, die damals auf deinen Wunsch aus der Heimath gerufen wurde — damals, als du mit dem König und Gunther unter der Hänge-Esche gesessen, warst du mild und verzeihend gegen Gefallene — und Gunther sagte: „Du bist es werth daß Tausende für dich jetzt beten." Warst du es damals? Bist du es jetzt werth? Damals warst Du noch nicht verletzt, hattest noch keine Unbill erfahren und es war leicht, verzeihend zu erscheinen — und nun, da du gekränkt worden, bist du in Bitterkeit, in Haß und Tugendstolz versunken und hast dir darin gefallen. Er änderte sein Leben, hat alles Kleinliche, Nichtige, Eitle abgethan und seine ganze Seele in treuer Arbeit seinem Volke gewidmet. Und du? Du wurdest immer herber und starrer, weil du gar so tugendsam. Bist du es denn? Was ist eine Tugend, die nur sich selbst lebt? Und sie, die so schwer fehlte, hat sie nicht noch schwerer gebüßt? Groß und hoch

über dir ſteht ſie, die Sünderin. Für mich iſt ſie geſtorben; und was habe ich aus dieſem Tod gemacht? Ich habe meinen Gatten allein gelaſſen in ſeiner ſchweren Arbeit, verlaſſen in ſeiner höchſten Noth. Ich habe nur für mich gelebt, denn meinem Kinde leben, war auch nur für mich leben — Du haſt Mildthätigkeit geübt an Armen und Hülfloſen. Aber deine Pflicht? Deine nächſte Pflicht? Du konnteſt dich nicht ſelbſt überwinden . . . Und du haſt es gewagt, von dir zu ſagen, du ſeieſt des Höchſten fähig, und: ärgert dich dein Auge, ſo reiße es aus? Gunther hatte Recht: Niemand kann dich erlöſen, als du ſelbſt, denn Niemand kann dir ſo die Wahrheit ſagen, als du ſelbſt.

Was haſt du gethan in den langen Jahren, in denen ſie ſich durchrang zur Vollendung und er ſich feſtigte im ſchönen Thun für ſein Volk? Ich bin die Sünderin — — Du mußt noch leben, Irma, du mußt, damit ich dir ſagen kann: ich bin unerlöſt, wenn du ſtirbſt, ohne daß du mir verziehen, du mir! . . .

In ſolchen Gedanken ritt die Königin den Berg hinan und immer freier wurde es ihr im Gemüth. Es löſt ſich der Bann, es hebt ſich ein Druck, der doch immer und auf Allem war.

„Iſt's noch weit?“ fragte ſie Walpurga.

Wieder überfiel ſie eine Angſt — wenn Irma nicht mehr lebt, wenn ſie nicht mehr vor ihr ſie und ſich ſelbſt befreien kann — ? — Ihr Herz zitterte — ſie legte die Hand darauf, als müſſe es ſtillſtehen, wenn das Herz da oben ſtill geſtanden. Immer tiefer, immer inniger und drängender ſtieg eine Verklärung Irmas in ihrer Seele auf und ſie ſelbſt war ſich ſo klein.

„Jetzt ſind wir bald am Ziel,“ ſagte Walpurga.

Eine Stimme von oben rief:

„Walpurga!“

Die Stimme tönte vielfach wieder von den Felſenbergen.

„Das iſt mein Mann,“ ſagte Walpurga zur Königin, und ebenfalls laut rief ſie:

„Hanſei!“

Seine Stimme antwortete von oben.

Hanſei kam näher, und als er die vornehmen Frauen und Männer zu Pferde ſah und die Livreebedienten, zog er den Hut ab und

wiſchte ſich mit der Hand über die Augen, ob er denn auch richtig ſehe.

„Wie ſteht's?" fragte ihn Walpurga.

„Sie lebt noch, aber nicht mehr lang. Ich bin ſchon eine Stunde von oben fort, wer weiß, was derweil geſchehen iſt. Der Doctor iſt aber bei ihr."

„Von hier an kann man nicht mehr reiten," ſagte der Inſpector.

Die Königin und Paula ſtiegen ab, Sixtus und die Diener folgten. Man ging die letzte Anhöhe hinan.

„Das dort, die in dem großen, weiß ſeidenen Tuch, das iſt die Königin," ſagte Walpurga mit bedeutſamer Miene zu Hanſei.

„Iſt mir Eins. Unſere Irmgard iſt mehr als alle Menſchen. Was Königin!" erwiderte er. „Wenn ein Menſch ſtirbt, ſind alle drum herum ganz gleich; wir müſſen Alle ſterben und da iſt's Eins, was wir noch die paar Jahre ſind."

Die Königin ſchaute nur kurz um nach Hanſei. Sie eilte haſtigen Schrittes vorwärts, winkte Paula zurückzubleiben und eilte allein fort — ſie war ohne Gefolge, aber zu ihrer Rechten und Linken, vor und hinter ihr gingen die Geiſter der Angſt und die der Erlöſung — ſie mußte durch ſie hindurchſchreiten. Die Angſt rief: Irma iſt todt, du kommſt zu ſpät! — und das feſſelte ihr den Fuß und wollte ihr den Athem rauben. Die Erlöſung rief: Schwinge dich auf — was zögerſt du? Du biſt frei, du bringſt den Frieden und gewinnſt den Frieden!

So ſtritten die Gewalten in ihr und um ſie her, und ſie wehrte mit den Händen ab.

Die Angſt gewann die Uebermacht, und wie ein Hülfeſchrei aus der Tiefe rang ſich von den Lippen der Königin der Ruf los:

„Irma! Irma!" und Irma! Irma! tönte es wieder und wieder von den Bergen. Die weite Welt ringsum rief den Namen Irma . . .

Drin in der Kammer hatte Irma gelegen, Gunther ſaß vor ihr. Sie athmete ſchwer. Sie wendete kaum den Kopf und öffnete nur manchmal leicht die Augen.

Gunther hatte die Aufzeichnungen Eberhards mit hinaufgenommen, und er fand eine Stunde, in der er der Tochter die Worte des

Vaters: „Für den Tag und die Stunde, da ſich mein Denken verdunkeln will, ſei mir dies zur Erleuchtung" — vorleſen konnte.

Als er die Worte las: — „im Verlorenen und ſcheinbar Verſunkenen iſt doch noch Gott" hatte ſich Irma aufgerichtet; ſie lehnte ſich aber wieder zurück und winkte, daß er weiter leſe. Er las:

„und bricht mein Auge — ich habe das Ewige geſehen — mein Blick iſt ewig. Frei über alle Verzerrung und Selbſtverwüſtung hinüber rauſcht wieder der ewige Geiſt."

Gunther ſchwieg und legte die Blätter auf das Bett Irmas. Sie hielt die Hand darauf. Nach geraumer Weile erhob ſie die Hand, deutete auf die Stirn und ſagte, die Augen ſchließend:

„Und doch hat er mich gezüchtigt."

„Was er Dir auch gethan," entgegnete Gunther, „hat nicht er gethan, nicht ſein freier reiner Wille; ein Krampf, ein Rückfall in die Endlichkeit hat es in ihm vollzogen. Im Geiſte Deines Vaters und ſo wahr als ich wünſche, daß in meiner Sterbeſtunde die Wahrheit in mir lebe, entſühne ich Dich. Du haſt Dich entſühnt. Verzeihe ihm, wie er Dir dennoch verziehen. Er würde Dich jetzt ſegnen, wie ich Dich ſegne. Sei in Liebe ſein gedenk, wie er in innerſter Wahrheit in Liebe zu Dir war."

Irma faßte die Hand Gunthers, die er ihr auf die Stirn gelegt, und küßte ſie. Dann ſprach ſie mehrmals, ohne ſich umzuwenden, vor ſich hin: „Bleib' bei mir."

Stundenlang ſaß nun Gunther an Irmas Bett. Man hörte nichts als den ängſtlichen Athem, der immer ſchwerer wurde.

Als jetzt draußen die Stimmen der Berge ihren Namen riefen, richtete Irma ſich auf und ſchaute rechts und links.

„Hörſt Du es auch?" fragte ſie. „Mein Name ... von Stimmen, Stimmen überall, Stimmen —"

Die Thüre öffnete ſich, die Königin trat ein.

„O, endlich biſt Du da!" hauchte Irma tief aufathmend. Sie richtete ſich mit der letzten Kraft auf und kniete im Bett; ihr langes Haar floß an ihr nieder, ihr Auge glänzte wunderſam, ſie faltete die Hände, dann breitete ſie die Arme aus und rief in herzzerreißendem Tone:

„Verzeih', verzeih'!"

„Verzeih' Du mir, Irma, meine Schweſter, Irma!" ſchluchzte die Königin und faßte ſie in ihre Arme und küßte ſie.

Ein Lächeln trat auf das Angeſicht Irmas, dann ſtieß ſie einen lauten Schmerzensſchrei aus, ſank zurück und war todt.

Die Königin kniete an ihrem Bett, Walpurga, die im Hintergrunde geſtanden hatte, trat vor und drückte Irma die Augen zu.

Still war's, nur tiefes Schluchzen der Königin und Walpurgas war vernehmbar.

Da nahten ſich draußen Schritte.

„Wo? wo iſt ſie?" rief die Stimme des Königs.

Gunther öffnete die Thür und winkte dem Herbeikommenden mit beiden Händen beſchwichtigend zu.

„Todt?" rief der König.

Gunther nickte. Er winkte Walpurga und ſie verließ mit ihm die Kammer.

Der König warf ſich ſtumm an der Leiche auf die Kniee.

Die Königin erhob ſich, legte ihre Hand auf das Haupt ihres Mannes und ſagte:

„Kurt, verzeihe mir, wie ich verziehen habe."

Der König faßte die dargereichte Hand, und Hand in Hand ſtarrten die Beiden noch lange in das Antlitz der Todten, darauf ein lächelnd milder Ausdruck ruhte. Sie ſchienen ſich von dem Anblick nicht trennen zu können. Endlich nahm die Königin ihr weißes Tuch ab und breitete es über die Todte.

Sie verließen die Hütte.

In purpurner Pracht ſtand die untergehende Sonne am Himmel und ringsum war alles ſtill, lautlos.

Gunther trat zur Königin und übergab ihr das in die Binde eingewickelte Tagebuch mit den Worten: „Dies iſt das Vermächtniß Irmas an Sie."

Die Königin ging auf Walpurga zu, reichte ihr ſtill die Hand und küßte das Kind, das Walpurga auf dem Arm trug.

Der König reichte Hanſei die Hand und ſagte: „Ich danke Dir. Ich ſehe Dich noch."

Das Pechmännlein trat zum König und der Königin und sagte:

„Vergelt's Gott, daß Ihr da herauf gekommen seid. Sie hat's verdient.“

Der König und die Königin gingen allein dem Walde zu. Das Gefolge hielt sich zurück.

Zwanzigstes Capitel.

Der König und die Königin gingen in den Wald.

Sie gingen Hand in Hand.

Die Nacht brach herein. Die Baumwipfel rauschten.

Die Königin stand still. Mit der ganzen, so lange zurückgedrängten Liebesgluth und aus der tiefsten Erschütterung der Seele heraus umarmte sie ihren Gatten. Sie küßte ihm Mund und Augen und Stirn, und sprach:

„Ich habe die Verklärte um Verzeihung gebeten, sie ist gestorben mit meinem Kuß. Dich bitte ich um Verzeihung, der Du lebst. Ihr habt gebüßt, schwer. — Sie einsam für sich, Du einsam neben mir.“

Sie zog ein Amulet hervor, das sie verborgen auf dem Herzen trug; es war der Trauring des Königs.

„Nimm noch einmal diesen Trauring von meiner Hand,“ sagte die Königin.

„Wir sind neu vermählt,“ erwiderte der König, steckte den Ring an seinen Finger und faßte die Königin in seine Arme, er hielt sie umschlungen, ihr Haupt ruhte an seinem Herzen.

Mit festem Schritt gingen sie weiter, den Berg hinab. Drunten harrten die Wagen.

Auch Bronnen und Sixtus gingen mit Paula, von den Dienern gefolgt, den Berg hinab.

Der König und die Königin fuhren allein, Paula und Sixtus fuhren im zweiten Wagen, Bronnen ging wieder auf die Alm zu Gunther.

Die Neuvereinten kamen in der Meierei an. Ihr erster Gang

war in das Gemach des Kronprinzen. Sie standen am Bett ihres Kindes, und der König sagte:

„So wie er jetzt schläft, so hat sein harmloser Kindessinn unsern Zerfall noch nicht empfunden. Wohl uns, daß er mit erwachendem Geiste nur unsere Einigkeit und Liebe sehe bis in den Tod."

Der König und die Königin saßen bei der Lampe und lasen die ganze Nacht das Tagebuch des einsamen Weltkindes.

Droben bei der Hütte waren Gunther und Bronnen geblieben. Eine kurze Weile saß Gunther bei Walpurga und hielt ihre Hand, indem er ihr sagte, wie ihre volle Unschuld nun an den Tag gekommen sei. Walpurga nickte still.

Die Kühe kamen an die Hütte, sie witterten die Leiche, schnaubten und brummten und brüllten dann um die Hütte herum, und kaum hatte man sie vertrieben, so waren sie unversehens wieder da.

In der Nacht grub das Pechmännlein ein Grab, dort auf der Stelle, wo Irma so oft gelegen, und manche Thräne fiel hinein, und wenn er einmal aufathmete, sagte er vor sich hin: „Wenn das Gemsziclein laufen kann, lass' ich's in den Wald springen."

Früh am Morgen wurde Irma begraben. Hansei, das Pechmännlein, Gunther und Bronnen trugen sie, Walpurga und das Kind gingen hinterdrein. Gundel und Franz hatten Wände und Grund des Grabes mit Alpenrosen verdeckt. Still wurde Irma im weißen Tuch der Königin eingesenkt, als eben das Morgenroth anbrach.

Drunten hatten der König und die Königin das Vermächtniß Irmas gelesen. Jetzt brach der Tag an. Sie schauten hinein in das Morgenroth, hinauf nach den Bergen, wo Irma begraben ward auf der Höhe.

Digitized by Google